Das belletristische Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek

der

classischen Romane aller Nationen.

163ter bis 165ter Band.

Enthält:

Der ewige Jude.

Dreizehntes bis fünfzehntes Bändchen.

Jeder Band kostet 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen.

Stuttgart.

Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.

1845.

Der ewige Jude.

Von

Eugene Sue.

Nach dem Französischen

von

August Zoller.

Dreizehntes bis fünfzehntes Bändchen.

Stuttgart.

Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.

1845.

Der Beschützer.

Erstes Kapitel.

Der Unbekannte.

Nachfolgende Scene ereignete sich am Morgen nach dem Tage, wo der Pater d'Aigrigny auf eine so harte Weise von Rodin in die subalterne Stellung zurückgeworfen wurde, welche kurz zuvor der Socius eingenommen hatte.

. . . .

Die Rue Clovis ist bekanntlich eine von den einsamsten Oertlichkeiten des Quartier de la Montagne-Sainte-Geneviève. Zur Zeit unserer Erzählung bestand das Haus Nro. 4. dieser Straße aus einem Hauptgebäude, das von einem dunkeln Gange durchschnitten war, welcher nach einem kleinen, düsteren Hofe führte, in dessen Hintergrund ein zweites, seltsam elendes, baufälliges Haus sich erhob.

Das Erdgeschoß der Façade bildete eine halb unterirdische Bude, in der man Kohlen, Knüppelholz, einige Gemüse und Milch verkaufte.

Es schlug neun Uhr. Die Händlerin, Mutter Arsene genannt, eine alte Frau von sanftem, kränklichem Aussehen, mit einem braunen Barchentrock

und einem rothen Rouennertuch um den Kopf, stand auf der letzten Stufe der Treppe, welche in ihren Keller führte, und vollendete ihre Auslage, d. h. auf die eine Seite der Thüre stellte sie einen blechernen Eimer mit Milch, auf die andere ein paar Bündel verwelkte Gemüse mit gelblichen Kohlköpfen; unten an der Treppe im Halbschatten dieses Kellers sah man die Reflexe der glühenden Kohle eines kleinen Ofens glänzen.

Diese zunächst an dem Gange liegende Bude diente als Portierloge und die Gemüsehändlerin diente als Portière.

Bald kam ein niedliches kleines Geschöpf aus dem Hause uud trat leicht hüpfend bei der Mutter Arsene ein.

Dieses junge Mädchen war Rose-Pompon, die vertraute Freundin der Reine Bacchanal, Rose-Pompon, für den Augenblick Wittwe, deren bacchischer, aber achtungsvoller Cicisbeo bekanntlich Nini-Moulin, dieser orthodoxe Chicard war, der sich vorkommenden Falls nach einem Gelage in Jacques Dumoulin, den religiösen Schriftsteller verwandelte, und so unendlich leicht von dem ausgelassensten Tanze zu der ultramontanen Polemik, von der stürmischen Tulpe zu einem katholischen Pamphlet überging. Rose-Pompon hatte, wie aus ihrer seltsamen Morgentoilette hervorging, so eben das Bett verlassen. Ohne Zweifel in Ermangelung einer andern Kopfbedeckung trug sie keck auf ihrem gut gekämmten und geglätteten, reizenden blonden Haare eine ihrer zierlichen Bootsknechtstracht entlehnte Polizeimütze. Man konnte nichts Lustigeres sehen, als dieses rosige, frische, fleischige, durch zwei heitere, funkelnde blaue Augen glänzend belebte Gesicht. Rose-Pompon hüllte sich so geschickt vom Halse bis zu den Füßen in ihren etwas abgetragenen schottischen Mantel mit den rothen und grünen Vierecken, daß man eine schamhafte Absichtlichkeit errathen mußte. Ihre nackten Füße, so weiß, daß man

nicht wußte, ob sie Strümpfe an hatte oder nicht, waren von kleinen rothen Saffianschuhen mit silbernen Schnallen umschlossen. Es ließ sich leicht wahrnehmen, daß ihr Mantel einen Gegenstand verbarg, den sie in der Hand hielt.

„Guten Morgen, Mademoiselle Rose-Pompon," sagte die Mutter Arsene mit zuvorkommender Freundlichkeit; „Sie sind heute sehr frühzeitig, und haben also gestern nicht getanzt?"

„Sprechen Sie mir nicht hievon, Mutter Arsene; ich hatte kein Gemüth zum Tanzen. Diese arme Cephyse (die Reine Bacchanal, Schwester der Mayeux) hat die ganze Nacht geweint. Sie kann sich gar nicht darüber trösten, daß ihr Liebhaber im Gefängniß sitzt."

„Hören Sie," sprach die Gemüsehändlerin, „hören Sie, Mademoiselle, ich muß Ihnen in Beziehung auf Ihre Freundin Cephyse etwas sagen. Es wird Sie wohl nicht ärgern?"

„Aergere ich mich? ...." erwiederte Rose-Pompon, die Achseln zuckend.

„Glauben Sie, daß Herr Philemon mich bei seiner Rückkehr nicht zanken wird?"

„Sie zanken? warum?"

„Wegen seiner Wohnung, die Sie einnehmen?"

„Ei, Mutter Arsene, hat Ihnen Philemon nicht im Gegentheil gesagt, ich wäre in seiner Abwesenheit Herrin seiner zwei Zimmer, wie ich es von ihm selbst gewesen bin?"

„Ich spreche nicht von Ihnen, Mademoiselle, sondern von Ihrer Freundin Cephyse, welche Sie ebenfalls in die Wohnung von Herrn Philemon gebracht haben."

„Und wohin sollte sie ohne mich gehen, meine gute Mutter Arsene? Seitdem ihr Liebhaber verhaftet worden ist, wagte sie es nicht, in ihre Wohnung zurückzukehren, weil sie dort alle mögliche Termine schuldig waren. Ihren Kummer bemerkend, sagte ich zu ihr:

„Komm' immerhin mit und wohne bei Philemon. Bei seiner Rückkehr werden wir sehen, ob wir Dich unterbringen."

„Bei Gott, Mademoiselle, wenn Sie mich versichern, daß Herr Philemon nicht ärgerlich sein wird, dann ist Alles gut."

„Aergerlich, worüber? daß man ihm seine Wirthschaft zu Grunde richtet! Sie ist so hübsch, diese Wirthschaft! gestern habe ich die letzte Tasse zerbrochen, und sehen Sie doch, in welchem wunderlichen Ding ich Milch zu holen genöthigt bin."

Laut lachend zog Rose-Pompon ihren hübschen, weißen kleinen Arm aus ihrem Mantel hervor und zeigte der Mutter Arsene eines von den Champagnergläsern von ungeheurer Fassungsfähigkeit, welche wenigstens eine Flasche halten.

„Ach, mein Gott!" rief die Gemüsehändlerin erstaunt, „man sollte glauben, es wäre eine krystallene Trompete."

„Es ist das Ordensglas von Philemon, womit er bei seiner Aufnahme als Canotier-flambart *) geschmückt wurde."

„Ich schäme mich ganz, daß ich Ihnen da hinein Milch gießen soll," sprach die Mutter Arsene.

---

*) Wir müssen redlich gestehen, daß wir den Orden oder die Gesellschaft, von welcher hier die Rede ist, nicht kennen, und überlassen es dem Leser, sich irgend eine Trinkmette von Studenten oder eine Carnevalscoterie darunter zu denken. Canotier bedeutet bekanntlich Kahnführer, Nachenführer, und Flambart ist ein Wort von dreierlei Sinn: einmal ist Flambart halb erloschene Kohle, dann nennt man Flambart eine Art von Irrlichtern, die sich an die Schiffsmasten anhängen, und drittens ist Flambart eine Art von Fischerschaluppen, wie sie im Havre gebräuchlich sind. Die letztere Bedeutung wäre wohl die geeignetste, und Canotier-flambart hätte die Bedeutung von Schaluppenführer. D. Ueb.

„Und ich vollends, wenn ich Jemand auf der Treppe träfe ... dieses Glas wie eine Kerze in der Hand haltend. Ich müßte zu sehr lachen, ich zerbräche am Ende das letzte Stück von dem Bazar Philemons, und er würde mir seinen Fluch geben."

„Es ist keine Gefahr, daß Sie Jemand begegnen; der Erste ist bereits ausgegangen, und der Zweite steht sehr spät auf."

„Bei dieser Gelegenheit," sagte Rose-Pompon, „ist im zweiten Stocke hinten im Hofe nicht ein Zimmer zu miethen? Ich denke hieran wegen Cephyse, wenn Philemon einmal zurück sein wird."

„Ja, ein schlechtes kleines Cabinet unter dem Dache .... über den zwei Zimmern des alten geheimnißvollen Mannes," erwiederte die Mutter Arsene.

„Ah, ja, der Vater Charlemagne .... Sie wissen nicht mehr über ihn?"

„Mein Gott, nein, Mademoiselle, wenn nicht, daß er diesen Morgen bei Tagesanbruch gekommen ist und an die Läden geklopft hat. „„Haben Sie gestern einen Brief für mich bekommen, meine liebe Dame?"" sagte er zu mir (er ist stets so höflich, dieser brave Mann). „„Nein, mein Herr,"" antwortete ich ihm. „„Gut, gut, dann lassen Sie sich nicht stören, meine liebe Dame; ich werde wieder vorüber kommen,"" und er entfernte sich."

„Er schläft also nie im Hause?"

„Nie. Ohne Zweifel wohnt er anderswo, denn er kommt nur alle vier oder fünf Tage hieher und bringt einige Stunden in den von ihm gemietheten Zimmern zu."

„Und er kommt allein?"

„Immer allein."

„Sind Sie dessen gewiß? sollte er nicht zufällig ein kleines niedliches Frauenzimmerchen zu sich kommen lassen? Denn Philemon würde Ihnen dann den Abschied

geben," sprach Rose-Pompon mit scherzhaft verschämter Miene.

„Herr Charlemagne!!! ein Frauenzimmer bei ihm! Ah, der arme liebe Mann!" rief die Gemüsehändlerin und hob die Arme zum Himmel empor. „Er, mit seinem fettigen Hut, seinem alten Oberrock, seinem geflickten Schirm und seiner einfältigen Miene! Er sieht eher aus, wie ein Heiliger, als wie irgend etwas Anderes."

„Aber Mutter Arsene, was mag er denn ganz allein Stunden lang in dem erbärmlichen Zimmer hinten im Hofe machen, wo man kaum zur Mittagsstunde hell sieht?"

„Ich frage mich auch, Mademoiselle, was er machen mag, denn bei dieser Ausstattung des Zimmers kann er sich nicht wohl irgend eine Unterhaltung verschaffen. Er hat im Ganzen nichts darin, als ein Gurtbett, einen Tisch, einen Ofen, einen Stuhl und einen alten Koffer."

„Das hat ganz den Werth der Einrichtung von Philemon," sagte Rose-Pompon.

„Aber dessenungeachtet, Mademoiselle, hat er so sehr bange, man könnte zu ihm hineinkommen, als ob man zu den Räubern gehörte und er Meubles von massivem Golde besäße. Er hat auf seine eigene Kosten ein Sicherheitsschloß an seiner Thüre anbringen lassen. Er gibt mir nie seinen Schlüssel und zündet das Feuer in seinem Ofen eher selber an, als daß er Jemand den Eintritt in seine Wohnung gestatten würde."

„Und Sie sagen, er sei alt?"

„Ja, Mademoiselle, zwischen fünfzig und sechzig."

„Und häßlich?"

„Denken Sie sich zwei kleine Vipernaugen mit dem Bohrer in ein bleiches Antlitz gegraben, in ein Antlitz so bleich, wie seine Lippen weiß sind. Was seinen Charakter betrifft, so ist dieser brave Mann

so höflich, er nimmt so oft mit einer tiefen Verbeugung seinen Hut ab, daß man wahrhaft dadurch in Verlegenheit gebracht wird."

„Aber ich komme immer wieder auf Eines zurück," versetzte Rose-Pompon, „was kann er ganz allein in diesen zwei Zimmern machen? Nun, wenn Cephyse das Cabinet über ihm nimmt, sobald Philemon zurückgekommen ist, können wir uns damit belustigen, daß wir etwas zu erfahren suchen .... Was verlangt man wohl Miethzins für das Cabinet?"

„Ach, Mademoiselle, es befindet sich in so schlechtem Zustande, daß es der Eigenthümer, glaube ich, um 50 bis 55 Franken jährlich ablassen würde; denn es ist kaum möglich, einen Ofen hineinzustellen, und es wird nur durch eine Dachluke beleuchtet."

„Arme Cephyse," sagte Rose-Pompon seufzend und traurig den Kopf schüttelnd, „nachdem sie sich so sehr belustigt, so viel Geld mit Jacques Rennepont ausgegeben hat, soll sie hier wohnen und wieder von ihrer Arbeit leben! Dazu gehört viel Muth!"

„Allerdings ist es ein himmelweiter Unterschied zwischen diesem Cabinet und dem vierspännigen Wagen, in welchem Sie Mademoiselle Cephyse mit all den schönen, lustigen Masken abholte. Da war besonders der Dicke mit dem Silberpapierhelme und einen Federstutz daran und mit den Kappenstiefeln; was für ein lustiger Bursche!"

„Ja, Nini-Moulin, es gibt nicht seines Gleichen, um die verbotene Frucht zu tanzen!... Man mußte ihn sehen, wenn er Cephyse, der Reine Bacchanal, gegenüber stand ... Arme Lacherin, arme Lärmerin! macht sie jetzt Geräusch, so geschieht es nur, wenn sie laut weint!"

„Ah, die Jugend, die Jugend!" rief die Gemüsehändlerin.

„Hören Sie, Mutter Arsene, Sie sind auch einmal jung gewesen! .. Sie ..."

„Meiner Treue, nicht so eigentlich, ich habe mich immer so gesehen, wie Sie mich jetzt sehen."

„Und die Liebhaber, Mutter Arsene?"

„Die Liebhaber? ah, ja wohl! Einmal war ich häßlich, und dann wurde ich zu gut bewahrt."

„Ihre Mutter bewachte Sie zu streng?"

„Nein, Mademoiselle, aber ich war angespannt."

„Wie, angespannt?" rief Rose-Pompon ganz erstaunt.

„Ja, Mademoiselle, mit meinem Bruder an ein Wasserträgerfaß angespannt. Sehen Sie, wenn wir wie zwei Pferde acht bis zehn Stunden im Tag gezogen hatten, so konnte es mir nicht in den Sinn kommen, an tolle Schwänke zu denken."

„Arme Mutter Arsene, was für ein hartes Gewerbe!" sprach Rose-Pompon theilnehmend.

„Besonders im Winter, wenn es gefroren war; das drückte gar sehr, ich und mein Bruder mußten uns oft beim Glatteis mit Nägeln beschlagen lassen."

„Und daß vollends eine Frau ein solches Gewerbe treiben soll, während man Hunde anzuspannen verbietet *)," fügte Rose-Pompon gefühlvoll bei.

„Bei Gott, das ist wahr!" versetzte die Mutter Arsene. „Die Thiere sind zuweilen glücklicher als die Menschen. Aber was wollen Sie, man muß leben. Wo das Thier angespannt ist, muß es auch fressen. Doch das war hart, ich bekam eine Lungenkrankheit davon, und dies ohne meine Schuld. Der Tragriemen, an dem ich angespannt war, drückte mich beim Ziehen so sehr über die Brust, daß ich nicht athmen konnte. Ich verließ auch das Gespann und nahm eine Bude. Damit will ich Ihnen nur sagen, daß ich,

*) Bekanntlich gibt es Ordonnanzen voll rührender Theilnahme für das Hundegeschlecht, welche das Anspannen dieser Thiere verbieten.

wenn ich Gelegenheit und ein schönes Aussehen gehabt hätte, vielleicht gewesen wäre, wie so viele junge Leute, die mit Lachen anfangen und mit..."

„Ganz mit dem Gegentheil endigen; das ist wahr, Mutter Arsene; aber es hätte auch nicht Jedermann den Muth, sich anspannen zu lassen, um vernünftig zu bleiben.... Man macht sich dann seine Gedanken, man sagt sich, man müsse lustig leben, so lange man jung und hübsch ist.... Und dann, weil man nicht alle Tage siebzehn Jahre zählt.... hernach.... hernach.... das Ende der Welt oder man verheirathet sich."

„Sagen Sie, Mademoiselle, es wäre vielleicht besser gewesen, damit anzufangen."

„Ja, man ist zu dumm, man weiß die Männer nicht auf die geeignete Art anzulocken, zu fesseln oder ihnen bange zu machen. Man ist einfältig, vertrauensvoll und sie spotten über uns... Hören Sie, Mutter Arsene, ich wäre ein Beispiel, um die Natur zittern zu machen, wenn ich wollte, aber es ist genug, selbst Kummer gehabt zu haben, ohne zuvor eines Vergnügens theilhaftig geworden zu sein, aus dem man sich angenehme Erinnerungen zum Trost hätte sammeln können."

„Wie, Mademoiselle, Sie, so jung, so heiter, haben Kummer gehabt?"

„Ach, Mutter Arsene, ich glaube wohl. Mit fünfzehn und einem halben Jahre fing ich an, Thränen zu vergießen, und wurde erst mit sechzehn wieder trocken... Das war hoffentlich genug?"

„Man hat Sie betrogen, Mademoiselle?"

„Es war noch viel schlimmer... wie bei so vielen anderen armen Mädchen, die von Anfang an nicht mehr als ich Lust hatten, Böses zu thun.... Meine Geschichte ist nicht lang.... Mein Vater und meine Mutter sind Bauersleute in der Gegend von Saint-Valery, aber so arm, so arm, daß sie von fünf Kindern

die sie hatten, sich genöthigt sahen, mich mit acht Jahren hieher zu meiner Tante zu schicken, welche Haushälterin war; die gute Frau nahm mich aus Barmherzigkeit auf, und das war schön von ihr, denn sie verdiente selbst nicht viel. Mit eilf Jahren brachte sie mich als Arbeiterin in eine von den Fabriken des Faubourg Saint-Antoine. Nicht um Schlechtes von den Herren der Fabriken zu sagen, aber es ist ihnen ganz gleichgültig, ob die kleinen Mädchen und die kleinen Knaben mit den älteren Mädchen und den jungen Leuten von achtzehn bis zwanzig Jahren vermischt sind, bei denen auch keine Trennung stattfindet... Sie begreifen dann... es gibt darunter, wie überall, schlechte Subjecte; sie thun sich weder in Worten, noch in Handlungen Zwang an, und ich frage Sie, was für ein Beispiel ist dies für Kinder, welche mehr sehen und hören, als sie den Anschein haben. Was wollen Sie weiter?... Heranwachsend gewöhnt man sich daran, jeden Tag Dinge zu hören und zu sehen, worüber man später natürlich nicht mehr erröthet."

„Das ist wahr, was Sie da sagen, Mademoiselle Rose-Pompon; arme Kinder! wer kümmert sich um sie? Weder der Vater, noch die Mutter; sie sind bei ihrer Arbeit...."

„Ja, ja, Mutter Arsene, man sagt schnell von einem Mädchen, das sich schlecht betragen hat, es sei ein So und So; aber wenn man das Warum der Dinge wüßte, so würde man die Arme eher beklagen, als schmähen.... Um wieder auf mich zurück zu kommen. Mit fünfzehn Jahren war ich wohl hübsch und freundlich.... Eines Tages hatte ich eine Forderung bei dem ersten Commis der Fabrik anzubringen. Ich suchte ihn in seinem Cabinet auf. Er sagte mir, er werde mir Gerechtigkeit widerfahren lassen und mich sogar unter seinen besonderen Schutz nehmen, wenn ich ihm Gehör schenken würde. Und er fing damit an, daß er mich küssen wollte. Ich sträube mich....

da spricht er zu mir: „Wenn Du Dich weigerst, so bekommst Du keine Arbeit mehr; ich entlasse Dich aus der Fabrik.“

„O der abscheuliche Mensch!“ rief die Mutter Arsene.

„Ich kehre ganz in Thränen gebadet nach unserer Wohnung zurück. Meine gute Tante ermuthigt mich, nicht nachzugeben und anderswo ein Unterkommen zu suchen..... Ja.... doch unmöglich; die Fabriken waren von Menschen überströmt. Ein Unglück kommt nie allein. Meine Tante wird krank, kein Sou im Hause. Ich fasse Muth und kehre in die Fabrik zurück, um den Commis anzuflehen, er läßt sich nicht erweichen. „Desto schlimmer für Dich,“ sagte er mir, „Du schlägst Dein Glück aus, denn wenn Du hättest nachgiebig sein wollen, so würde ich Dich später vielleicht geheirathet haben!“ Was soll ich Ihnen noch weiter sagen, Mutter Arsene? Die Armuth war einmal da; ich hatte keine Arbeit; meine Tante war krank; der Commis sagte: er würde mich heirathen... ich machte es, wie so viele Andere.“

„Und als Sie später die Heirath von ihm forderten?“

„Lachte er mir in das Gesicht und nach sechs Monaten stieß er mich von sich... Damals weinte ich alle Thränen aus meinem Leibe, so daß ich jetzt keine mehr übrig habe. Ich machte eine Krankheit durch, und da man sich am Ende über Alles tröstet, so tröstete ich mich auch. Nach verschiedenen Wechselfällen fand ich Philemon und an ihm räche ich mich für die Andern... Ich bin sein Tyrann,“ fügte Rose-Pompon mit tragischer Miene bei, und man sah, wie die Trauerwolke verschwand, welche ihr hübsches Gesicht während der vorhergehenden Erzählung verdüstert hatte.

„Es ist wohl wahr,“ sagte die Mutter Arsene nachdenkend, „man täuscht eine arme junge Person; wer beschützt, wer vertheidigt sie? Ah, ja, oft rührt das

Schlimme, was der Mensch thut, nicht von ihm selbst her... und..."

„Halt, Nini-Moulin!" rief Rose-Pompon, die Gemüsehändlerin unterbrechend und auf die andere Seite der Straße schauend. „Er kommt sehr frühzeitig; was mag er von mir wollen?"

Rose-Pompon hüllte sich immer züchtiger in ihren Mantel.

Jacques Dumoulin erschien wirklich, den Hut auf dem Ohr, die Nase röthlich und das Auge funkelnd. Er hatte einen Paletot-Sac an, der die Rundheit seines Bauches noch mehr hervorhob. Seine zwei Hände, von denen die eine einen dicken Stock mit einem Metallknopf hielt, waren in die weiten Taschen seines Kleides getaucht.

In dem Augenblicke, wo er auf die Schwelle trat, ohne Zweifel um die Portière zu befragen, bemerkte er Rose-Pompon.

„Wie, meine Mündel schon aufgestanden? Das findet sich herrlich für mich, der ich gekommen bin, um sie bei Sonnenaufgang zu segnen."

Und Nini-Moulin rückte mit offenen Armen gegen Rose-Pompon vor, diese aber wich einen Schritt zurück.

„Wie, undankbares Kind!".... versetzte der religiöse Schriftsteller, „Sie weisen meine väterliche Morgenumarmung zurück?"

„Ich nehme väterliche Umarmungen nur von Philemon an.... Gestern habe ich von ihm einen Brief nebst einem Fäßchen Weinbeermus, zwei Gänsen, einem Kruge Familien-Ratafia und einem Aal bekommen. Nicht wahr, das ist ein lächerliches Geschenk? Den Ratafia behielt ich, das Uebrige tauschte ich gegen zwei Paare lebendige Tauben aus, die ich in dem Cabinet von Philemon einquartirt habe, welches ein ganz niedlicher Taubenschlag für mich geworden ist. Uebrigens kommt mein Mann mit 700 Franken, die er von seiner ehrenwerthen Familie unter dem Vorwande verlangt hat,

Baßgeige, Klapptrompete und Sprachrohr zu lernen, um damit in der Gesellschaft zu verführen und eine reiche Heirath zu machen."

„Gut, wir können den Familien-Ratafia versuchen und in Erwartung von Philemon und seinen 700 Franken schmausen."

Bei diesen Worten schlug Nini-Moulin auf seine Westentaschen, welche einen metallischen Klang von sich gaben, und er fuhr fort:

„Ich wollte Ihnen den Vorschlag machen, mein Leben heute und sogar morgen und übermorgen zu versüßen, wenn Ihr Herz zusagt."

„Sind es anständige und väterliche Vergnügungen, so sagt mein Herz nicht nein."

„Seien Sie unbesorgt, ich werde für Sie der Großvater, der Urgroßvater, ein Familienporträt sein. Hören Sie nur: Spazierfahrt, Mittagessen, Schauspiel, Maskenball und Abendbrod; ist das Ihnen genehm?"

„Unter der Bedingung, daß die arme Cephyse von der Partie ist; es wird sie zerstreuen."

„Cephyse mag dabei sein."

„Es scheint, Sie haben eine Erbschaft gemacht, dicker Apostel?"

„Noch mehr, als dies, ich bin Hauptredacteur eines religiösen Journals geworden... und da man in dieser achtungswerthen Bude eine gewisse Haltung haben muß, so verlange ich jeden Monat einen Monat Vorschuß und drei Tage frei. Unter dieser Bedingung willige ich ein, siebenundzwanzig Tage von dreißig den Heiligen zu spielen und immer ernst und niederkämpfend zu erscheinen, wie das Journal selbst."

„Sie, ein Journal? das wird ein drolliges sein, und ganz allein auf den Tischen der Kaffehäuser verbotene Pas tanzen."

„Ja, es wird drollig sein, aber nicht für Jedermann. Dickschotige Sacristane haben die Kosten zu

bezahlen.... Sie sehen nicht auf das Geld, wenn nur das Journal beißt, zerfleischt, brennt, bratet, zermalmt, ausrottet und ermordet. Bei meiner Ehre, ich werde nie rasender gewesen sein," fügte Nini-Moulin bei und brach in ein schallendes Gelächter aus; ich werde die noch ganz frischen Wunden mit meinem Gift vom stärksten Grad und mit meiner moussirenden Galle beträufeln!!"

Um seiner Rede mehr Nachdruck zu verleihen, ahmte Nini-Moulin den Knall eines Stöpsels nach, der aus einer Flasche Champagner springt, was Rose-Pompon ungemein lachen machte.

„Und wie wird Ihr Journal der Sacristane heißen?" fragte sie.

„Es heißt die Nächstenliebe."

„O schön, das ist ein vortrefflicher Name."

„Warten Sie doch, es hat noch einen zweiten."

„Lassen Sie ihn hören."

„Die Nächstenliebe oder der Ausrotter der Ungläubigen, der Gleichgültigen, der Lauen und Anderer, mit dem Motto des großen Bossuet: „Wer nicht für uns ist, der ist wider uns."

„Das sagt auch Philemon immer bei seinen Schlachten in der Chaumière, wenn er das Rad schlägt."

„Das beweist, daß der Adler von Meaux ein Universalgenie ist. Ich mache ihm nur Eines zum Vorwurf: daß er auf Molière eifersüchtig gewesen ist."

„Bah! Komödianten-Eifersucht!" sprach Rose-Pompon.

„Boshafte!" versetzte Nini-Moulin und bedrohte sie mit dem Finger.

„Sie wollen also Frau von Saint-Colombe ausrotten; denn diese ist etwas lau... und Ihre Verheirathung?"

„Mein Journal unterstützt dieselbe im Gegentheil.

Denken Sie nur, Hauptredacteur, das ist eine herrliche Lage. Die Sacristane streichen mich heraus, bringen mich vorwärts, unterstützen, segnen mich. Ich erobere die Sainte-Colombe, und dann... ein göttliches Leben."

In diesem Augenblick trat ein Briefträger in die Bude und übergab der Gemüsehändlerin einen Brief mit den Worten: „Für Herrn Charlemagne ... frankirt ... nichts zu bezahlen."

„Halt," sagte Rose-Pompon, „das ist für den kleinen, alten Geheimnißvollen mit dem sonderbaren Wesen. Kommt er wohl von weit her?"

„Ich glaube er kommt von Italien, von Rom," sagte Nini-Moulin, den Brief betrachtend, welchen die Gemüsehändlerin in der Hand hielt.

„Doch laßt hören," fügte er bei, „wer ist denn der sonderbare alte Mann, von dem Ihr sprecht?"

„Denken Sie sich, mein dicker Apostel," sprach Rose-Pompon, „ein alter guter Bursche, welcher zwei Zimmer hinten im Hofe hat. Er schläft nie darin und schließt sich nur von Zeit zu Zeit ein paar Stunden in denselben ein, ohne Jemand zu sich herauf zu lassen und ohne daß man weiß, was er macht."

„Das ist ein Verschwörer oder ein Falschmünzer," sagte Nini-Moulin lachend.

„Guter armer Mann," sprach die Mutter Arsene, „wo sollte denn seine falsche Münze sein? Er bezahlt mir immer mit schweren Sous das Stück Brod und den schwarzen Rettig, den ich ihm zum Frühstück zu liefern habe, wenn er frühstückt."

„Und wie heißt denn der geheimnißvolle Greis?" fragte Dumoulin.

„Herr Charlemagne," antwortete die Gemüsehändlerin, „doch halt... wenn man den Wolf nennt, so sieht man seinen Schweif."

„Wo ist den dieser Schweif?"

„Dort der kleine Alte unten an dem Hause; er

geht den Hals schief und mit einem Regenschirm unter dem Arm."

„Herr Rodin!" rief Nini-Moulin und stieg, rasch zurückweichend, eiligst drei Stufen der Treppe hinab, um nicht gesehen zu werden.

„Und Sie sagen, dieser Herr heiße?"

„Herr Charlemagne. Kennen Sie ihn?" fragte die Gemüsehändlerin.

„Was Teufels macht er hier unter einem falschen Namen?" sagte Jacques Dumoulin leise mit sich selbst sprechend.

„Sie kennen ihn also?" versetzte Rose-Pompon ungeduldig, „Sie sehen ja ganz verblüfft aus."

„Und dieser Herr hat als Absteigequartier zwei Zimmer im Hause? Und er kommt auf eine geheimnißvolle Weise dahin?" sprach Dumoulin immer mehr erstaunt.

„Ja," erwiederte Rose-Pompon, „man sieht seine Fenster aus dem Taubenschlag von Philemon."

„Rasch, rasch, gehen wir durch den Gang, damit er mir nicht begegnet," sagte Dumoulin.

Und ohne von Rodin bemerkt worden zu sein, ging er aus der Bude in den Gang und stieg vom Gange die Treppe hinauf, welche nach der Wohnung von Rose-Pompon führte.

„Guten Morgen, Herr Charlemagne," sprach die Mutter Arsene zu Rodin, als er auf ihrer Thürschwelle erschien. „Sie kommen zweimal an einem Tage, ganz angenehm, denn Sie machen sich sehr selten."

„Sie sind zu artig, meine liebe Dame," sagte Rodin mit einem sehr höflichen Compliment.

Und er trat in die Bude der Gemüsehändlerin.

Zweites Kapitel.

Der Winkel.

Die Physiognomie von Rodin athmete die reinste Einfachheit, als er bei der Mutter Arsene eintrat. Er stützte seine zwei Hände auf den Knopf seines Regenschirms und sagte:

„Ich bedaure sehr, meine liebe Dame, daß ich Sie diesen Morgen so frühzeitig erweckt habe."

„Sie kommen nicht so oft, mein würdiger Herr, daß ich Ihnen darüber böse werden könnte."

„Liebe Dame, ich wohne auf dem Lande und kann nur von Zeit zu Zeit in dieses Absteigequartier kommen, um meine kleinen Geschäfte abzumachen."

„Bald hätte ich vergessen, mein Herr, der Brief, den Sie erwarteten, ist diesen Morgen angekommen. Er ist dick und hat eine weite Reise gemacht. Hier," sprach die Gemüsehändlerin und zog den Brief aus ihrer Tasche. „Er hat kein Porto gekostet."

„Ich danke, meine liebe Dame," sagte Rodin, nahm den Brief mit scheinbarer Gleichgültigkeit zu sich und steckte ihn in die Seitentasche seines Oberrocks, den er sodann sorgfältig wieder zuknöpfte.

„Gehen Sie in Ihre Wohnung hinauf, mein Herr?"

„Ja, meine liebe Dame."

„Dann werde ich Ihren kleinen Bedarf besorgen," sprach die Mutter Arsene, „immer wie gewöhnlich, mein würdiger Herr?"

„Immer wie gewöhnlich."

„Das wird in einem Augenblick fertig sein."

Dieses sprechend nahm die Gemüsehändlerin einen alten Korb; nachdem sie einige Lohkuchen, ein kleines Reisbüschel und ein paar Stück Kohlen hineingeworfen hatte, bedeckte sie diese Brennstoffe mit einem Krautblatte; dann ging sie in den Hintergrund ihrer Bude,

zog aus einer Truhe einen dicken Laib Brod hervor, schnitt ein Stück davon ab, und wählte sofort mit einem Kennerauge einen prächtigen schwarzen Rettig aus mehreren solchen Wurzeln aus, theilte ihn in zwei Theile, machte ein Loch darein, das sie mit grobem grauem Salz füllte, fügte die zwei Stücke wieder zusammen und legte sie sorgfältig neben das Brod auf das Krautblatt, das die Combustibilien von den Comestibilien, die Brennstoffe von den Eßstoffen trennte. Hienach nahm sie aus ihrem Ofen einige angezündete Kohlen und legte sie in einen kleinen mit Asche gefüllten Feuertopf, den sie ebenfalls in den Korb stellte.

Nach diesen Vorbereitungen stieg die Mutter Arsene bis zu der letzten Stufe ihrer Treppe hinauf und sagte zu Rodin:

„Hier ist Ihr Korb, mein Herr.“

„Tausend Dank, liebe Dame,“ antwortete Rodin, steckte die Hand in seine Hosentasche und zog acht Sous daraus hervor, die er der Gemüsehändlerin, einen nach dem andern, zustellte. Dann fügte er bei:

„Sobald ich wieder herabkomme, gebe ich Ihnen wie gewöhnlich den Korb zurück.“

„Zu Diensten, mein braver Herr, zu Diensten,“ erwiederte die Mutter Arsene.

Rodin nahm seinen Regenschirm unter den linken Arm, hob mit der rechten Hand den Korb der Gemüsehändlerin auf, trat in den dunkeln Gang, ging durch einen kleinen Hof und stieg mit raschem Schritte bis in den zweiten Stock eines sehr elend aussehenden Gebäudes hinauf. Hier angelangt, zog er einen Schlüssel aus seiner Tasche und öffnete eine erste Thüre, die er sodann sorgfältig wieder hinter sich verschloß.

Das erste von den zwei Zimmern, die er bewohnte, war völlig von aller Ausstattung entblößt; was das zweite betrifft, so kann nicht wohl irgend ein Winkel einen traurigeren, erbärmlicheren Anblick bieten. Eine

verschobene, verschossene, zerrissene Tapete, deren ursprüngliche Farbe sich nicht erkennen ließ, bedeckte die Wände. Ein hölzernes Gurtbett mit einer schlechten Matratze und einer von den Motten zerfressenen wollenen Decke, ein Tabouret, ein kleiner wurmstichiger Tisch, ein Faience-Ofen mit tausend Rissen, als wäre er von japanesischem Porzellan, ein alter unter dem Bette stehender Koffer mit Vorlegschloß, dies war die ganze Ausrüstung der kläglichen Stube.

Ein schmales Fenster mit schmutzigen Scheiben erhellte kaum halb diese Stube, welche beinahe gänzlich des Lichtes und der Luft durch die Höhe des Gebäudes beraubt war, das auf die Straße ging. Zwei durch Nadeln an einander befestigte alte Tabakstücher, welche nach Belieben auf einer an dem Fenster ausgespannten Schnur hin und her gleiten konnten, dienten als Vorhänge. Getrennt, gespalten, ließen die Platten des Fußbodens die Gypsdecke der unteren Stube erschauen und zeugten von der tiefen Sorglosigkeit des Miethsmannes dieser Wohnung.

Nachdem Rodin seine Thüre verschlossen hatte, warf er seinen Hut und seinen Regenschirm auf das Gurtbett, stellte den Korb auf den Boden, zog den schwarzen Rettig und das Brod daraus hervor, legte diese beiden Gegenstände auf den Tisch, kniete vor den Ofen, stopfte ihn mit Brennstoffen voll und zündete, mit kräftiger Lunge die in dem Topfe mitgebrachte Gluth anblasend, das Feuer an.

Als nach dem geheiligten Ausdrucke sein Ofen zog, breitete Rodin auf der Schnur die zwei Tabakstücher aus, die ihm als Vorhänge dienten: sobald er sich hienach vor allen Augen verborgen glaubte, zog er aus der Tasche seines Oberrocks den Brief hervor, den ihm die Mutter Arsene zugestellt hatte.

Bei dieser Bewegung brachte er auch mehrere Papiere und andere Gegenstände mit. Das eine von diesen Papieren war schmutzig, zerknittert und in ein

kleines Packet zusammengefalten. Es fiel auf den Tisch und öffnete sich. Es enthielt ein von der Zeit geschwärztes silbernes Kreuz der Ehren-Legion; das rothe Band an demselben hatte beinahe gänzlich seine ursprüngliche Farbe verloren.

Bei dem Anblicke dieses Kreuzes, welches er mit der von Faringhea dem Indianer Dschalma g-stohlenen Medaille wieder in seine Tasche steckte, zuckte Rodin mit verächtlichem, spöttischem Lächeln die Achseln; dann nahm er seine dicke silberne Uhr aus der Tasche und legte sie auf den Tisch neben den Brief von Rom.

Er betrachtete diesen Brief mit einer seltsamen Mischung von Mißtrauen und Hoffnung, von Furcht und ungeduldiger Neugierde.

Nach kurzem Nachdenken schickte er sich an, den Umschlag zu entsiegeln . . . aber er warf ihn rasch wieder auf den Tisch, als wollte er in einer seltsamen Laune die peinlichen Augenblicke einer Ungewißheit verlängern, welche nicht minder stachelnd wirkt, als die Aufregung des Spiels.

Rodin schaute seine Uhr an und beschloß, den Brief nicht eher zu öffnen, als bis der Zeiger halb zehn Uhr markiren würde. Dazu bedurfte er noch sieben Minuten.

Mit einer von den völlig knabenhaft fatalistischen Seltsamkeiten, von welchen die größten Geister nicht frei sind, sagte Rodin zu sich selbst:

„Ich brenne vor Begierde, diesen Brief zu öffnen. Wenn ich ihn erst um halb zehn Uhr öffne, so werden die Nachrichten, die er mir bringt, günstig lauten.“

Um diese Minuten anzuwenden, ging Rodin einige Schritte im Zimmer auf und ab und stellte sich sodann gleichsam in bewundernder Betrachtung vor zwei alte, gelbliche, von den Jahren zernagte, Stiche, welche mittelst verrosteter Nägel an die Wand befestigt waren.

Der erste von diesen zwei Kunstgegenständen,

den einzigen Zierrathen, womit je Rodin diese elende Stube ausgestattet hatte, war eines von den plump gezeichneten, roth, gelb, grün und blau angemalten Bildern, wie man sie auf den Märkten verkauft. Eine italienische Inschrift deutete an, daß dieser Stich aus einer römischen Fabrik herstammte.

Er stellte eine mit Lumpen bedeckte Frau dar, welche einen Bettelsack trug und auf ihrem Schooß ein kleines Kind hatte. Eine abscheuliche Wahrsagerin hielt in ihren Händen die Hand des kleinen Kindes und schien die Zukunft darin zu lesen, denn aus ihrem Munde kamen mit dicken blauen Buchstaben die Worte: sara Papa (er wird Papst sein).

Der zweite von diesen Kunstgegenständen, welcher Rodin zu tiefem Nachdenken zu veranlassen schien, war ein vortreffliches radirtes Blatt, dessen kostbare Vollendung, dessen zugleich kühne und correcte Zeichnung sonderbar mit dem plumpen Anstrich des andern Bildes contrastirte.

Dieser seltene, prachtvolle Stich, für welchen Rodin sechs Louis'dor bezahlt hatte, (ungeheurer Aufwand) stellte einen Knaben in Lumpen dar. Die Häßlichkeit seiner Züge wurde durch den geistreichen Ausdruck seiner kräftig organisirten Gesichtsbildung ausgeglichen. Man sah ihn von vorn, umgeben von einer Heerde Schweine, die er hütete, auf einem Steine sitzend. Er hatte die Ellenbogen auf seinen Schooß gestützt und das Kinn in die flache Hand gelegt.

Die nachdenkende Haltung dieses, wie ein Bettler gekleideten, jungen Menschen, das Mächtige seiner breiten Stirne, die Freiheit seines durchdringenden Blickes, die Festigkeit seines schlauen Mundes schienen eine unbesiegbare Entschlossenheit verbunden mit erhabener Geisteskraft und verschmitzter Gewandtheit anzudeuten.

Unter dieser Figur schlangen sich die päpstlichen Attribute um ein Medaillon. In der Mitte des letzteren erblickte man einen greisen Kopf, dessen stark aus-

geprägte Linien auf eine auffallende Weise, trotz des hohen Alters, an die Züge des jungen Hirten erinnerten.

Unten an diesem Stiche war die Inschrift: die Jugend Sixtus V. und an dem angemalten Bilde: die Wahrsagung, zu lesen. *)

Während Rodin diese Bilder immer genauer, mit einem immer mehr glühenden und fragenden Auge betrachtete, als verlangte er Eingebung oder Hoffnung von ihnen, näherte er sich denselben dergestalt, daß er, immer noch aufrecht stehend und seinen rechten Arm hinten um den Kopf schlingend, sich gleichsam an die Wand stützte, indeß seine linke Hand in der Tasche seiner schwarzen Beinkleider stack, wodurch er gleichsam einen von den Flügeln seines alten olivengrünen Oberrocks verbarg.

Mehrere Minuten lang verharrte er in dieser nachsinnenden Stellung.

. . . .

Rodin kam, wie gesagt, selten in diese Wohnung. Nach den Regeln seines Ordens war er bis jetzt stets bei dem Pater d'Aigrigny geblieben, dessen Ueberwachung man ihm speciell anvertraut hatte: kein Mitglied der Congregation, besonders in der subalternen Stellung, welche Rodin bis dahin eingenommen hatte, durfte sich in seiner Wohnung einschließen oder irgend ein Geräthe besitzen, das mit einem Schlüssel verschlossen wurde. Auf diese Weise verhinderte nichts die Ausübung eines beständigen, gegenseitigen Spionirsystems, eines der mächtigsten, von der Gesellschaft Jesu angewendeten Thätigkeits- und Untersochungsmittel.

In Berücksichtigung verschiedener Ursachen, die ihm ganz persönlich waren, obgleich sie sich in einigen Punk-

---

*) Nach der Tradition soll man der Mutter von Sixtus V. geweissagt haben, dieser werde Pabst werden, und er soll in seiner frühesten Jugend Schweinehirt gewesen sein.

ten an die allgemeinen Interessen seines Ordens angeschlossen, hatte Rodin, ohne daß irgend Jemand es wußte, ein Absteigquartier in der Rue Clovis genommen.

Aus diesem unbekannten Winkel correspondirte der Socius mit den höchsten und einflußreichsten Personen des heiligen Collegiums.

Man erinnert sich vielleicht, daß Rodin, als er am Anfange dieser Geschichte nach Rom schrieb, der Pater d'Aigrigny habe gezögert, abzureisen, da er den Befehl erhielt, Frankreich zu verlassen, ohne seine sterbende Mutter zu sehen; man erinnert sich, sagen wir, daß Rodin in Form einer Nachschrift unten an den Brief, der dem General des Ordens das Zögern des Pater d'Aigrigny anzeigte, die Worte beifügte:

„Sagen Sie dem Fürsten Cardinal, daß er auf mich zählen könne, er möge mir aber seinerseits ebenfalls thätig dienen."

Diese vertrauliche Weise einer Correspondenz mit dem mächtigsten Würdenträger des Ordens, der Beschützerton einer Empfehlung, welche Rodin an einen Fürsten Cardinal richtete, bewiesen hinreichend, daß der Socius, trotz seiner scheinbar untergeordneten Stellung, als ein sehr wichtiger Mann von mehreren Kirchenfürsten und anderen Würdenträgern betrachtet wurde, welche ihre, mit allen Vorsichtsmaßregeln und gebräuchlichen Sicherheiten, chiffrirten Briefe unter einem falschen Namen nach Paris an ihn richteten.

Nachdem Rodin mehrere Augenblicke in nachsinnender Betrachtung vor dem Porträt von Sixtus V. gestanden hatte, kam er langsam zu dem Tische zurück, auf welchem der Brief lag, den er trotz seiner lebhaften Neugierde durch eine abergläubige Fristverlängerung zu öffnen verschoben hatte.

Da es noch einige Minuten brauchte, bis der Zeiger seiner Uhr halb zehn Uhr andeutete, so machte Rodin, um keine Zeit zu verlieren, methodisch die Vorbereitungen zu seinem mäßigen Frühstück. Er legte

BEE 13B BEE 13B

auf den Tisch neben ein mit Federn versehenes Schreibzeug das Brod und den schwarzen Rettig, dann setzte er sich auf sein Taburet, zog aus seiner Hosentasche ein Messer mit beinernem Heft hervor, dessen Klinge zu drei Viertheilen gänzlich abgestumpft war, schnitt abwechselnd ein Stück von dem Brod und ein Stück von dem Rettig ab und begann, das Auge auf den Zeiger seiner Uhr geheftet, sein einfaches Mahl mit einem kräftigen Appetit.

Sobald die bestimmte Minute eingetreten war, entsiegelte Rodin den Umschlag mit zitternder Hand.

Er enthielt zwei Briefe.

Der erste schien ihn nicht besonders zu befriedigen, denn nach Verlauf von einigen Minuten zuckte er die Achseln, schlug ungeduldig mit dem Heft seines Messers auf den Tisch, schob den Brief mit der Kehrseite seiner fettigen Hand verächtlich auf die Seite und durchlief das zweite Schreiben, wobei er sein Brod in der einen Hand hielt, während er mit der andern mit einer maschinenmäßigen Bewegung eine Rettigschnitte in das auf einer Ecke des Tisches zerstreute graue Salz tauchte.

Plötzlich blieb die Hand von Rodin unbeweglich. Je mehr er las, desto mehr schien er interessirt, überrascht, erstaunt.

Er erhob sich rasch von seinem Sitze und lief an das Fenster, als wollte er sich durch eine zweite Untersuchung der Ziffern des Briefes überzeugen, daß er sich nicht getäuscht habe, so unerwartet erschien ihm das, was man ihm meldete.

Ohne Zweifel erkannte Rodin, daß er gut dechiffrirt hatte, denn er ließ seine Arme fallen, nicht aus Niedergeschlagenheit, sondern mit dem Erstaunen einer eben so unvorhergesehenen, als außerordentlichen Befriedigung, und verharrte einige Augenblicke, den Kopf gesenkt, das Auge starr.... Das einzige Zeichen der Freude, das er von sich gab, äußerte

sich durch eine Art von klingendem, verlängertem Athemholen.

In ihrem Ehrgeize ebenso kühne, als in ihrem unterirdischen Graben geduldige und hartnäckige Menschen werden überrascht durch ihre Siege, wenn diese auf eine unglaubliche Art ihre weisen und klugen Vorhersehungen überschreiten.

Rodin befand sich in diesem Fall.

In Folge von Wundern an List, Gewandtheit und Verstellung, in Folge von mächtigen Bestechungszusagen, in Folge einer seltsamen Mischung von Furcht, Bewunderung, von Vertrauen, welches sein Genie mehreren einflußreichen Personen einflößte, erfuhr Rodin von der päpstlichen Regierung, daß er einer sehr wahrscheinlichen Aussicht gemäß in einer gegebenen Zeit mit der gegründetsten Hoffnung auf Erfolg auf eine Stellung Anspruch machen könne, welche nur zu oft die Furcht, den Haß oder den Neid vieler Souveräne erregt hat und zuweilen von großen, rechtschaffenen Männern, zuweilen von abscheulichen Bösewichten oder von Leuten eingenommen wurde, die aus den letzten Klassen der Gesellschaft hervorgingen.

Aber um dieses Ziel sicherer zu erreichen, mußte Rodin nothwendig in dem siegen, was er ohne Gewaltthat und nur durch geschickte Leitung des Spiels und der Federkraft der Leidenschaften durchzuführen sich anheischig gemacht hatte:

Er mußte der Gesellschaft Jesu den Besitz der Güter der Familie Rennepont sichern.

Der Besitz dieser Güter hatte auf diese Art eine doppelte und ungeheure Consequenz, denn Rodin gedachte nach seinen persönlichen Planen sich aus seinem Orden (dessen Chef seiner Discretion anheimgegeben war) einen Fußtritt und ein Mittel der Einschüchterung zu machen.

Als der erste Eindruck des Erstaunens bei ihm vorüber war, ein Eindruck, den man nur als eine Art

von Bescheidenheit des Ehrgeizes, von Mißtrauen gegen sich selbst betrachten darf, wie dies ziemlich häufig bei wirklich erhabenen Menschen vorkommt, betrachtete Rodin die Dinge kälter, logischer und machte sich sein Erstaunen beinahe zum Vorwurf.

Doch in einem seltsamen Widerspruche erhob sich Rodin, einem von den knabenhaften, thörichten Gedanken nachgebend, denen der Mensch oft gehorcht, wenn er sich vollkommen allein und verborgen glaubt oder weiß, nahm ungestüm den Brief, der eine so glückliche Ueberraschung bei ihm verursacht hatte und breitete ihn, gleichsam unter den Augen des Bildes, vor dem jungen Hirten aus, welcher Papst geworden war. Dann schüttelte er stolz und triumphirend das Haupt, schoß seinen Schlangenblick auf das Porträt, legte seinen schmutzigen Finger auf das päpstliche Emblem und sprach durch die Zähne:

„He, Bruder, ich auch vielleicht....“

Nach dieser lächerlichen Anrufung kehrte Rodin an seinen Platz zurück, und als ob die glückliche Neuigkeit seinen Appetit erhöht hätte, legte er den Brief vor sich, um ihn noch einmal zu lesen, brütete gleichsam mit den Augen darüber und fing an, zwischen durch eine Litaneien-Melodie singend, mit freudiger Wuth in sein hartes Brod und in seinen schwarzen Rettig zu beißen.

. . . .

Es lag etwas Seltsames, Großes und besonders Erschreckendes in der Opposition dieses ungeheuren, beinahe schon durch die Ereignisse gerechtfertigten und, wenn man so sagen darf, in einem so elendem Winkel enthaltenen, Ehrgeizes.

Ein Mann, wenn nicht von sehr erhabenen Eigenschaften, doch wenigstens von wirklichem Werthe, vornehmer Herr durch seine Geburt, sehr hochmüthig in die beste Gesellschaft gestellt, hätte der Pater d'Aigrigny nie auch nur den Gedanken gewagt, auf das Anspruch

zu machen, worauf Rodin von vorn herein abzielte. Der einzige Plan des Pater d'Agrigny, und diesen fand er schon vermessen, war, es eines Tags dahin zu bringen, daß man ihn zum General seines Ordens wählen würde, dieses Ordens, welcher die Welt umfaßte.

Der Unterschied der ehrgeizigen Fähigkeiten dieser zwei Personen ist leicht zu begreifen. Wenn ein Mensch von erhabenem Geiste, von einer gesunden und lebhaften Natur alle Kräfte seiner Seele und seines Körpers in einem einzigen Gedanken concentrirt und beständig, wie dies Rodin that, die Keuschheit, die Mäßigkeit, die freiwillige Verzichtleistung auf jede Befriedigung des Herzens oder der Sinne übt, so empört sich dieser Mensch beinahe immer nur gegen die heiligen Gebote des Schöpfers zum Nutzen einer ungeheuren, verzehrenden Leidenschaft, der höllischen Gottheit, welche durch einen schändlichen Vertrag, im Austausch gegen eine furchbare Macht, die Vernichtung aller edlen Neigungen, aller unaussprechlichen Reize, aller zärtlichen Triebe fordert, womit der Herr in seiner ewigen Weisheit, in seiner unerschöpflichen Großmuth das Geschöpf so väterlich ausgerüstet hat.

. . . .

Während der so eben von uns geschilderten stummen Scene nahm Rodin nicht wahr, daß die Vorhänge von einem der Fenster des Gebäudes, welches seine Wohnung beherrschte, sich leicht verschoben und halb das niedliche Antlitz von Rose-Pompon und den Silenskopf von Nini-Moulin entblößt hatten.

Hieraus folgte, daß Rodin, trotz seines Walles von Tabakstüchern, keineswegs vor der neugierigen und indiscreten Beobachtung der zwei Coryphäen der Stürmischen Tulpe geschützt war.

Drittes Kapitel.

Ein unerwarteter Besuch.

Obgleich Rodin bei dem Durchlesen des zweiten Briefes von Rom von einem tiefen Erstaunen ergriffen wurde, so sollte doch seine Antwort dieses Erstaunen nicht kundgeben. Sobald sein mäßiges Frühstück verzehrt war, nahm er ein Blatt Papier und chiffrirte rasch folgende Note mit dem harten, einschneidenden Tone, der bei ihm gewöhnlich war, wenn er sich keinen Zwang anthun mußte:

„Was man mir mittheilt, setzt mich keineswegs in Erstaunen. — Ich hatte Alles vorhergesehen. — Unentschiedenheit und Feigheit tragen immer solche Früchte. — Das ist noch nicht genug. — Das ketzerische Rußland erwürgt das katholische Polen. — Rom segnet die Mörder und verflucht die Opfer *).

---

*) Man liest in den Affaires de Rome, dieser bewunderungswürdigen Abhandlung gegen Rom, welche man dem wahrhaft evangelischsten Geiste unseres Jahrhunderts zu verdanken hat:

„Während der Ausgang des Kampfes zwischen Polen und seinen Unterdrückern zweifelhaft blieb, enthielt das officielle römische Journal kein Wort, welches das in so vielen Kämpfen siegreiche Volk verletzen konnte. Aber kaum war es unterlegen, kaum hatte die furchtbare Rache des Czaar die langen Hinopferungen einer dem Schwerte, der Verbannung, der Sklaverei geweihten Nation begonnen, als dasselbe Journal nicht genug beschimpfende Ausdrücke finden konnte, um diejenigen zu brandmarken, welche das Glück verlassen hatte. Man hätte indessen unrecht, diese unwürdige Feigheit unmittelbar der päpstlichen Regierung zuzuschreiben. Sie unterwarf sich dem Gesetze, das ihr Rußland vorschrieb. Dieses hatte ihr

„Das sagt mir zu.

„Dagegen garantirt Rußland Rom durch Oesterreich die butige Unterdrückung der Patrioten der Romagna.

„Das sagt mir auch zu.

„Die Würgerbanden des guten Cardinal Albani reichen nicht mehr für die Niedermetzlung der gottlosen Liberalen zu; sie sind müde.

„Das sagt mir nicht mehr zu.

„Sie müssen marschiren."

In dem Augenblick, wo Rodin die letzten Worte schrieb, wurde seine Aufmerksamkeit plötzlich durch die frische, wohlklingende Stimme der Rose-Pompon abgezogen, welche (sie wußte ihren Béranger auswendig) das Fenster geöffnet hatte und auf dem Gesimse sitzend mit viel Anmuth folgenden Vers des unsterblichen Liederdichters sang:

Mais quelle erreur, non, Dieu n'est pas colère.
S'il créa tout ... à tout il sert d'appui:
Vins qu'il nous donne, amitié tutélaire,
Et vous amours, qui créez après lui,
Prêtez un charme à ma philosophie,
Pour dissiper des rêves affligeans,
Le verre en main, que chacun se confie
Au Dieu des bonnes gens! *)

---

gesagt: willst du leben? Halte dich hier .... bei dem Schaffot, und wie die Opfer vorüber ziehen ... verfluche sie.

(Lamennais, affaires de Rome 1844.)

*) Welch ein Irrthum, nein, Gott ist nicht Zorn. Schuf er Alles, so dient er auch Allem zu Stütze und Stab. Weine, die er uns schenkt, schützende Freundschaft, und du, o Liebe, die du nach ihm schaffst, leiht meiner Philosophie euern Zauber, um trübselige Träume zu zerstreuen; das Glas in der Hand baue Jeder auf den Gott der Guten.

Dieser Gesang voll göttlicher Sanftmuth stand in so seltsamem Widerspruch mit der kalten Grausamkeit der Zeilen von Rodin, daß er bebte und sich vor Wuth in die Lippen biß, als er das Lied des großen, wahrhaft christlichen Dichters erkannte, welcher der schlechten Kirche so harte Schläge beigebracht hatte.

Rodin wartete einen Augenblick in zorniger Ungeduld in der Voraussetzung, die Stimme würde fortfahren, aber Rose-Pompon schwieg oder trällerte wenigstens nur noch, und ging sogar bald zu einer andern Melodie über, zu der des guten Papstes, die sie vocalisirte, aber ohne Worte.

Rodin wagte es nicht durch sein Fenster nachzusehen, wer die ungelegene Sängerin wäre, zuckte die Achseln, nahm seine Feder wieder und fuhr fort.

„Etwas Anderes: Man müßte die Unabhängigen aller Länder zu Zorn und Haß reizen, — die philosophale Wuth Europas anfachen, — den Liberalismus schäumen machen, — Alles, was schreit, gegen Rom aufwiegeln. Zu diesem Ende wären im Angesicht der Welt die drei nachstehenden Sätze zu proclamiren:

1. Es ist abscheulich, zu behaupten, man könne sein Heil in jeglichem Glaubensbekenntniß machen, wenn nur die Sitten rein seien.

2. Es ist ärgerlich und einfältig, den Völkern Gewissensfreiheit zu bewilligen.

3. Man kann nicht zu viel Abscheu gegen die Freiheit der Presse haben *).

---

*) Man liest folgende Stellen in dem encyklischen Brief (Rundschreiben), den der gegenwärtige Papst im J. 1832 an alle Bischöfe von Frankreich richtete, die sich, wie ihre Gemeinden, an diese Instruktionen zu halten hätten, obgleich sie in directem Widerspruch mit den Gesetzen des Landes und den Rechten der Bürger standen:

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß Lamennais mit der

„Man muß den schwachen Mann dahin bringen, daß er erklärt, diese Sätze seien in jeder Beziehung

---

ganzen Macht seines Geistes und seines großen Herzens gegen so gehäßige Grundsätze protestirte, wie wir sie hier in ihrer ganzen ultramontanen Reinheit wiedergeben:

„Wir kommen jetzt (spricht der Papst) an einen andern Umstand, von dem wir seufzend die Kirche heimgesucht sehen, nämlich an den Indifferentismus oder an die durch die Ränke der Schlechten überall verbreitete, verkehrte Meinung, man könne das ewige Heil durch jegliches Glaubensbekenntniß erlangen, wenn nur die Sitten rein und redlich seien. Es wird Euch nicht schwer werden, bei einer so klaren und evidenten Materie einen so unseligen Irrthum der Eurer Obhut anvertrauten Völker niederzukämpfen.“

Ist das nicht klar genug? Eine Warnung für uns, die wir der Obhut der Geistlichen anvertraut sind. Doch das ist noch nicht genug. Hört, wie ein italienischer Mönch, das ultramontane Haupt unserer Bischöfe, mit einem Federstriche eines unserer heiligsten Rechte, ein Recht auslöscht, das dem Lande Ströme in den Religionskriegen vergossenen Blutes gekostet hat:

„Aus dieser verpesteten Quelle des Indifferentismus (fährt der heilige Vater fort) entspringt der alberne, irrthümliche Grundsatz, oder vielmehr der Wahnglaube, man müsse Jedermann die Gewissensfreiheit sichern und garantiren. Diesem schädlichen Irrthum bahnt man den Weg durch die volle, unbeschränkte Meinungsfreiheit, die sich durch das Unglück der bürgerlichen und religiösen Gesellschaft in die Ferne verbreitet.“

Es ist offenbar, daß der heilige Vater unseren Bischöfen befiehlt, ihren geistlichen Gemeindegliedern einen Abscheu vor den Grundgesetzen unserer Gesellschaft einzuflößen. Schließen wir mit einem nicht minder heftigen und bündigen Ausfall des Papstes gegen den Drachen der Presse:

orthodox, man muß ihm ihre gute Wirkung auf die despotischen Regierungen, auf die wahren Katholiken, auf die Knebler des Volksthümlichen rühmen. — Er wird sich in der Falle fangen. — Sind die Sätze ausgesprochen, bricht der Sturm los. — Allgemeine Erhebung gegen Rom; — tiefe Spaltung; — das heilige Collegium theilt sich in drei Parteien. — die eine billigt, — die andere tadelt, — die dritte zittert. — Noch mehr erschrocken, als er es gegenwärtig ist, weil er Polen hat erwürgen lassen, weicht der schwache Mann vor dem Geschrei, vor den Vorwürfen, vor den Drohungen, vor den Zerwürfnissen, die er hervorruft, zurück.

„Das sagt mir immerhin und ungemein zu.

„Dann ist es die Sache unseres guten P. V., das Gewissen des schwachen Mannes zu erschüttern, seinen Geist zu beunruhigen, sein Gemüth zu erschrecken.

„Kurz gefaßt: ihn mit Widerwillen sättigen, — seinen Rath theilen, — ihn isoliren, — erschrecken, — den wilden Eifer des guten Albani verdoppeln, den Appetit der Sanfedisten wiedererwecken *), ihnen Liberale geben für ihren Hunger. — Plünderung —

„Dahin gehört die unselige Freiheit, vor der man nicht genug Absch u haben kann, die Freiheit des Buchhandels, jedwede Schrift zu veröffentlichen, eine Freiheit, welche Einige anzusprechen und mit eben so viel Geräusch als Eifer zu verbreiten wagen."

Encyklischer Brief von Papst Gregor XVI. an die Bischöfe von Frankreich.

*) Gregor XVI. hatte kaum den päpstlichen Thron bestiegen, als er die Revolution von Bologna erfuhr. Seine erste Bewegung war, die Oesterreicher herbeizurufen und die Sanfedisten aufzustacheln. Der Cardinal Albani schlug die Liberalen in Cesena, seine Soldaten leerten die Kirchen aus, plünderten die Stadt, schändeten die Weiber. In Forli begingen die Banden mit kaltem Blute Mordthaten. — Im Jahre 1832

Nothzucht — Niedermetzelung wie in Cesena — wahre Fluthen Carbonari Blut, — der schwache Mann wird den unangenehmen Nachgeschmack davon haben, — so viele Schlächtereien in seinem Namen!! — er wird zurückweichen ... er wird zurückweichen ... jeder von seinen Tagen wird seinen Gewissensbiß haben, — jede Nacht ihren Schrecken, — jede Minute ihre Angst. Und die Abdankung, mit der er bereits droht, wird kommen, — vielleicht zu früh. Das ist gegenwärtig die einzige Gefahr; es ist Ihre Sache in dieser Hinsicht das Nöthige zu besorgen.

„Im Falle der Abdankung hat mich der Groß-Pönitenziar begriffen. — Statt einem General den Oberbefehl über unsern Orden, der besten Miliz des päpstlichen Stuhles, anzuvertrauen, commandire ich sie selbst, von der Zeit an beunruhigt mich diese Miliz nicht mehr: — Beispiel ... die Janitscharen und die prätorianischen Leibwachen, stets ein Unglück für die Regierung; — warum? weil sie sich als Vertheidiger der Gewalt außerhalb der Gewalt organisiren durften, — daher ihre Macht der Einschüchterung.

---

zeigten sich die Sanfedisten am hellen Tage mit Medaillen mit dem Bildnisse des Herzogs von Modena und des heiligen Vaters, mit Patenten im Namen der apostolischen Congregation, mit Privilegien und Indulgenzen. Die Sanfedisten leisteten buchstäblich folgenden Schwur: „Ich schwöre den Thron und den Altar auf den Gebeinen der ruchlosen Liberalen zu erheben und sie auszurotten ohne Mitleid für das Geschrei der Kinder und die Thränen der Greise und der Weiber." Die Unordnungen, welche diese Räuber begingen, überschritten jede Gränze. Die römische Regierung leistete der Anarchie allen Vorschub und organisirte die Sanfedisten als ein Corps von Freiwilligen, denen sie neue Privilegien bewilligte.

(La Révolution et les Révolutionnaires en Italie. — Revue des Deux Mondes, 15. Novembre 1844.

„Clemens XIV., ein alberner Tropf. Unsere Gesellschaft brandmarken, aufheben, erbärmliche Fehler. Sie vertheidigen — als unschuldig schildern — sich zu ihrem General machen — das hätte er thun sollen. Seiner Gnade anheimgegeben, hätte die Gesellschaft dann zu Allem eingewilligt, er absorbirte uns, er einverleibte uns dem heiligen Stuhle, der unsere Dienste nicht mehr zu fürchten hatte! Clemens XIV. starb an der Kolik. Wohl dem, der es verstanden hat. Ich werde, wenn der Fall eintritt, nicht an der Kolik sterben."

Die vibrirende, perlartige Stimme von Rose-Pompon ertönte abermals.

Rodin rückte vor Zorn ungestüm auf seinem Stuhle hin und her, aber bald und je mehr er von nachfolgendem Liede hörte, das er nicht kannte (er war mit Béranger nicht so vertraut, wie die Wittwe von Philemon) blieb der, für gewisse seltsame, abergläubische Ideen zugängliche Jesuit verblüfft, beinahe erschrocken über dieses sonderbare Zusammentreffen. Der gute Papst von Béranger spricht.

Que sont les rois? de sots bélitres,
Ou des brigands, qui, gros d'orgueuil,
Donnant leurs crimes pour des titres,
Entre eux se poussent au cercueuil.
A prix d'or je puis les absoudre
Ou changer leur sceptre en bourdon.
Ma dondon,
Riez donc,
Sautez donc!
Regardez-moi lancer la foudre,
Jupin m'a fait son héritier,
Je suis entier. *)

---

*) Was sind die Könige? ärmliche Wichte oder Räuber, die, vom Stolze aufgeblasen, ihre Verbrechen für Rechte aus-

Halb von seinem Stuhle aufgestanden, den Hals vorgestreckt, das Auge starr, horchte Rodin noch, als Rose=Pompon, wie eine Biene von einer Blume zur andern ihres Repertoirs fliegend, bereits das anmuthige Lied vom Kolibri sang.

Als der Jesuit nichts mehr hörte, setzte er sich in tiefem Erstaunen nieder; aber nach einigen Minuten des Nachdenkens strahlte sein Gesicht plötzlich: er sah ein glückliches Vorzeichen in diesem seltsamen Falle.

Er nahm seine Feder wieder und seine ersten Worte athmeten gleichsam dieses sonderbare Vertrauen auf einen Wink des Schicksals.

„Nie habe ich mehr an den guten Erfolg geglaubt, als in diesem Augenblick. Ein weiterer Grund, nichts zu vernachlässigen. — Jedes Vorgefühl heischt eine Verdoppelung des Eifers. — Ein neuer Gedanke ist mir gestern gekommen.

„Man wird hier im Einklang handeln. — Ich habe ein ultrakatholisches Blatt gegründet: Die Nächstenliebe. — Wegen seiner ultramontanen, tyrannischen, Freiheit tödtenden Wuth wird man es für ein Organ von Rom halten. — Ich werde diesen Gerüchten Glauben verschaffen. — Neuer Grimm.

„Das sagt mir zu.

„Ich gedenke die Frage der Unterrichtsfreiheit anzuregen. Die Liberalen werden uns unterstützen. — Die Dummköpfe lassen uns zu dem gemeinen Rechte zu, während uns unsere Privilegien, unsere Freiheiten, unser Einfluß im Beichtstuhle, unser Gehorsam gegen Rom durch die Vortheile, welche wir genießen, außer das gemeine Recht stellen. — Doppelte Dummköpfe,

---

gebend, einander in den Sarg stoßen. Für Gold kann ich ihnen ihre Sünden vergeben, oder ihren Scepter in einen Pilgerstab verwandeln. Auf, meine Dirne, lache doch, springe doch! Sieh mich den Blitz schleudern, Jupin hat mich zu seinem Erben gemacht, ich bin vollkommen.

sie halten uns für entwaffnet, weil sie es selbst gegen uns sind.

„Brennende Frage; — aufreizendes Geschrei, neuer Widerwille gegen den schwachen Mann. — Jeder Bach wird zum Strome.

„Das sagt mir immerhin zu.

„Um das Ganze in zwei Worten zusammenzufassen: Das Ende ist die Abdankung — das Mittel — unabläßige Plackerei. — Die Erbschaft Rennepont bezahlt die Wahl. — Ist der Preis gemacht, wird die Waare verkauft."

Rodin unterbrach sich plötzlich im Schreiben. Er glaubte ein Geräusch vor der Thüre seines Zimmers, die nach der Treppe ging, gehört zu haben. Er horchte, hielt den Athem an sich; Alles wurde wieder still. Er glaubte sich getäuscht zu haben und ergriff abermals die Feder.

„Ich übernehme die Angelegenheit Rennepont — die einzige Herzwurzel unserer zeitlichen Combinationen; — man muß sie als Grabarbeit wiederbeginnen, — an die Stelle der albernen Keulenschläge des Pater d'Aigrigny das Spiel der Interessen, die Federkraft der Leidenschaften setzen. Beinahe hätte er Alles verdorben und er hat doch gute Parteien auf seiner Seite, — er besitzt die Gabe des Umgangs, Verführung, Blick, aber nur eine einzige Tonleiter, — und er ist nicht groß genug, um sich klein zu machen zu wissen. - Aus seiner wahren Mitte werde ich Nutzen ziehen, — die Stücke sind gut. — Ich habe zur rechten Zeit die Vollmacht des ehrwürdigen Pater General benützt. Wenn es nöthig ist, werde ich den Pater d'Aigrigny mit den geheimen Verbindlichkeiten bekannt machen, welche der General gegen mich übernommen hat. Bis jetzt hat man ihn für diese Erbschaft die Ihnen bekannte Bestimmung schmieden lassen — guter Gedanke aber ungeschickt. Derselbe Zweck durch andre Mittel.

„Die Nachrichten falsch — es sind mehr als zweihundert Millionen. Tritt die Eventualität ein, so ist das Zweifelhafte gewiß — es bleibt ein ungeheuer weiter Raum. — Die Angelegenheit Rennepont ist zu dieser Stunde zweimal mein. — Vor drei Monaten werden diese zweihundert Millionen uns gehören — durch den freien Willen der Erben; — es muß sein; denn wenn dies fehlschlägt, entgeht mir die zeitliche Partei, meine Chancen vermindern sich um die Hälfte. — Ich habe um Vollmachten gebeten; — die Zeit drängt, ich handle, wie wenn ich sie hätte. Eine Auskunft ist für meine Entwürfe unentbehrlich; — ich erwarte sie von Ihnen; — ich muß sie haben, — Sie verstehen mich? Wird Sie der hohe Einfluß Ihres Bruders am Wiener Hofe unterstützen? — Ich will die genauesten Nachrichten über die gegenwärtige Stellung des Herzogs von Reichsstadt, des Napoleon II. der Kaiserlichgesinnten haben. Kann man oder kann man nicht durch Ihren Bruder eine geheime Correspondenz ohne Wissen seiner Umgebung mit dem Prinzen anknüpfen?

„Belehren Sie sich sogleich; es ist dringend — diese Note geht heute ab, ich werde sie morgen vervollständigen ... sie kommt Ihnen wie immer durch den kleinen Kaufmann zu.“

Als Rodin diesen Brief in einen doppelten Umschlag gelegt und versiegelt hatte, glaubte er abermals außen Geräusch zu vernehmen.

Er horchte.

Nach einigen Augenblicken der Stille wurde wiederholt an die Thüre seines Zimmers geklopft.

Rodin bebte. Zum ersten Male hörte er seit einem Jahre, so lange wohnte er hier, an seine Thüre klopfen.

Der Jesuit steckte hastig den von ihm geschriebenen Brief in die Tasche seines Ueberrocks, öffnete den unter dem Gurtbett verborgenen Koffer, zog ein Pak-

Papiere daraus hervor, das mit einem zerfetzten Tabakstuch umwickelt war, legte demselben die zwei chiffrirten Briefe bei, die er empfangen hatte, und verschloß den Koffer wieder sorgfältig.

Man fuhr fort, von außen mit verdoppelter Ungeduld zu klopfen.

Rodin nahm den Korb der Gemüsehändlerin in die Hand, seinen Regenschirm unter den Arm und schickte sich ziemlich unruhig an, nachzusehen, wer der indiscrete Besuch wäre.

Er öffnete die Thüre und sah sich Rose-Pompon, der ungelegenen Sängerin, gegenüber, welche sich freundlich vor ihm verbeugte und mit einer vollkommen treuherzigen Miene fragte: „Herr Rodin, mit Erlaubniß?“

Viertes Kapitel.

Ein Freundesdienst.

Trotz seiner Ueberraschung und seiner Unruhe veränderte Rodin sein Gesicht nicht im Geringsten. Den neugierigen Blick des Mädchens wahrnehmend, verschloß er zuerst seine Thüre hinter sich und sagte sodann mit gutmühigem Tone:

„Wen suchen Sie, mein liebes Kind?“

„Herrn Rodin,“ erwiederte keck Rose-Pompon, öffnete ihre schönen blauen Augen in ihrer ganzen Größe und schaute Rodin fest in das Gesicht.

„Er wohnt nicht hier ...“ sprach dieser und machte einen Schritt, um hinabzusteigen. „Ich kenne ihn nicht. Sehen Sie weiter oben oder weiter unten.“

„Oh, was das hübsch ist! Seien Sie doch freundlich in Ihrem Alter,“ rief Rose-Pompon die Achseln zuckend, „als ob man nicht wüßte, daß Sie Herr Rodin heißen.“

„Charlemagne," sagte der Socius sich verbeugend, „Charlemagne, Ihnen zu dienen, wenn ich hiezu fähig bin."

„Sie sind nicht hiezu fähig," antwortete Rose-Pompon mit majestätischen Tone und fügte dann spöttisch bei: „Wir haben also kleine Heimlichkeiten, daß wir den Namen verändern; wir haben bange Mama Rodin könnte spioniren?"

„Hören Sie, mein liebes Mädchen," sagte der Socius, mit väterlicher Miene lächelnd, „Sie adressiren sich ganz gut. Ich bin ein guter alter Mann, der die Jugend liebt . . . die muntere Jugend. Belustigen Sie sich also, sogar auf meine Kosten. . . . aber lassen Sie mich gehen, denn die Stunde drängt."

Rodin machte einen neuen Schritt gegen die Treppe.

„Herr Rodin," sagte Rose-Pompon mit feierlicher Stimme, „ich habe Ihnen sehr wichtige Dinge mitzutheilen, mir einen Rath von Ihnen in einer Herzensangelegenheit zu erbitten."

„Ei, ei, kleine Närrin, haben Sie denn Niemand in Ihrem Hause zum Plagen, daß Sie in dieses hier kommen?"

„Aber ich wohne hier, Herr Rodin," antwortete Rose-Pompon, indem sie boshaft einen besondern Nachdruck auf den Namen ihres Opfers legte.

„Sie? ah bah! Ich wußte nichts von einer so hübschen Nachbarschaft."

„Ja, ich wohne seit sechs Monaten hier, Herr Rodin."

„In der That, und wo denn?"

„Im dritten Stocke im Vordergebäude, Herr Rodin."

„Sie haben also vorhin so schön gesungen?"

„Ich selbst, mein Herr."

„Sie haben mir das größte Vergnügen bereitet."

„Sie sind sehr gütig, Herr Rodin."

„Und Sie wohnen ohne Zweifel bei Ihrer ehrenwerthen Familie?“

„Ich glaube wohl, Herr Rodin,“ sagte Rose-Pompon und schlug die Augen nieder, „ich wohne mit Großpapa Philemon und Großmama Reine Bacchanal.“

Rodin war bis jetzt ernstlich unruhig gewesen, da er nicht wußte, wie Rose-Pompon seinen wahren Namen erfahren hatte. Als er aber die Reine Bacchanal nennen hörte und vernahm, daß sie in diesem Hause wohnte, fand er eine Entschädigung für den unangenehmen, durch die Erscheinung von Rose-Pompon veranlaßten, Vorfall. Es lag Rodin wirklich viel daran, zu erfahren, wo er die Reine Bachanal, die Geliebte von Couche-tout-Nu und die Schwester der Mayeux, finden sollte, der Mayeux, welche seit ihrer Unterredung mit der Superiorin des Klosters und seit dem Antheile, den sie an den Fluchtentwürfen von Fräulein von Cardoville genommen hatte, als gefährlich bezeichnet war. Rodin hoffte überdies durch das, was er vernommen hatte, Rose-Pompon auf eine geschickte Weise dahin zu bringen, ihm den Namen der Person zu gestehen, von der sie wußte, daß Herr Charlemagne Rodin hieß.

Kaum hatte das junge Mädchen den Namen Reine Bacchanal ausgesprochen, als Rodin, wie es schien, eben so sehr erstaunt als interessirt die Hände faltete.

„Ah, mein liebes Mädchen!“ rief er, „ich beschwöre Sie, scherzen wir nicht länger. Sollte zufällig von einer jungen Person die Rede sein, welche diesen Beinamen führt und die Schwester einer verwachsenen Arbeiterin ist?“

„Ja, mein Herr, die Reine Bacchanal ist ihr Beiname,“ sprach Rose-Pompon ebenfalls erstaunt; „sie heißt Cephyse Soliveau und ist meine Freundin.“

„Ah, es ist Ihre Freundin?“ versetzte Rodin nachdenkend.

„Ja, mein Herr, es ist meine innige Freundin...“

„Und Sie lieben sie?“

„Wie eine Schwester... armes Mädchen! Ich thue für sie, was ich kann... Aber woher kennt ein ehrwürdiger Mann Ihres Alters die Reine Bacchanal? Ah, ah, nun weiß man doch wohl, warum Sie falsche Namen führen.“

„Mein liebes Mädchen, ich habe jetzt nicht mehr Lust, zu lachen,“ sagte Rodin so traurig, daß Rose-Pompon sich ihren Scherz zum Vorwurf machte und ihm entgegnete:,

„Aber woher kennen Sie denn Cephyse?“

„Ach, sie ist es nicht, die ich kenne... sondern ein braver Bursche, der sie rasend liebt!...“

„Jacques Rennepont?“

„Sonst Couche-tout-Nu genannt.... In diesem Augenblick sitzt er wegen Schulden im Gefängniß,“ versetzte Rodin mit einem Seufzer. „Ich habe ihn gestern daselbst gesehen.“

„Sie haben ihn daselbst gesehen? Wie geht das zu?“ sagte Rose-Pompon und klatschte dabei in ihre Hände. „Dann kommen Sie geschwinde, kommen Sie sogleich in die Wohnung von Philemon, Sie geben Cephyse Nachricht von ihrem Geliebten... sie ist so unruhig!“

„Meine liebe Tochter, ich wünschte ihr nur gute Kunde von diesem würdigen jungen Manne zu geben, den ich liebe, trotz seiner Thorheiten... denn wer hat keine Thorheiten gemacht?“ fügte Rodin leutselig bei.

„Bei Gott!“ rief Rose-Pompon und wiegte sich auf ihren Hüften, als ob sie noch ihre Maskentracht anhätte.

„Ich sage noch mehr,“ sprach Rodin, „ich liebe ihn wegen seiner Thorheiten, denn sehen Sie, was man auch sprechen mag, meine liebe Tochter, es findet sich immer ein guter Grund, ein gutes Herz, ein ge-

wisses Etwas bei denjenigen, welche großmüthig ihr Geld für die Andern ausgeben."

„Sie sind ein sehr braver Mann, Sie," rief Rose-Pompon entzückt über die Philosophie von Rodin, „aber warum wollen Sie nicht Cephyse besuchen, um mit ihr von Jacques zu sprechen?"

„Wozu soll es nützen, wenn ich ihr mittheile, was sie bereits weiß: daß Jacques im Gefängniß sitzt? Mein Wunsch wäre es, diesen würdigen jungen Mann aus einer so schlimmen Lage zu ziehen."

„O! Herr! thun Sie dies, befreien Sie Jacques aus dem Gefängniß," sprach Rose-Pompon lebhaft, „und wir umarmen Sie, wir zwei, Cephyse und ich."

„Das wäre eine Vergeudung, liebe, kleine Närrin," sagte Rodin lächelnd, „aber seien Sie unbesorgt, ich bedarf keiner Belohnung, um ein wenig Gutes zu thun, wenn ich kann."

„Also hoffen Sie, Jacques aus dem Gefängniß zu befreien?"

Rodin schüttelte den Kopf und versetzte mit halb bekümmerter, halb ärgerlicher Miene:

„Ich hoffte es, gewiß, ich hoffte es, aber was wollen Sie? zu dieser Stunde hat sich Alles verändert."

„Und warum denn?" sagte Rose-Pompon erstaunt.

„Der schlechte Spaß, den Sie mit mir getrieben haben, indem Sie mich Herr Rodin nannten, muß Ihnen sehr ergötzlich vorkommen, meine liebe Tochter: ich begreife es, Sie sind hiebei nur ein Echo . . . Irgend Jemand wird Ihnen gesagt haben, gehen Sie zu Herrn Charlemagne und nennen Sie ihn Rodin . . . das wird äußerst drollig sein."

„Es wäre mir allerdings nicht in den Kopf gekommen, Sie Herr Rodin zu nennen, man erfindet nicht selbst einen solchen Namen," antwortete Rose-Pompon.

„Nun, diese Person hat mit ihren schlechten Scher-

zen, ohne es zu wissen, dem armen Jacques Rennepont ein großes Unrecht zugefügt."

„Ach! mein Gott, und zwar nur, weil ich Sie Herr Rodin statt Herr Charlemagne nannte?" rief Rose-Pompon ganz traurig, denn sie beklagte nun den Scherz, welchen sie auf Antrieb von Nini-Moulin getrieben hatte.

„Aber sagen Sie mir doch, mein Herr," versetzte sie, „wa hat denn dieser Scherz mit dem Dienste gemein, den Sie Jacques leisten wollten?"

„Es ist mir nicht gestattet, es Ihnen zu sagen, meine liebe Tochter. Glauben Sie mir, ich bin untröstlich über diese ganze Geschichte wegen des armen Jacques; aber erlauben Sie mir nun, hinabzugehen."

„Mein Herr, hören Sie mich, ich bitte Sie," sprach Rose-Pompon; „wenn ich Ihnen den Namen der Person nennen würde, die mich aufgefordert hat, Sie Herr Rodin zu nennen, so würden Sie sich immer noch für Jacques interessiren?"

„Ich suche keines Menschen Geheimnisse zu erforschen, meine Liebe, Sie sind in Allem dem das Spielzeug oder das Echo vielleicht sehr gefährlicher Personen gewesen, und meiner Treue, trotz der Theilnahme, die mir Jacques Rennepont einflößt, habe ich armer Mann nicht Lust, wie sie wohl begreifen mögen, mir Feinde zu machen... Nein, davor soll mich Gott behüten."

Rose-Pompon begriff die Befürchtung von Rodin nicht, und darauf rechnete er wohl, denn nach einer Sekunde des Nachdenkens sagte das Mädchen zu ihm:

„Hören Sie, mein Herr, das ist zu stark für mich, ich verstehe es nicht, aber so viel weiß ich, daß ich in Verzweiflung wäre, wenn ich einem braven Jungen durch einen Scherz geschadet hätte; ich will Ihnen also ganz einfach sagen, wie sich die Sache verhält: meine Offenherzigkeit wird vielleicht zu etwas nütze sein."

„Die Offenherzigkeit erleuchtet oft die dunkelsten Dinge," sagte Rodin spruchreich.

„Im Ganzen," erwiederte Rose-Pompon, „widerfährt Nini-Moulin sein Recht; warum läßt er mich Dummheiten sagen, die dem Liebhaber der armen Cephyse schaden können! Hören Sie, mein Herr, was geschehen ist: Nini-Moulin, ein dicker Spaßmacher, hat Sie vorhin auf der Straße gesehen. Die Portière sagte zu ihm, Sie hießen Herr Charlemagne. Er sprach zu mir: „„Nein, er heißt Rodin; man muß ihm einen Streich spielen. Rose-Pompon, gehen Sie an seine Thüre, klopfen Sie an, nennen Sie ihn Herr Rodin. Sie werden sehen, was für ein komisches Gesicht er macht..."" Ich habe Nini-Moulin versprochen, ihn nicht zu nennen, aber da ich hiedurch Gefahr laufen würde, Jacques zu schaden, so kann ich die Wahrheit nicht verbergen."

Bei dem Namen Nini-Moulin konnte Rodin eine Bewegung des Erstaunens nicht unterdrücken. Dieser Pamphletschreiber, den er mit der Redaction der Nächstenliebe beauftragt hatte, war nicht persönlich zu fürchten, aber sehr schwatzhaft und sehr ausdehnbar, nachdem er getrunken hatte, konnte Nini-Moulin beunruhigt werden, besonders wenn Rodin, wie dies wahrscheinlich war, wiederholt in dieses Haus zurückkehren mußte, um seine Absichten auf Couche-tout-Nu durch die Vermittlung der Reine Bacchanal auszuführen. — Der Socius gelobte sich diesen mißlichen Umstand in seinem Innern zu berathen.

„Meine liebe Tochter," sagte er zu Rose-Pompon, „ein Herr Desmoulin hat sie aufgefordert, den schechten Spaß mit mir zu machen?"

„Nicht Desmoulin, sondern Dumoulin," erwiederte Rose-Pompon. „Er schreibt in den Zeitungen der Sacristane und vertheidigt die Bigotten für das Geld, das man ihm gibt, denn wenn Nini-Moulin ein Hei-

liger ist, so sind seine Patrone Saint-Soiffard und Saint-Chicard, *) wie er selbst sagt."

„Dieser Herr scheint mir sehr heiter."

„Oh! es ist ein guter Junge!"

„Aber warten Sie, warten Sie," versetzte Rodin, der, wie es schien, seine Erinnerungen sammelte, „ist es nicht ein Mann von 36—40 Jahren... dick, gefärbtes Gesicht."

„Farbig, wie ein Glas rother Wein," sprach Rose-Pompon, „und darauf die Nase ausgeschlagen... wie eine Erdbeere."

„Ganz richtig, das ist Herr Dumoulin. Dann beruhigen Sie mich völlig, meine liebe Tochter. Der Spaß macht mir nicht die geringsten Sorgen mehr; es ist ein sehr würdiger Mann, dieser Herr Dumoulin. Er liebt nur vielleicht das Vergnügen etwas zu viel."

„Sie werden sich also bemühen, Jacques nützlich zu sein? Der alberne Spaß von Nini-Moulin wird Sie nicht abhalten?"

„Hoffentlich nicht."

„Ich werde Nini-Moulin wohl nicht sagen müssen, es sei Ihnen bekannt, er habe mich veranlaßt, Sie Herr Rodin zu nennen, nicht wahr?"

„Warum nicht? man muß in allen Dingen offenherzig die Wahrheit sagen."

„Aber mein Herr, Nini-Moulin hat mir so sehr eingeschärft, ihn nicht zu nennen..."

„Wenn Sie mir ihn nannten, so geschah es aus einem sehr guten Beweggrunde; warum es ihm nicht zugestehen? Uebrigens geht das Sie an, meine liebe Tochter, und nicht mich... Thun Sie in dieser Beziehung, was Sie wollen."

„Darf ich Cephyse Ihre guten Absichten für Jacques mittheilen?

---

*) Eine deutsche Grisette würde in dieser Beziehung etwa sagen: Sanct Trunkenbold und Sanct Lumpaci.

„Offenherzigkeit, meine liebe Tochter, stets Offenherzigkeit. Man wagt nie etwas, wenn man das sagt, was wahr ist.“

„Wie glücklich wird die arme Cephyse sein! . . .“ sprach lebhaft Rose-Pompon. „Wie erwünscht und zur rechten Zeit kommt es für sie!“

„Nur soll sie dieses Glück sich in ihren Gedanken nicht übertreiben. Ich verspreche nicht geradezu, den würdigen jungen Mann aus dem Kerker zu befreien, ich sage nur, daß ich es versuchen werde; aber ich verspreche ihr ganz bestimmt, denn seit der Einkerkerung von Jacques muß Ihre Freundin wohl in einer sehr beengten Lage sein. . . .“

„Ach, mein Herr. . . .“

„Was ich ihr verspreche, sage ich, das ist eine Unterstützung . . . . welche Ihre Freundin heute empfangen wird, um ehrlich leben zu können, und wenn sie vernünftig ist, . . . wenn sie vernünftig ist, nun, so wird man später sehen. . . .“

„Ach, mein Herr, Sie wissen nicht, wie Sie zur rechten Zeit der armen Cephyse zu Hülfe kommen. Man sollte glauben, Sie wären ihr guter Engel. . . . Meiner Treue, mögen Sie nun Herr Rodin oder Herr Charlemagne heißen, ich kann nur schwören, daß Sie ein vortrefflicher. . . .“

„Stille, stille! übertreiben wir nicht,“ sprach Rodin, Rose-Pompon unterbrechend, „sagen Sie ein guter, braver alter Mann, und nicht weiter, meine liebe Tochter. Aber sehen Sie, wie sich die Dinge zuweilen verketten! Ich frage Sie, wer hätte mir gesagt, als ich an meiner Thüre klopfen hörte, was mich, ich gestehe es, nicht wenig ungeduldig machte, wer hätte mir gesagt, es wäre eine kleine Nachbarin, die mich unter dem Vorwande eines schlechten Spasses auf die Bahn zu einer guten Handlung führen würde? . . . Auf! ermuthigen Sie Ihre Freundin. . . . diesen Abend wird sie eine Unterstützung erhalten. Sie fasse Vertrauen

und Hoffnung. Gott sei Dank! es gibt noch gute Leute auf der Erde."

„Oh mein Herr, Sie beweisen es!"

„Ei, das ist ganz einfach; das Glück der Alten ist . . . das Glück der Jungen zu sehen."

Rodin sagte dies mit so vollkommener Gutmüthigkeit, daß Rose=Pompon fühlte, wie ihre Augen feucht wurden, und sie versetzte ganz bewegt:

„Hören Sie, mein Herr, Cephyse und ich, wir sind nur arme Mädchen, . . . es gibt tugendhaftere, daß ist auch wahr, ... aber ich wage wohl zu behaupten, wir haben ein gutes Herz; sehen Sie, wenn Sie je krank würden, rufen Sie uns, es gibt keine barmherzige Schwester, welche Sie besser pflegen würden, als wir. . . . Das ist Alles, was wir Ihnen anbieten können, abgesehen von Philemon, der sich auf mein Geheiß für Sie in vier Stücke sägen lassen würde; dafür mache ich mich mit meiner Ehre verbindlich, wie Cephyse, das weiß ich gewiß, sich für Jacques anheischig machen würde, der auf Leben und Tod der Ihrige wäre."

„Sie sehen wohl, liebe Tochter, daß ich Recht hatte, wenn ich sagte: toller Kopf, gutes Herz! . . . Gott befohlen und auf Wiedersehen."

Rodin nahm nun seinen Korb, den er neben seinen Regenschirm auf die Erde gesetzt hatte, und schickte sich an, die Treppe hinabzusteigen.

„Vor Allem geben Sie mir diesen Korb da; er würde Ihnen beim Hinabsteigen unbequem sein," sagte Rose=Pompon und zog trotz des Widerstandes von Rodin den Korb aus den Händen des letzteren. Dann fügte sie bei:

„Stützen Sie sich auf meinen Arm; die Treppe ist so dunkel, Sie könnten einen falschen Tritt thun."

„Meiner Treue, ich nehme Ihr Anerbieten an, meine liebe Tochter, denn ich bin nicht sehr kräftig."

Und sich väterlich auf den rechten Arm von Rose=

Pompon stützend, welche den Korb mit der linken Hand trug, stieg Rodin die Treppe hinab und durchschritt den Hof.

„Halt, sehen Sie da oben im dritten Stocke das dicke, an das Fenster geklebte Gesicht?“ sagte plötzlich Rose-Pompon zu Rodin und blieb mitten in dem kleinen Hofe stehen. „Das ist Nini-Moulin. . . . Erkennen Sie ihn? Ist es wirklich der Ihrige?“

„Es ist der meinige,“ sprach Rodin, nachdem er empor geschaut hatte. Und er begrüßte mit der Hand auf eine liebevolle Weise Jacques Dumoulin, der sich, äußerst erstaunt, rasch von dem Fenster zurückzog.

„Der arme Junge! . . . ich bin überzeugt, er hat bange vor mir . . . seit seinem schlechten Scherze,“ sprach Rodin lächelnd. „Er hat sehr Unrecht.“

Und er begleitete die Worte: „Er hat sehr Unrecht,“ mit einem unheilschwangern Zusammenkneifen der Lippen, das Rose-Pompon nicht bemerken konnte.

„Meine liebe Tochter,“ sprach er, als Beide in den Gang eintraten, „ich bedarf Ihrer Hülfe nicht mehr. Gehen Sie rasch zu Ihrer Freundin hinauf und theilen Sie ihr die bewußten guten Nachrichten mit.“

„Ja, mein Herr, Sie haben Recht, denn ich brenne vor Begierde, ihr zu sagen, was für ein braver Mann Sie sind.“

Und Rose-Pompon eilte nach der Treppe.

„Ei, ei! . . . und meinen Korb nimmt sie mit, die kleine Närrin,“ rief Rodin.

„Ah, das ist wahr . . . um Vergebung, mein Herr . . . Arme Cephyse! wie zufrieden wird sie sein. Adieu, mein Herr.“

Hienach verschwand das niedliche Antlitz von Rose-Pompon in der Dunkelheit der Treppe, die sie mit raschem, ungeduldigem Fuß hinaufstieg.

Rodin trat aus dem Gange.

„Hier ist Ihr Korb, liebe Dame,“ sprach er auf der Treppe der Bude vor Mutter Arsene stille stehend,

„Ich sage Ihnen meinen gehorsamsten Dank für Ihre Güte. . . .“

„Ich wüßte nicht warum, mein würdiger Heer, ich stehe ganz zu Diensten. . . . Nun, war der Rettig gut?“

„Saftig, meine liebe Dame, saftig und vortrefflich.“

„Ah, das freut mich sehr. Wird man Sie bald wieder sehen.“

„Ich hoffe, ja . . . Können Sie mir wohl ein Postbureau angeben?“

„Drehen Sie sich links um die Straße, das dritte Haus bei dem Spezereihändler.“

„Tausend Dank!“

„Ich wette, es ist ein zärtliches Billet für Ihre gute Freundin,“ sprach die Mutter Arsene, ohne Zweifel darch die Berührung mit Rose-Pompon und Nini-Moulin in Heiterkeit versetzt.

„Ei, ei ... diese liebe Dame“ ... versetzte Rodin kichernd. Dann aber wurde er plötzlich wieder vollkommen ernsthaft, machte eine tiefe Verbeugung vor der Gemüsehändlerin und sagte zu ihr:

„Ich bin Ihr ganz ergebener Diener.“

Und er ging auf die Straße.

. . . .

Wir führen den Leser jetzt in das Haus des Doctor Baleinier, wo Fräulein von Cardoville noch eingeschlossen war.

Fünftes Kapitel.

Die Rathschläge.

Man hatte Adrienne von Cardoville noch enger in dem Hause des Doctor Baleinier eingeschlossen, seit

dem doppelten nächtlichen Versuche von Agricol und Dagobert, nach welchem es dem ziemlich schwer verwundeten Soldaten gelungen war, mit Hülfe der unerschrockenen Hingebung von Agricol, welchen der heldenmüthige Rabat-joie unterstützte, die kleine Thüre des Klostergartens zu erreichen und auf dem äußeren Boulevard mit dem jungen Schmiede zu entfliehen.

Es hatte so eben vier Uhr geschlagen; Adrienne war im vorhergehenden Tage in ein Zimmer im zweiten Stocke der Heilanstalt gebracht worden; das vergitterte, außen durch ein Wetterdach beschützte, Fenster ließ nur eine schwache Helle in dieses Zimmer dringen.

Seit ihrer Unterredung mit der Mayeux wartete Adrienne von einem Tage zum andern auf ihre Befreiung durch Vermittelung ihrer Freunde; dabei war sie von einer schmerzlichen Unruhe in Beziehung auf Agricol und Dagobert erfüllt, denn sie mußte durchaus nichts von dem Ausgange des Kampfes, der sich in einer der vorhergehenden Nächte zwischen ihren Befreiern und den Leuten des Irrenhauses und denen des Klosters entsponnen hatte; vergebens befragte sie ihre Wärterinnen, sie blieben stumm.

Diese neuen Vorfälle vermehrten noch die bitteren Gefühle von Adrienne gegen die Prinzessin von Saint-Dizier, den Pater d'Aigrigny und ihre Helfershelfer.

Die leichte Blässe auf dem reizenden Antlitz von Fräulein von Cardoville, ihre etwas matten Augen verriethen neue Qualen; an einem Tische sitzend, die Stirne in eine von ihren Händen gestützt, halb verschleiert durch die langen Locken ihrer goldenen Haare, blätterte sie in einem Buche.

Plötzlich öffnete sich die Thüre und Herr Baleinier trat ein.

Der Doctor, ein Jesuit vom kurzen Rocke, *) ein

*) Nicht wirkliches Ordensmitglied, sondern nur der Gesellschaft affiliirt.

gelehriges, passives Werkzeug für den Willen des Ordens, war, wie gesagt, nur halb von dem Pater d'Aigrigny und der Prinzessin von Saint-Dizier in das Vertrauen gezogen. Er hatte den Zweck der Einsperrung von Fräulein von Cardoville nicht erfahren, er wußte auch nichts von dem raschen Stellungswechsel, der zwischen dem Pater d'Aigrigny und Rodin nach dem Vorlesen des Testaments von Marius von Rennepont stattgefunden hatte; der Doctor hatte einfach am Tage vorher von dem Pater d'Aigrigny (der nur dem Antrieb von Rodin gehorchte), den Befehl erhalten Fräulein von Cardoville in noch engeren Gewahrsam zu nehmen, die Strenge in Beziehung auf dieselbe zu verdoppeln und sich Mühe zu geben, sie zu zwingen — man wird sehen durch welche Mittel — auf die gerichtlichen Klagen, welche sie später gegen ihre Verfolger anzustellen beabsichtigte, Verzicht zu leisten.

Beim Anblick des Doctors konnte Fräulein von Cardoville die Verachtung nicht verbergen, die ihr dieser Mensch einflößte.

Herr Baleinier näherte sich Adrienne dagegen, stets lächelnd, stets süßlich, mit Leichtigkeit, mit einem vollkommenen Vertrauen, blieb einige Schritte von ihr stehen, gleichsam um ihre Züge aufmerksam zu prüfen, und sprach dann, als wäre er mit den Bemerkungen, die er gemacht, zufrieden.

„Gut, ... die unglücklichen Ereignisse der vorletzten Nacht werden einen minder unangenehmen Einfluß haben, als ich befürchtete. Es geht viel besser, die Gesichtsfarbe ist gleichmäßiger, die Haltung ruhiger, die Augen sind noch etwas lebhaft, aber sie erglänzen nicht mehr in dem ungewöhnlichen Feuer. . . . Es ging so gut, und nun ist der Termin Ihrer Heilung verschoben, denn das, was leider in der vorletzten Nacht vorgefallen ist, hat Sie in eine um so ärgerlichere Exaltation versetzt, als Sie das Bewußtsein davon nicht hatten.

Aber durch unsere sorgfältige Pflege wird glücklicher Weise Ihre Heilung nur auf kurze Zeit verschoben sein."

So sehr Fräulein von Cardoville an die Frechheit des Affiliirten der Congregation gewöhnt war, so konnte sie sich doch nicht enthalten, ihm mit einem Lächeln bitterer Verachtung zu sagen:

„Was für eine unverschämte Redlichkeit besitzen Sie doch, mein Herr! Welche Frechheit liegt in Ihrem Eifer, Ihr Geld zu verdienen! . . . Keinen Augenblick ohne Ihre Maske, stets die List, die Lüge auf den Lippen. In der That, wenn diese schändliche Komödie Sie eben so sehr ermüdet, als sie mir Eckel und Widerwillen verursacht, so bezahlt man Sie nicht theuer genug."

„Ach!" sagte der Doctor mit traurigem Tone, „immer diese mißliche Einbildung, welche Sie glauben läßt, Sie bedürfen unserer Sorge nicht, ich spiele Komödie, wenn ich von dem bedauerlichen Zustande spreche, in welchem Sie sich befanden, als man genöthigt war, Sie, ohne daß Sie es wußten, hierher zu bringen. Aber abgesehen von diesem kleinen Merkmale eines rebellischen Uebels, hat sich Ihr Zustand wesentlich verbessert; Sie gehen einer völligen Heilung entgegen. Später wird mir Ihr vortreffliches Herz die mir gebührende Gerechtigkeit widerfahren lassen, und eines Tages wird man ein Urtheil über mich fällen, wie ich es verdiene."

„Ich glaube es, mein Herz; ja, der Tag naht, wo man ein Urtheil über Sie fällen wird, wie Sie es verdienen," sagte Adrienne, die letzten Worte besonders betonend.

„Immer diese andere fixe Idee," sprach der Doctor mit einer Art von Mitleid. „Seien Sie doch vernünftig, denken Sie nicht mehr an diese Kinderei."

Ich soll darauf Verzicht leisten, bei den Gerichten Genugthuung für mich und Bestrafung für Sie und

Ihre Genossen zu fordern?... nie, mein Herr... oh! niemals."

„Gut!" erwiederte der Doctor die Achseln zuckend, „sind Sie einmal außen, so werden Sie, Gott sei Dank, an ganz andere Dinge zu denken haben... meine schöne Feindin."

„Ich weiß, Sie vergessen frommer Weise das Böse, das Sie thun ... aber ich, mein Herr, ich besitze ein besseres Gedächtniß."

„Sprechen wir ernsthaft: haben Sie wirklich den Gedanken, sich an die Gerichte zu wenden?" fragte der Doktor mit gewichtigem Tone."

„Ja, mein Herr, und Sie wissen, was ich will, will ich fest."

„Nun wohl, ich bitte Sie, ich beschwöre Sie, diesem Gedanken keine Folge zu geben," sprach der Doctor mit bewegtem Tone; „ich ersuche Sie darum in Ihrem eigenen Interesse."

„Ich glaube, mein Herr, Sie vermischen Ihre Interessen und die meinigen etwas zu sehr."

„Hören Sie," sprach der Doctor mit geheuchelter Ungeduld und als wäre er gewiß, daß er Fräulein von Cardoville sogleich überzeugen würde, „hätten Sie den traurigen Muth, zwei Personen von Herz und Edelsinn in die Verzweiflung zu stürzen?"

„Nur zwei? Der Scherz wäre vollständiger, wenn Sie drei zählten: Sie, mein Herr, meine Tante und den Abbé d'Aigrigny; denn dies sind ohne Zweifel die edelmüthigen Personen, in deren Namen Sie mein Mitleid anrufen."

„Ei, mein Fräulein, es handelt sich weder um mich, noch um Ihre Tante, noch um den Abbé d'Aigrigny."

„Um wen handelt es sich denn also?" fragte Fräulein von Cardoville erstaunt.

„Es handelt sich um zwei arme Teufel, welche, ohne Zweifel von denjenigen abgesandt, die Sie Ihr

Freunde nennen, in der bewußten Nacht in das Kloster eingedrungen und vom Kloster in diesen Garten gekommen sind; die Schüsse, welche Sie gehört haben, wurden auf diese Leute abgefeuert."

„Ach! ich vermuthete es. ... Man hat sich geweigert, mir zu sagen, ob sie verwundet wurden!" sprach Adrienne mit schmerzlicher Bewegung.

„Der Eine von ihnen hat wirklich eine Wunde erhalten, sie ist aber von keiner Bedeutung, denn er konnte gehen und sich vor seinen Verfolgern flüchten."

„Gott sei gelobt!" rief Fräulein von Cardoville, inbrünstig die Hände faltend.

„Nichts ist schöner, als Ihre Freude, indem Sie erfahren, daß er entkommen ist; aber in welch einem seltsamen Widerspruch wollen Sie dann die Gerichte auf die Spur dieser Menschen bringen? In der That eine sonderbare Weise, ihre Aufopferung zu belohnen!"

„Was sagen Sie, mein Herr?" sprach Fräulein von Cardoville.

„Denn wenn sie verhaftet sind," fuhr der Doctor fort, ohne ihr zu antworten, „so wird es sich um die Galeeren für sie handeln, insoferne sie sich des Einbruchs und der Einsteigung zur Nachtzeit schuldig gemacht haben."

„Himmel!... und dies für mich!..."

„Für Sie... und, was noch schlimmer ist, durch Sie werden sie verurtheilt werden."

„Durch mich, mein Herr?"

„Allerdings, wenn Sie Ihren Rachegedanken gegen Ihre Tante und den Abbé d'Aigrigny (ich spreche nicht von mir, denn ich bin geschützt) Folge geben würden; wenn Sie mit einem Worte darauf beständen, bei den Gerichten in der Hinsicht Klage führen zu wollen, daß man Sie ungerechter Weise in diesem Hause eingesperrt habe."

„Mein Herr, ich verstehe Sie nicht, erklären Sie sich," sagte Adrienne mit wachsender Ungeduld.

„Aber Sie sind doch ein Kind," rief der Jesuit vom kurzen Rocke mit völlig überzeugter Miene; „glauben Sie denn, wenn das Gericht einmal sich einer Angelegenheit bemächtigt hat, könne man seinen Lauf und seine Thätigkeit hemmen, wo man wolle und wie man wolle? Wenn Sie diesen Ort verlassen, werden Sie eine Klage gegen mich und gegen Ihre Familie anhängig machen, nicht wahr? Gut, was geschieht dann? Das Gericht schreitet ein, es untersucht, es läßt Zeugen kommen, es stellt die genauesten Nachforschungen an. Was folgt sodann hieraus? Daß diese nächtliche Einsteigung, welche die Superiorin des Klosters aus Furcht vor Scandal verborgen zu halten bemüht sein muß, daß dieser nächtliche Versuch, sage ich, den ich ebenfalls nicht bekannt werden lassen wollte, mit Gewalt ruchbar wird, und da es sich um ein sehr schweres Verbrechen handelt, das eine entehrende Strafe nach sich zieht, so nimmt das Gericht die Initiative, läßt die Unglücklichen aufsuchen, und wenn sie, wie dies wahrscheinlich ist, durch Verpflichtungen, durch ihr Gewerbe oder durch die trügerische Sicherheit, in der sie leben, denn sie sind ohne Zweifel überzeugt, aus einem ehrenvollen Beweggrunde gehandelt zu haben, wenn sie, sage ich, in Paris zurückgehalten werden, so findet man sie auf, man verhaftet sie, und wer hat diese Verhaftung hervorgerufen? Sie selbst durch Ihre Klage gegen uns."

„Ah! mein Herr, das ist furchtbar, das ist unmöglich!"

„Das wäre im Gegentheil sehr möglich," versetzte Herr Baleinier. „Während ich und die Superiorin des Klosters, die wir im Ganzen allein das Recht haben, uns zu beklagen, nur darauf bedacht sind, diese abscheuliche Geschichte zu unterdrücken, wollen Sie... Sie, für welche diese Unglücklichen die Galeeren gewagt haben, dieselben der Gerechtigkeit ausliefern."

Rodin, dessen Instruktionen der Doctor, ohne es

zu wissen, befolgte, war zu geschickt, um zu Fräulein von Cardoville sagen zu lassen: Wenn Sie eine gerichtliche Verfolgung gegen uns versuchen, so denuncirt man Dagobert und seinen Sohn, — während man zu demselben Ziele gelangte, wenn man Adrienne hinreichend Furcht in Beziehung auf ihre zwei Befreier einflößte, um sie von jeder Klage abzubringen.

Ohne die Verfügung des Gesetzes zu kennen, hatte Fräulein von Cardoville zu viel natürlichen Verstand, um nicht zu begreifen, daß Dagobert und Agricol auf eine gefährliche Weise wegen ihres nächtlichen Versuchs beunruhigt und in eine furchtbare Lage versetzt werden konnten.

Und dennoch, wenn sie an Alles das dachte, was sie in diesem Hause gelitten hatte, wenn sie allen gerechten Unmuth anschlug, der sich in der Tiefe ihres Herzens angesammelt hatte, fand es Adrienne grausam, auf das herbe Vergnügen Verzicht leisten zu sollen, so gehässige Machinationen zu entschleiern, am hellen Tage zu brandmarken.

Der Doctor Baleinier betrachtete diejenige, welche er für seine Bethörte hielt, mit einer hinterhältischen Aufmerksamkeit, überzeugt, er werde die Ursache des Stillschweigens und des Zögerns von Fräulein von Cardoville erfahren.

„Aber, mein Herr," sprach sie endlich, ohne ihre Unruhe verbergen zu können, „gesetzt, ich sei geneigt, aus welchem Grunde es auch sein mag, keine Klage zu führen, das Böse zu vergessen, das man mir zugefügt hat, wann werde ich diesen Ort verlassen?"

„Ich weiß es nicht, denn ich kann nicht wissen, zu welcher Zeit Sie völlig geheilt sein werden," sprach der Doctor mit wohlwollendem Tone. „Sie sind auf dem besten Wege... aber..."

„Immer diese freche und alberne Komödie!" rief Fräulein vou Cardoville, den Doctor mit Entrüstung unterbrechend, „ich frage Sie, und wenn es sein muß,

bitte ich Sie, mir zu sagen, wie lange ich noch in diesem furchtbaren Hause eingeschlossen bleiben soll, denn einmal werde ich doch hinaus kommen, denke ich."

„Gewiß, ich hoffe es auch," antwortete salbungsreich der Jesuit vom kurzen Rocke, „aber wann? das weiß ich nicht... Ueberdies muß ich Ihnen offenherzig gestehen, daß alle Vorsichtsmaßregeln getroffen sind, um eine Wiederholung ähnlicher Versuche, wie in jener Nacht, zu verhindern. Es ist die strengste Ueberwachung angeordnet, damit keine Verbindung zwischen Ihnen und Außen stattfinden kann, und zwar in Ihrem eigenen Interesse, damit Ihr Kopf sich nicht abermals auf eine gefährliche Weise exaltirt."

„Mein Herr," sprach Adrienne beinahe erschrocken, „also wären dem gegenüber, was mich erwartet, die vergangenen Tage Tage der Freiheit?"

„Vor Allem Ihr Interesse," antwortete der Doctor mit bewegtem Tone.

Fräulein von Cardoville fühlte die Ohnmacht ihrer Entrüstung und ihrer Verzweiflung, stieß einen herzzerreißenden Seufzer aus und verbarg ihr Gesicht in ihren Händen.

In diesem Augenblick hörte man hastige Tritte vor der Thüre, eine Wärterin des Hauses trat ein, nachdem sie zuvor geklopft hatte.

„Mein Herr," sprach sie zu dem Doctor mit bestürzter Miene, „es sind unten zwei Herren, welche Sie, so wie das Fräulein, sogleich zu sehen wünschen."

Adrienne hob lebhaft den Kopf in die Höhe, ihre Augen waren in Thränen gebadet.

„Wie heißen die Personen?" fragte der Doctor sehr erstaunt.

„Die eine von ihnen hat mir gesagt," erwiederte die Wärterin: „„benachrichtigen Sie den Herrn Doctor, ich sei Beamter und komme hierher, um einen gerichtlichen Auftrag in Beziehung auf Fräulein von Cardoville zu erfüllen.""

„Ein Beamter!“ rief der Jesuit vom kurzen Rocke, purpurroth und außer Stands, sein Erstaunen und seine Unruhe zu bewältigen.

„Ach, Gott sei gelobt!“ sprach Adrienne, sich lebhaft erhebend, und ihr Antlitz strahlte von Hoffnung durch ihre Thränen. „Meine Freunde sind zu guter Zeit benachrichtigt worden!... Die Stunde der Gerechtigkeit hat geschlagen.“

„Bitten Sie diese Herren heraufzukommen,“ sagte der Doctor Baleinier nach kurzem Nachdenken zu der Wärterin.

Das Gesicht immer bewegter und unruhiger, näherte er sich sodann Adrienne mit einer harten, beinahe drohenden Miene, welche in seltsamem Widerspruche mit der gewöhnlichen Freundlichkeit seines heuchlerischen Lächelns stand, und sprach mit leiser Stimme zu ihr:

„Nehmen Sie sich in Acht, mein Fräulein, beglückwünschen Sie sich nicht zu früh!“

„Ich fürchte Sie jetzt nicht mehr,“ antwortete Fräulein von Cardoville, das Auge funkelnd, „Herr von Montbron wird ohne Zweifel nach Paris zurückgekehrt und in Kenntniß gesetzt worden sein; er begleitet den Beamten, er kommt, um mich zu befreien.“

Dann fügte Adrienne mit einem Ausdrucke bitterer Ironie bei:

„Ich beklage Sie, mein Herr... Sie und die Ihrigen.“

„Mein Fräulein,“ rief Herr Baleinier, der seine wachsende Angst nicht mehr verbergen konnte, „ich wiederhole Ihnen, nehmen Sie sich in Acht, denken Sie an das, was ich Ihnen gesagt habe... Ihre Klage wird nothwendig... verstehen Sie wohl, nothwendig die Enthüllung dessen nach sich ziehen, was in jener Nacht vorgefallen ist. Nehmen Sie sich in Acht, das Schicksal, die Ehre des Soldaten und seines Sohnes sind in Ihren Händen... bedenken Sie wohl, es handelt sich für sie um die Galeeren.“

„Oh! ich bin nicht Ihre Thörin, mein Herr, Sie bedrohen mich, ohne den Anschein haben zu wollen. Haben Sie doch wenigstens den Muth, mir zu sagen, daß Sie, wenn ich mich bei diesem Beamten beklage, sogleich den Soldaten und seinen Sohn anzeigen werden."

„Ich wiederhole Ihnen, daß diese Leute, wenn Sie Klage führen, verloren sind," erwiederte auf eine zweideutige Weise der Jesuit vom kurzen Rocke.

Erschüttert durch das, was wirklich Gefährliches in den Drohungen des Doctors lag, rief Adrienne: „Mein Herr, glauben Sie, ich werde lügen, wenn mich dieser Beamte befragt?"

„Sie werden antworten, was wahr ist. Uebrigens," beeilte sich der Doctor beizufügen, in der Hoffnung, zu seinem Ziele zu gelangen, „übrigens werden Sie antworten, Sie haben sich vor einigen Tagen in einem Zustande so starker Exaltation des Geistes befunden, daß man es in Ihrem Interesse für nöthig erachtet, Sie, ohne daß Sie es wußten, hierher zu führen. Nunmehr habe sich aber Ihr Zustand so sehr gebessert, daß Sie die Nothwendigkeit der Maßregeln anerkennen, die man in Ihrem eigenen Interesse zu nehmen genöthigt gewesen sei. Ich werde diese Worte bestätigen, denn im Ganzen enthalten sie nur Wahrheit."

„Nie!" rief Fräulein von Cardoville entrüstet, „nie werde ich mich zur Mitschuldigen einer so heillosen Lüge machen; nie werde ich so feig sein, auf diese Weise die Handlungen zu rechtfertigen, unter denen ich so viel gelitten habe."

„Es kommt der Beamte," sprach Herr Baleinier, als er das Geräusch von Tritten vor der Thüre hörte, „nehmen Sie sich in Acht...."

Die Thüre wurde wirklich geöffnet und zum unbeschreiblichen Erstaunen des Doctors erschien Rodin in Begleitung eines Mannes von ernstem, würdigem Antlitz.

Im Interesse seiner Entwürfe und aus Beweggründen listiger Klugheit, die man später erfahren wird, hatte Rodin, weit entfernt, den Pater d'Aigrigny und zugleich auch den Doctor von dem unerwarteten Besuche in Kenntniß zu setzen, den er in der Heilanstalt mit einem Beamten machen wollte, im Gegentheil erwähntermaßen Herrn Baleinier am Tage zuvor den Befehl ertheilen lassen, Fräulein von Cardoville noch enger einzuschließen.

Man begreift also das verdoppelte Erstaunen des Doctors, als er den Gerichtsbeamten, dessen unvorhergesehene Gegenwart und eindrucksvolle äußere Erscheinung ihn ungemein beruhigten, in Begleitung von Rodin, dem demüthigen, dunkeln Secretär des Abbé d'Aigrigny eintreten sah.

Schon an der Thüre hatte Rodin, stets schmutzig gekleidet, mit einer zugleich ehrfurchtsvollen und mitleidigen Geberde Fräulein von Cardoville dem Beamten gezeigt. Dann trat der Jesuit bescheiden einige Schritte zurück, während der Beamte, der ein Zeichen der Bewunderung bei dem Anblicke der seltenen Schönheit von Adrienne nicht zurückhalten konnte, diese mit ebenso viel Erstaunen, als Bewunderung prüfend zu betrachten schien.

Im höchsten Maße verblüfft und in der Hoffnung von Rodin verstanden zu werden, machte diesem Doctor Baleinier Schlag auf Schlag mehrere Zeichen und versuchte es hiedurch, denselben über die unerwartete Erscheinung des Beamten zu befragen.

Eine neue Ursache der Verwunderung für Herrn Baleinier: Rodin schien ihn nicht zu erkennen und gar nichts von seiner ausdrucksvollen Pantomime zu verstehen. Er betrachtete ihn mit geheucheltem Erstaunen.

Als endlich der Doctor ungeduldig seine stummen Fragen wiederholte, rückte Rodin einen Schritt vor,

streckte seinen gekrümmten Hals gegen ihn aus und sagte mit sehr lauter Stimme zu ihm:

„Was beliebt, mein Herr Doctor?“

Bei diesen Worten, welche Baleinier völlig aus der Fassung brachten und das seit einigen Secunden herrschende Stillschweigen unterbrachen, wandte sich der Beamte um und Rodin fügte mit unstörbarer Kaltblütigkeit bei:

„Seit unserer Ankunft macht mir der Herr Doctor alle mögliche geheimnißvolle Zeichen.... Ich glaube, er hat mir etwas ganz Besonderes mitzutheilen..... Ich aber, der ich kein Geheimniß habe, bitte ihn, sich laut zu erklären.“

Diese Antwort, ganz geeignet, Herrn Baleinier in die größte Verlegenheit zu setzen, mit einem angreifenden Tone ausgesprochen und begleitet von einem Blicke eisiger Kälte versenkte den Arzt in ein neues und so tiefes Erstaunen, daß er einige Augenblicke lautlos blieb. Ohne Zweifel wurde der Beamte von diesem Zwischenfall und der darauf folgenden Stille betroffen, denn er warf Herrn Baleinier einen äußerst strengen Blick zu.

Fräulein von Cardoville, welche Herrn von Montbron eintreten zu sehen erwartet hatte, war ebenfalls sehr erstaunt.

Sechstes Kapitel.

Der Ankläger.

Einen Augenblick durch die unerwartete Erscheinung eines Beamten und durch das unerklärliche Benehmen von Rodin betreten, gewann Herr Baleinier

doch bald wieder seine Kaltblütigkeit und sprach, sich an seinen Bruder vom langen Rocke wendend:

„Wenn ich es versuchte, mich Ihnen durch Zeichen verständlich zu machen, so geschah es, weil ich, während ich das Stillschweigen zu achten wünschte, das dieser Herr bei seinem Eintritte hier beobachtete (der Doctor bezeichnete mit einem Blicke den Beamten), Ihnen mein Erstaunen über einen Besuch darthun wollte, mit dem ich beehrt werde, ohne daß ich etwas davon wußte."

„Mein Herr, ich werde dem Fräulein den Grund meines Stillschweigens erklären und zugleich bitten, dasselbe entschuldigen zu wollen," antwortete der Beamte und verbeugte sich leicht vor Adrienne, zu welcher er zu sprechen fortfuhr. „Es ist mir in Beziehung auf Ihre Person eine so ernste Anzeige gemacht worden, mein Fräulein, daß ich bei Ihrem Anblicke nur stumm bleiben konnte und es versuchen mußte, in Ihrem Antlitz, in Ihrer Haltung zu lesen, ob die Anklage, welche man in meine Hände niedergelegt hatte, gegründet wäre, und ich habe allen Grund zu glauben, daß sie es wirklich ist."

„Könnte ich endlich erfahren, mein Herr," sprach der Doctor Baleinier mit vollkommen höflichem, aber festem Tone, „mit wem ich zu sprechen die Ehre habe?"

„Mein Herr, ich bin Untersuchungsrichter und und komme, um mir Aufklärung über einen Thatumstand zu verschaffen, den man mir bezeichnet hat."

„Wollen Sie mir die Ehre erweisen, sich zu erklären, mein Herr," sagte der Doctor sich verbeugend.

„Mein Herr," versetzte der Beamte, Herr von Gernande, ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, voll Festigkeit und Rechtschaffenheit, der die strengen Verpflichtungen seiner Stellung mit einer wohlwollenden Höflichkeit zu verbinden wußte, „mein Herr, man macht Ihnen zum Vorwurf, Sie haben einen sehr schweren Irrthum begangen, einen Irrthum, um nicht ein ärger-

licheres Wort zu gebrauchen. Was die Art dieses Irrthums betrifft, so will ich lieber glauben, Sie, mein Herr, einer von den Fürsten der Wissenschaft, haben sich völlig in der Beurtheilung eines medizinischen Umstandes täuschen können, als den Verdacht hegen, Sie haben Alles vergessen, was Heiliges in der Ausübung eines Berufes liegt, den man beinahe als einen priesterlichen betrachten muß."

„Wenn Sie die Umstände näher bezeichnet haben, mein Herr," antwortete der Jesuit vom kurzen Rocke mit einem gewissen Hochmuth, „so wird es mir leicht werden, zu beweisen, daß mein scientivisches Gewissen, so wie mein Gewissen als ehrlicher Mann vor jedem Vorwurfe geschützt sind."

„Mein Fräulein," sagte Herr von Gernande, sich an Adrienne wendend, „ist es wahr, daß Sie durch List in dieses Haus gebracht worden sind?"

„Mein Herr!" ... rief Herr Baleinier, erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß die Art und Weise, wie Sie Ihre Frage stellen, verletzend für mich ist."

„Mein Herr, ich habe die Ehre, mit dem Fräulein zu sprechen," erwiederte Herr von Gernande in strengem Tone, „und ich bin allein Richter über die Schicklichkeit meiner Frage."

Adrienne war im Begriffe, die Frage des Beamten bejahend zu beantworten, als ein ausdrucksvoller Blick des Doctor Baleinier sie daran erinnerte, daß sie vielleicht Dagobert und seinen Sohn grausamen Verfolgungen aussetzen würde.

Es war nicht niedrige Rachgier, was Adrienne beseelte, sondern eine rechtmäßige Entrüstung gegen gehässige Heucheleien; sie hätte es für eine Feigheit gehalten, diese nicht zu entlarven. Da sie es aber versuchen wollte, Alles zu vereinigen, so sagte sie zu dem Beamten mit einem Tone voll Sanftmuth und Würde:

„Mein Herr, erlauben Sie mir, ebenfalls eine Frage an Sie zu richten."

„Sprechen Sie, mein Fräulein."

„Wird die Antwort, die ich Ihnen gebe, als eine völlige Denunciation betrachtet werden?"

„Ich bin vor Allem hieher gekommen, mein Fräulein, um die Wahrheit zu erforschen. Keine Rücksicht darf Sie veranlassen, dieselbe zu verschweigen."

„Es sei, mein Herr," versetzte Adrienne; „aber gesetzt, ich hätte gerechte Ursachen zu klagen, so theile ich Ihnen dieselben mit, um die Erlaubniß zu erhalten, dieses Haus verlassen zu dürfen. Wird es mir dann gestattet sein, Erklärungen, die ich gemacht habe, keine Folge zu geben?"

„Sie können allerdings jede Klage aufgeben, mein Fräulein; aber die Gerechtigkeit wird Ihre Sache im Namen der Gesellschaft wieder aufnehmen, wenn diese in Ihrer Person verletzt worden ist."

„Die Gnade wäre mir untersagt, mein Herr? Würde mich verachtendes Vergessen des Bösen, was man mir zugefügt hat, nicht hinreichend rächen?"

„Sie können persönlich vergeben, vergessen, mein Fräulein; aber ich habe die Ehre, Ihnen zu wiederholen, die Gesellschaft kann nicht dieselbe Nachsicht zeigen, falls Sie das Opfer einer verbrecherischen Machination gewesen wären. ... Die Art und Weise, wie Sie sich ausdrücken, das Edle Ihrer Gefühle, die Ruhe, die Würde Ihrer Haltung, Alles läßt mich glauben, daß man mir die Wahrheit gesagt hat."

„Ich hoffe, mein Herr," sprach der Doctor Baleinier wieder mit seiner früheren Kaltblütigkeit, „Sie werden mich wenigstens mit der Anzeige bekannt machen, die man bei Ihnen angebracht hat?"

„Man hat mich versichert, mein Herr," sprach der Beamte mit ernstem Tone, „Fräulein von Cardoville sei durch List hieher gebracht worden."

„Durch List?"

„Ja, mein Herr.“

„Allerdings ist das Fräulein durch List hieher gebracht worden,“ erwiederte der Jesuit vom kurzen Rocke nach einem Augenblick des Stillschweigens.

„Sie gestehen es zu?“ fragte Herr von Gernande.

„Gewiß, mein Herr, ich gestehe, daß ich zu einem Mittel meine Zuflucht genommen habe, das man leider anzuwenden genöthigt ist, wenn die Personen, welche unserer Pflege bedürfen, kein Bewußtsein ihres traurigen Zustandes haben. . . .“

„Aber, mein Herr,“ versetzte der Beamte, „man hat mir angegeben, Fräulein von Cardoville habe nie Ihrer Pflege bedurft.“

„Das ist eine Frage der legalen Heilkunde, über welche zu entscheiden die Justiz nicht allein berufen ist, und die geprüft und debattirt werden muß,“ sprach Herr Baleinier, der nun seine volle Sicherheit wieder gewonnen hatte.

„Diese Frage, mein Herr, wird allerdings zu einer um so ernsteren Debatte Anlaß geben, als man Sie anklagt, Sie haben Fräulein von Cardoville hier eingesperrt, obgleich sie ihrer vollen Vernunft genieße.“

„Darf ich sie fragen, in welcher Absicht?“ versetzte Herr Baleinier mit ironischen Tone; „in welchem Interesse sollte ich eine so unwürdige Handlung begangen haben, gesetzt mein Ruf stellte mich nicht über eine so gehässige und alberne Anklage?“

„Sie hätten in der Absicht gehandelt, mein Herr, ein gegen Fräulein von Cardoville im Interesse der Habsucht angesponnenes Complott zu begünstigen.“

„Wer hat es gewagt, eine so verleumderische Anzeige zu machen?“ rief der Doctor Baleinier mit heftiger Entrüstung. „Wer hat die Frechheit gehabt, einen achtungswerthen und, ich darf wohl sagen, in jeder Beziehung geachteten Mann als Mitschuldigen dieser Schändlichkeit anzuklagen?“

„Ich,“ sprach Rodin kalt.

„Sie!" rief der Doctor Baleinier.

Und zwei Schritte zurückweichend, blieb er wie vom Blitze getroffen.

„Ich bin es, der Sie anklagt," versetzte Rodin mit kurzem, kräftigem Tone.

„Ja, dieser Herr ist heute Morgen, mit genügenden Beweisen versehen, zu mir gekommen, um mein Einschreiten zu Gunsten von Fräulein von Cardoville zu verlangen," sprach der Beamte und trat einen Schritt zurück, damit Adrienne ihren Vertheidiger sehen konnte.

Bis jetzt war bei dieser Scene der Name Rodin noch nicht ausgesprochen worden. Fräulein von Cardoville hatte oft von dem Secretär des Abbe d'Aigrigny in schlimmen Beziehungen sprechen hören. Da sie ihn aber nie gesehen hatte, so wußte sie nicht, daß ihr Befreier niemand Anderes war, als dieser Jesuit. Sogleich warf sie auch einen aus Neugierde, Theilnahme, Ueberraschung und Dankbarkeit gemischten Blick auf ihn.

Das leichenbleiche Gesicht von Rodin, seine zurückstoßende Häßlichkeit, seine schmutzigen Kleider hätten vielleicht Adrienne einige Tage vorher einen unüberwindlichen Ekel beigebracht. Aber sie erinnerte sich, daß die Mayeux, arm, gebrechlich, mißstaltet und beinahe in Lumpen gekleidet, trotz ihres aller Anmuth ermangelnden Aeußeren eines der edelsten und bewunderungswürdigsten Herzen besaß, und diese Erinnerung wirkte äußerst günstig für den Jesuiten. Fräulein von Cardoville vergaß, daß er häßlich und schmutzig aussah, um nur daran zu denken, daß er alt war, daß er arm zu sein schien und ihr zu Hülfe kam.

Trotz seiner Schlauheit, trotz seiner frechen Heuchelei, trotz seiner Geistesgegenwart, konnte Doctor Baleinier nicht verbergen, wie sehr ihn die Denunciation von Rodin niederschmetterte. Sein Geist verlor sich in dem Gedanken, daß es am Tage nach der Einsperrung von Adrienne in dieses Haus der unver-

söhnliche Ruf von Rodin durch das Gitter an der Zimmerthüre gewesen war, der ihn, Baleinier, abgehalten hatte, dem Mitleid nachzugeben, das ihm der verzweifelte Schmerz dieses unglücklichen jungen Mädchens eingeflößt hatte.

Und nun war es gerade Rodin, der Unerbittliche, die treuergebene Seele, der Subalterne des Pater d'Aigrigny, der den Doctor denuncirte und einen Beamten herbeiführte, um die Freilassung von Adrienne zu bewerkstelligen, während noch am Tage vorher der Pater d'Aigrigny Befehl gegeben hatte, die Strenge gegen dieselbe zu verdoppeln.

Der Jesuit vom kurzen Rocke überredete sich, Rodin verrathe auf eine schändliche Weise den Pater d'Aigrigny, und die Freunde von Fräulein von Cardoville haben diesen elenden Secretär bestochen und besoldet; ganz in Verzweiflung durch das, was er als einen ungeheuern Verrath betrachtete, rief daher Herr Baleinier allermals mit der größten Entrüstung und mit einer vor Zorn zitternden Stimme:

„Und Sie, mein Herr, haben die Frechheit, mich anzuklagen, Sie, der noch vor wenigen Tagen ..."

Dann bedenkend, daß Rodin der Genossenschaft anklagen sich selbst anklagen hieß, gab er sich die Miene, als weiche er einer zu lebhaften Aufregung und versetzte mit Bitterkeit:

„Ah, mein Herr, mein Herr, Sie sind die letzte Person, die ich einer so gehässigen Angeberei fähig gehalten hätte. ... Das ist schändlich!"

„Und wer konnte besser als ich diese unwürdige Handlung zur Anzeige bringen?" antwortete Rodin mit hartem Tone. „Befand ich mich nicht in der Lage, freilich leider nur zu spät, zu erfahren, welcher Machination Opfer Fräulein von Cardoville und noch Andere waren? Was war dann meine Pflicht als ehrlicher Mann? Den Herrn Richter in Kenntniß zu setzen, ihm zu be-

weisen, was ich behauptete, und ihn hieher zu begleiten. Dies habe ich auch gethan."

„Mein Herr Richter," versetzte der Doctor Baleinier, „dieser Mensch klagt also nicht allein mich an, sondern er wagt es auch, Andere. ..."

„Ich klage den Herrn Abbé d'Aigrigny an," erwiederte Rodin mit scharfem, einschneidendem Tone, den Doctor unterbrechend, „ich klage Frau von Saint-Dizier an, ich klage Sie an, mein Herr, aus gemeiner Habsucht Fräulein von Cardoville in diesem Hause und die Töchter des Herrn Marschall Simon in dem benachbarten Kloster eingesperrt zu haben. Ist das klar?"

„Ach! das ist nur zu wahr," sprach Adrienne lebhaft; „ich habe diese armen Kinder, ganz in Thränen zerflossen, mir ein Zeichen der Verzweiflung machen sehen."

Die Anschuldigung von Rodin in Beziehung auf die Waisen war ein neuer und furchtbarer Schlag für den Doctor Baleinier. Es erschien ihm nunmehr im Uebermaße bewiesen, daß der Verräther völlig in das feindliche Lager übergegangen war. Es drängte ihn, dieser so peinlichen Scene ein Ende zu machen, und er sagte zu dem Beamten, indem er sich bemühte, trotz seiner lebhaften Aufregung eine feste Haltung anzunehmen:

„Ich könnte mich darauf beschränken, mein Herr, völliges Stillschweigen zu beobachten und solche Anschuldigungen zu verachten, bis eine gerichtliche Entscheidung ihnen irgend ein Ansehen verliehen hätte, aber stark in meinem Gewissen wende ich mich an Fräulein von Cardoville selbst und bitte sie, zu sagen, ob ich ihr nicht noch diesen Morgen angekündigt habe, ihre Gesundheit würde bald in einem hinreichend befriedigenden Zustande sein, daß sie dieses Haus verlassen könnte. Ich beschwöre das Fräulein bei ihrer wohlbekannten Rechtschaffenheit, mir zu antworten,

ob dies nicht meine Sprache gewesen ist, und ob ich, als ich so sprach, nicht mit ihr allein war, und ob. . . ."

„Stille, mein Herr," sagte Rodin, den Doctor keck unterbrechend, „gesetzt, das liebe Fräulein würde dies aus reinem Edelmuth zugestehen, was bewiese es für Sie? durchaus nichts."

„Wie, mein Herr," rief der Doctor, „Sie erlauben sich. . . ."

„Ich erlaube mir, Sie ohne Ihr Belieben zu entlarven; das ist allerdings eine Unschicklichkeit, aber was haben Sie uns so eben gesagt? daß Sie, allein mit Fräulein von Cardoville, mit dieser gesprochen haben, als ob sie verrückt wäre. Bei Gott, das ist sehr bündig."

„Aber, mein Herr . . ." sagte der Doctor.

„Aber, mein Herr," versetzte Rodin, ohne ihn fortfahren zu lassen, „es ist offenbar, daß Sie in Voraussicht dessen, was heute geschieht, um sich eine Ausflucht zu lassen, sich stellten, als wären Sie von Ihrer fluchwürdigen Lüge überzeugt, und dies sogar in den Augen des armen Fräuleins, um später die Wohlthat Ihrer vorgeblichen Ueberzeugung anrufen zu können. Gehen Sie, Leuten von gesundem Verstande und geradem Herzen macht man keine solche Mährchen."

„Ei, mein Herr, . . ." rief Baleinier zornig.

„Ei, mein Herr," versetzte Rodin mit noch lauterer Stimme und stets die des Doctors übertönend, „ist es wahr oder nicht wahr, daß Sie als Ausrede die gehässige Einsperrung auf einen wissenschaftlichen Fehler werfen wollen? Ich behaupte ja und füge bei, daß Sie sich der ganzen Angelegenheit entzogen glauben, weil Sie jetzt sagen: durch meine Fürsorge hat das Fräulein ihre Vernunft wieder erhalten, was will man weiter?"

„Ich sage das, mein Herr, und behaupte es."

„Sie behaupten eine Lüge, denn es ist nachge-

wiesen, daß die Vernunft des Fräuleins nicht einen Augenblick gestört war."

„Und ich, mein Herr, ich behaupte, daß sie es gewesen ist."

„Und ich, mein Herr, werde das Gegentheil beweisen," sagte Rodin.

„Sie, und wie dies?"

„Ich werde mich für jetzt wohl hüten, wie Sie sich denken können, Ihnen das zu sagen," erwiederte Rodin ironisch lächelnd. Dann fügte er mit Verachtung bei: „Sie sollten vor Scham in den Boden sinken, daß Sie eine solche Frage vor dem Fräulein anzuregen wagen. Ersparen Sie ihr wenigstens dergleichen Verhandlungen."

„Mein Herr. . . ."

„Gehen Sie, pfui! . . . mein Herr, pfui! sage ich Ihnen, es ist abscheulich, dergleichen vor dem Fräulein zu behaupten, abscheulich, wenn Sie die Wahrheit sagen, abscheulich, wenn Sie lügen," versetzte Rodin mit Widerwillen.

„Aber das ist eine unbegreifliche Leidenschaftlichkeit!" rief der Jesuit vom kurzen Rocke ganz in Verzweiflung. „Und es scheint mir, der Herr Richter gibt eine Parteilichkeit kund, indem er so plumpe Verleumdungen gegen mich anhäufen läßt."

„Mein Herr," erwiederte mit strengem Tone Herr von Gernande, „ich habe nicht nur das Recht, jede contradictorische Unterredung anzuhören, sondern auch das, eine solche hervorzurufen, wenn dieselbe im Stande ist, mein Inneres zu erleuchten. Aus Allem dem geht selbst nach Ihrer Meinung, Herr Doctor, hervor, daß der Gesundheitszustand von Fräulein von Cardoville hinreichend befriedigend ist, um sie noch heute zu ihrer Familie zurückkehren zu lassen."

„Ich sehe wenigstens kein ernstes Hinderniß dagegen, mein Herr," sagte der Doctor; „ich behaupte nur, daß die Heilung nicht so vollständig ist, als sie

hätte sein können, und ich lehne in dieser Beziehung jede Verantwortlichkeit für die Zukunft von mir ab."

„Sie können dies um so mehr," sagte Rodin, „als es zweifelhaft ist, ob sich das Fräulein wieder einmal an Ihr redliches Wissen wendet."

„Es ist also unnöthig, von meinem Rechte Gebrauch zu machen und Sie aufzufordern, sogleich die Thüren dieses Hauses für Fräulein von Cardoville zu öffnen?" sprach der Beamte zu dem Direktor.

„Das Fräulein ist frei," erwiederte Baleinier, „vollkommen frei."

„Was die Frage betrifft, ob Sie das Fräulein mit Hülfe einer Verrücktheitsvoraussetzung eingesperrt haben, so hat das Gericht Kenntniß davon genommen, und man wird Sie hören."

„Ich bin ruhig, mein Herr," antwortete Doctor Baleinier, „mein Gewissen wirft mir nichts vor."

„Ich wünsche es," sprach Herr von Gernande. „So schwer auch der Anschein sein mag, und besonders, wenn es sich um Personen von einer Stellung handelt, wie die Ihrige ist, mein Herr, wünschen wir immer Unschuldige zu finden." Dann sich an Adrienne wendend: „Ich begreife, mein Fräulein, was diese Scene für Ihr Zartgefühl, für Ihren Edelmuth Peinliches, Verletzendes hat. Es hängt später von Ihnen ab, entweder gegen Herrn Baleinier klagend aufzutreten oder die Gerechtigkeit ihren Gang verfolgen zu lassen. Noch ein Wort, der rechtschaffene Mann (der Beamte deutete auf Rodin), welcher Ihre Vertheidigung auf eine so offenherzige, uneigennützige Weise übernahm, sagte mir, Sie würden sich für den Augenblick wohl mit den Töchtern des General Simon belasten. Ich gehe auf der Stelle in das Kloster, wohin man sie ebenfalls durch List gebracht hat, um sie zurückzufordern."

„In der That, mein Herr," antwortete Adrienne, sobald ich die Ankunft der Töchter des Marschall Simon in Paris erfuhr, war es meine Absicht, ihnen eine

Wohnung bei mir anzubieten. Die Demoiselles Simon sind meine nahen Verwandtinnen, es ist zugleich eine Pflicht und ein Vergnügen für mich, sie als Schwestern zu behandeln. Ich wäre Ihnen also doppelt dankbar, wenn Sie mir dieselben anvertrauen wollten."

„Ich glaube nicht besser in ihrem Interesse handeln zu können," versetzte Herr von Gernande.

Dann sich an Herrn Baleinier wendend:

„Werden Sie wohl erlauben, daß ich sogleich die Demoiselles Simon hierher bringe? Ich hole sie, während Fräulein von Cardoville Vorkehrungen zu ihrem Abgange trifft; sie können sodann dieses Haus mit ihrer Verwandtin verlassen."

„Ich bitte Fräulein von Cardoville, über dieses Haus bis zu ihrem Abgang wie über ihr eigenes zu verfügen," antwortete Herr Baleinier. „Mein Wagen steht zu ihren Befehlen, um sie zu führen."

„Mein Fräulein," sprach der Beamte, sich Adrienne nähernd, „ohne zum Voraus eine Frage zu beurtheilen, welche demnächst vor die Gerichte gebracht werden wird, muß ich wenigstens bedauern, daß ich nicht früher zu Ihnen gerufen worden bin. Ich hätte Ihnen wenigstens einige Tage grausamen Leidens ersparen können, denn Ihre Lage muß wirklich grausam gewesen sein."

„Mein Herr, mitten unter diesen traurigen Tagen," sprach Adrienne mit reizender Würde, „wird mir wenigstens eine schöne, rührende Erinnerung bleiben, die der Theilnahme, welche Sie mir bewiesen haben, und ich hoffe, Sie werden die Güte haben, mich in den Stand zu setzen, Ihnen bei mir zu danken ... nicht wegen der Gerechtigkeit, die Sie gegen mich übten, sondern für die so wohlwollende und, ich darf wohl sagen, väterliche Weise, mit der Sie gerecht gegen mich waren."

„Und dann, mein werthester Herr," fügte Fräulein von Cardoville anmuthig lächelnd bei, „und dann

liegt mir daran, Ihnen zu beweisen, daß das, was man meine Heilung nennt, eine Wahrheit ist."

Herr von Gernande verbeugte sich achtungsvoll vor Fräulein von Cardoville.

Während der kurzen Unterredung des Beamten und des Fräuleins hatten diese Beide Herrn Baleinier und Rodin völlig den Rücken zugewendet. Der Letztere benützte diesen Augenblick und steckte rasch dem Doctor ein Billet in die Hand, das er mit Bleistift innen in seinem Hute geschrieben hatte.

Baleinier schaute Rodin ganz verblüfft an.

Dieser machte ihm ein besonderes Zeichen, indem er seinen Daumen an die Stirne legte, die er zweimal senkrecht durchfurchte, dann blieb er regungslos.

Dies war so schnell geschehen, daß Rodin, als Herr von Gernande sich umwandte, einige Schritte von dem Doctor entfernt Fräulein von Cardoville mit achtungsvoller Theilnahme anschaute.

„Erlauben Sie mir, Sie zu begleiten, mein Herr," sagte der Doctor und schritt vor dem Beamten her, den Fräulein von Cardoville auf das Freundschaftlichste begrüßte. Beide entfernten sich. Rodin blieb allein mit Fräulein von Cardoville.

Nachdem Herr Baleinier Herrn von Gernande bis an die äußere Thür seines Hauses geführt hatte, beeilte er sich, das mit Bleistift von Rodin geschriebene Billet zu lesen. Es war in folgenden Worten abgefaßt:

„Der Beamte begibt sich auf der Straße nach dem Kloster. Laufen Sie durch den Garten dahin. Sagen Sie der Superiorin, sie solle dem Befehl, welchen ich in Beziehung auf die zwei Mädchen ertheilt habe, gehorchen, es ist dies von der höchsten Wichtigkeit."

Das besondere Zeichen, welches ihm Rodin gemacht hatte, und der Inhalt dieses Billets bewiesen dem Doctor Baleinier, der an diesem Tage stets vor

einem Erstaunen zum andern überging, daß der Secretär des ehrwürdigen Paters, weit entfernt, ein Verräther zu sein, immer nur zum höchsten Ruhme des Herrn handelte.

Nur suchte Herr Baleinier, während er gehorchte, vergebens den Beweggrund des unerklärlichen Benehmens von Rodin zu begreifen, der die Gerichte von einer Angelegenheit in Kenntniß gesetzt hatte, die man vor Allem hätte unterdrücken sollen, und welche die unangenehmsten Folgen für den Pater d'Aigrigny, für Frau von Saint-Dizier und für ihn, Baleinier, haben konnte.

Kehren wir jedoch zu Rodin zurück, welcher mit Fräulein von Cardoville allein geblieben ist.

Siebentes Kapitel.

Der Secretär des Pater d'Aigrigny.

Kaum waren der Beamte und der Doctor Baleinier verschwunden, als Fräulein von Cardoville, deren Antlitz von Glück strahlte, Rodin mit einer Mischung von Ehrfurcht und Dankbarkeit anschauend, ausrief:

„Endlich, Ihnen sei es gedankt, mein Herr, bin ich frei,... frei... O! ich hatte nie gefühlt, welche Wohlbehaglichkeit, welche Federkraft, wie viel Blüthenreichthum in dem anbetungswürdigen Worte Freiheit liegt!!“

Und der Busen Adrienne's wogte, die rosige Nase erweiterte sich, ihre frischen Lippen öffneten sich halb, als athmete sie mit Entzücken eine belebende, reine Luft ein.

„Ich bin erst seit wenigen Tagen in diesem Hause, aber ich habe genug gelitten durch meine Gefangen-

schaft, um das Gelübde zu thun, jedes Jahr einigen armen Schuldgefangenen die Freiheit wiederzugeben. Dieses Gelübde kommt Ihnen vielleicht etwas mittelalterlich vor," fügte sie lächelnd bei, „aber man muß von dieser edeln Zeit nicht nur ihre Meubles und ihre Glasmalereien nehmen... Doppelten Dank also, mein Herr, denn ich mache Sie zum Genossen dieses Befreiungs-Gedankens, der, wie Sie sehen, mitten in dem Glücke erblüht ist, das Sie mir verschafft haben, das Sie zu rühren, zu bewegen scheint.. Oh! möchte Ihnen meine Freude meine Dankbarkeit ausdrücken und Sie belohnen für Ihren edelmüthigen Beistand," rief Adrienne voll Begeisterung.

Fräulein von Cardoville bemerkte wirklich eine völlige Umwandlung in dem Antlitz von Rodin. Dieser kurz zuvor noch in Beziehung auf den Doctor so harte, so unbeugsame, so scharf einschneidende Mann schien sich ganz dem Einfluß der sanftesten, liebevollsten Gefühle hinzugeben. Seine kleinen, halb verschleierten Vipernaugen hefteten sich mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Theilnahme auf Adrienne.... Dann, als wollte er sich plötzlich diesen Eindrücken entreißen, sagte er mit sich selbst sprechend:

„Ruhig, ruhig, keine Rührung. Die Zeit ist kostbar, meine Sendung ist nicht erfullt... nein sie ist es nicht... Mein liebes Fräulein," fügte er, sich nun an Adrienne wendend bei, „wir wollen später von Dankbarkeit sprechen... Reden wir jetzt geschwinde von der Gegenwart... Wissen Sie, was vorgeht?"

Adrienne schaute den Jesuiten verwundert an und erwiederte:

„Was geht denn vor, mein Herr?"

„Kennen Sie den wahren Beweggrund Ihrer Einsperrung in diesem Hause? Wissen Sie, was Frau von Saint-Dizier und den Abbé d'Aigrigny zu ihrer Handlungsweise angetrieben hat?"

Als Adrienne von Cardoville diese verwünschten

Namen hörte, wurden ihre kaum zuvor noch von Glück strahlenden Züge trübe und sie antwortete bitter:

„Der Haß, mein Herr, hat ohne Zweifel Frau von Saint-Dizier gegen mich beseelt...“

„Ja... der Haß... und mehr noch die Begierde, Sie ungestraft eines ungeheuern Vermögens zu berauben.“

„Mich?... und wie?“

„Sie wissen also nichts von dem Interesse, das Sie hatten, sich am 13ten Februar einer Erbschaft wegen in der Rue Saint-François zu befinden?“

„Ich kannte dieses Datum und die einzelnen darauf bezüglichen Umstände nicht, aber ich wußte unbestimmt durch einige Familienpapiere und durch einen sehr seltsamen Vorfall, daß einer unserer Ahnen...“

„Eine ungeheure Summe hinterlassen hatte, welche unter seine Abkömmlinge getheilt werden sollte, nicht wahr?“

„Ja, mein Herr.“

„Leider aber wußten Sie nicht, mein liebes Fräulein, daß die Erben verbunden waren, sich am 13ten Februar zu einer bestimmten Stunde zu versammeln; waren dieser Tag und diese Stunde vorüber, so sollten die Säumigen von der Erbschaft ausgeschlossen sein. Begreifen Sie jetzt, warum man Sie hier eingeschlossen hat, mein liebes Fräulein?“

„Oh! ja, ich begreife,“ rief Fräulein von Cardoville; „mit dem Hasse, den meine Tante gegen mich hegte, verband sich die Habsucht... Alles wird erklärlich. Erbinnen wie ich, sind die Töchter des Marschall Simon auch wie ich eingesperrt worden...“

„Und Sie und diese armen Mädchen sind nicht einmal die einzigen Opfer...“ rief Rodin.

„Wer sind denn die anderen, mein Herr?“

„Ein junger Indianer...“

„Der Prinz Dschalma?“

„Er wäre beinahe durch ein narkotisches Mittel in demselben Interesse vergiftet worden.“

„Großer Gott!“ rief Adrienne, voll Schrecken die Hände faltend, „das ist furchtbar! er... dieser junge Prinz, von dem man sagt, er besitze einen so edeln, hochherzigen Charakter. Ich hatte doch nach dem Schlosse Cardoville...“

„Einen Vertrauten geschickt, der beauftragt war, den Prinzen nach Paris zu bringen; ich weiß dies, mein Fräulein; aber mit Hülfe einer List ist dieser Mann entfernt und der Prinz seinen Feinden in die Hände gegeben worden.“

„Und wo hält er sich zu dieser Stunde auf?“

„Ich habe keine bestimmte Kunde hierüber und weiß nur so viel, daß er in Paris ist; aber ich verzweifle noch nicht daran, ihn aufzufinden; ich werde meine Nachforschungen mit beinahe väterlichem Eifer betreiben; denn man kann die seltenen Eigenschaften dieses armen Königssohnes nicht genug lieben. Welch ein Herz, mein Fräulein, goldenes Herz!!! glänzend und rein, wie das Gold seines Landes.“

„Sie müssen den Prinzen aufsuchen,“ sprach Adrienne bewegt... „Ich beschwöre Sie, versäumen Sie nichts, was in dieser Hinsicht zweckdienlich sein dürfte; er ist mein Verwandter, er ist allein hier... ohne Hülfe, ohne Stütze.“

„Allerdings,“ versetzte Rodin mitleidig, „das arme Kind... denn er ist beinahe noch ein Kind... achtzehn oder neunzehn Jahr alt... mitten nach Paris, in diese Hölle geworfen... mit seinen frischen, glühenden, unbändigen Leidenschaften, mit seiner Naivität, mit seinem Vertrauen, welchen Gefahren muß er ausgesetzt sein!“

„Vor Allem handelt es sich aber darum, ihn aufzufinden, mein Herr,“ sagte Adrienne lebhaft, „dann werden wir ihn diesen Gefahren entziehen. Ehe ich hier eingeschlossen wurde, hatte ich, als ich

Ankunft erfuhr, einen Vertrauten zu ihm geschickt, um ihm die Dienste eines unbekannten Freundes anzubieten; ich sehe nun, daß dieser tolle Gedanke, den man mir so sehr zum Vorwurf machte, ganz vernünftig war, und ich lege auch jetzt mehr Gewicht darauf, als je; der Prinz gehört zu meiner Familie, ich bin ihm eine großmüthige Gastfreundschaft schuldig... ich bestimmte für ihn den Pavillon, den ich bei meiner Tante bewohnte."

„Aber Sie, mein liebes Fräulein?"

„Von heute an werde ich in einem Hause wohnen, das ich, entschlossen, Frau von Saint-Dizier zu verlassen und allein und nach Gefallen zu leben, seit einiger Zeit bereit halten ließ. Da es nun Ihre Sendung ist, der gute Genius unserer Familie zu sein, mein Herr, so seien Sie eben so edelmüthig gegen den Prinzen Dschalma, als Sie es gegen mich, gegen die Töchter des Marschalls Simon gewesen sind; ich beschwöre Sie, suchen Sie den Aufenthaltsort dieses armen Königssohnes, wie Sie ihn nennen, zu entdecken, bewahren Sie das Geheimniß und lassen Sie ihn in den Pavillon führen, den ein unbekannter Freund ihm anbietet; er bekümmere sich um nichts, man wird für alle seine Bedürfnisse sorgen; er wird leben, wie er leben soll... als Prinz..."

„Ja, er wird durch Ihre königliche Großmuth als Prinz leben... Aber nie wird eine rührende Theilnahme besser angebracht gewesen sein. Es genügt, sein schönes, schwermüthiges Gesicht zu sehen, wie ich es gesehen habe, um..."

„Sie haben ihn gesehen?" sprach Adrienne, Rodin unterbrechend.

„Ja, mein liebes Fräulein, ich habe ihn ungefähr zwei Stunden lang gesehen... und ich bedurfte nicht mehr, um ihn zu beurtheilen, seine reizenden Züge sind der Spiegel seiner Seele."

„Und wo haben Sie ihn gesehen, mein Herr?"

„In Ihrem alten Schlosse Cardoville, mein liebes Fräulein; unferne von demselben warf ihn der Sturm an die Küste, und ich hatte mich dahin begeben, um ...“

Dann nach einem Augenblick des Zögerns fuhr Rodin fort, als würde er wider Willen von seiner Offenherzigkeit hingerissen: —

„Ei! mein Gott, ich hatte mich dahin begeben, um eine schlimme, schändliche, elende Handlung zu begehen ... ich muß es gestehen.“

„Sie, mein Herr? ... im Schlosse Cardoville? einer schlimmen Handlung wegen!“ rief Adrienne im höchsten Maße erstaunt.

„Ach! ja, mein liebes Fräulein,“ antwortete Rodin naiv. „Mit einem Worte, ich hatte Befehl von dem Abbé d'Aigrigny, Ihren alten Verwalter in die Alternative zu versetzen, entweder entlassen zu werden, oder sich zu einem unwürdigen Verfahren herzugeben ... ja, zu etwas, das große Aehnlichkeit mit dem Spioniren und der Verläumdung hat ... doch der rechtschaffene Mann weigerte sich ...“

„Aber wer sind Sie denn?“ sagte Fräulein von Cardoville immer mehr erstaunt.

„Ich bin ... Rodin ... ehemaliger Secretär des Herrn Abbé d'Aigrigny, ... sehr wenig, wie Sie sehen.“

Wir müssen darauf Verzicht leisten, den zugleich demüthigen und offenherzigen Ausdruck zu schildern, mit welchem der Jesuit diese Worte sprach, die er mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung begleitete.

Bei dieser Offenbarung wich Fräulein von Cardoville ungestüm zurück.

Adrienne hatte, erwähnter Maßen, zuweilen von Rodin, dem demüthigen Secretär des Abbé d'Aigrigny, als von einer Art von gehorchenden, leidenden Maschine sprechen hören. Das war noch nicht Alles: der Verwalter des Gutes Cardoville hatte sich, als

Adrienne in Beziehung auf den Prinzen Dschalma schrieb, über die treulosen, unredlichen Vorschläge von Rodin beklagt. Sie fühlte also, wie sich in ihr ein unbestimmtes Mißtrauen regte, als sie erfuhr, daß ihr Befreier der Mann war, der eine so gehässige Rolle gespielt hatte. Dieses ungünstige Gefühl wurde übrigens durch das, was sie Rodin schuldig war, und durch die Anzeige, die er so geradezu gegen den Abbé d'Aigrigny vor der Behörde gemacht hatte, und endlich auch noch durch das Geständniß des Jesuiten aufgewogen, der auf diese Art dem Vorwurf entgegenging, den man ihm machen konnte.

Nichtsdestoweniger setzte Fräulein von Cardoville mit einer Art von kalter Zurückhaltung das Gespräch fort, das mit eben so viel Freimüthigkeit, als Hingebung und Sympathie begonnen hatte.

Rodin gewahrte den Eindruck, den er hervorbrachte, er erwartete ihn und gerieth daher nicht im Mindesten aus der Fassung, als Fräulein von Cardoville, ihm scharf in das Gesicht schauend und einen durchdringenden Blick auf ihn heftend, zu ihm sagte:

„Ah! ... Sie sind Herr Rodin, ... der Secretär des Herrn Abbé d'Aigrigny?"

„Sagen Sie, Exsecretär, wenn Sie die Güte haben wollen, mein Fräulein," antwortete der Jesuit; „denn Sie fühlen wohl, daß ich das Haus des Abbé d'Aigrigny nie mehr mit einem Fuße betreten werde. Ich habe ihn mir zum unversöhnlichen Feind gemacht und bin außer Diensten... Aber gleich viel... Was sage ich? desto besser, denn um diesen Preis sind die Boshaften entlarvt und die Ehrlichen gerettet."

Diese Worte, ganz einfach und voll Würde ausgesprochen, regten das Mitleid in dem Herzen von Adrienne wieder an, Sie bedachte, daß Allem nach dieser arme alte Mann die Wahrheit sprach. Der Haß des auf diese Art entlarvten Abbé d'Aigrigny mußte

unerbittlich sein, und Rodin hatte ihm Trotz geboten, um eine edelmüthige Offenbarung zu machen.

Dessen ungeachtet sprach Fräulein von Cardoville mit kaltem Tone:

„Da Sie die so schmählichen, so treulosen Vorschläge kannten, mein Herr, die Sie dem Verwalter des Gutes Cardoville zu machen hatten, warum gaben Sie sich dazu her, einen solchen Auftrag zu übernehmen?"

„Warum? warum?" versetzte Rodin mit einer Art von peinlichen Ungeduld. „Ei, mein Gott, weil ich damals völlig unter den Zauber des Abbé d'Aigrigny, eines der gewandtesten Männer stand, die ich kenne; denn erst seit vorgestern weiß ich, daß er auch einer der allergefährlichsten Menschen der Welt ist. Er hatte meine Bedenklichkeiten besiegt, indem er mich überredete, der Zweck heilige die Mittel ... und ich muß gestehen, der Zweck, den er sich vorgesetzt zu haben schien, war schön und groß; aber vorgestern wurde ich grausam enttäuscht: ein Blitzstrahl erweckte mich. Ich bitte, mein liebes Fräulein," fügte Rodin mit einer Art von Verlegenheit, von Verwirrung bei, „sprechen wir nicht mehr von meiner Reise nach Cardoville. Obgleich ich nur ein blindes und unwissendes Werkzeug gewesen bin, schäme und ärgere ich mich doch so sehr, als ob ich aus eigenem Antrieb gehandelt hätte. ... Das drückt mich und belästigt mich. Ich bitte Sie inständig, sprechen wir lieber von Ihnen, von dem, was Sie interessirt, denn die Seele dehnt sich aus bei edelmüthigen Gedanken, wie sich die Brust in einer reinen, gesunden Luft erweitert."

Rodin hatte so freiwillig das Geständniß seines Fehlers abgelegt, er erklärte ihn auf eine so natürliche Weise, er schien so aufrichtig zerknirscht darüber, daß Adrienne, deren Verdacht keine andere Elemente hatte, fühlte, wie ihr Mißtrauen sich bedeutend verminderte.

„Also," versetzte sie und schaute dabei Rodin stets

prüfend an, „also in Cardoville haben Sie den Prinzen Dschalma gesehen?“

„Ja, mein Fräulein, und von diesem flüchtigen Zusammentreffen rührt meine Zuneigung für ihn her. Ich werde auch meine Aufgabe bis zum Ende vollbringen. Seien Sie unbesorgt, mein liebes Fräulein, der Prinz wird nicht mehr, als Sie, nicht mehr, als die Töchter des Marschall Simon, ein Opfer dieses abscheulichen Complottes sein, das leider nicht hiebei stehen geblieben ist.“

„Und wen hat es denn noch mehr bedroht?“

„Herr Hardy, ein Mann voll Ehre und Rechtschaffenheit, ebenfalls ein Verwandter von Ihnen und bei dieser Erfolge betheiligt, ist durch einen niederträchtigen Verrath von Paris entfernt worden. ... Ein letzter Erbe endlich, ein unglücklicher Handwerksmann, ließ sich in einer geschickt gestellten Falle fangen und wurde wegen Schulden in das Gefängniß geworfen.“

„Aber, mein Herr,“ sprach Adrienne plötzlich, „zu wessen Gunsten ist dieses abscheuliche Complott angezettelt worden, das mich in der That in Schrecken setzt?“

„Zu Gunsten des Herrn Abbé d'Aigrigny,“ antwortete Rodin.

„Für ihn! und wie dies? mit welchem Rechte? Er war kein Erbe.“

„Es wäre zu lang, Ihnen dies auseinanderzusetzen, mein liebes Fräulein. Sie werden Alles eines Tags erfahren. Seien Sie nur überzeugt, daß Ihre Familie keinen erbitterteren Feind hatte, als den Abbé d'Aigrigny.“

„Mein Herr,“ sagte Adrienne, einem letzten Verdachte nachgebend, „ich will offenherzig mit Ihnen sprechen. Wie konnte ich die lebhafte Theilnahme, die Sie mir bezeigen und die Sie sogar auf alle Personen meiner Familie ausdehnen, verdienen oder Ihnen einflößen?“

„Mein Gott, mein liebes Fräulein," antwortete Rodin lächelnd, „wenn ich es Ihnen sage ... so werden Sie über mich spotten oder mich nicht begreifen."

„Sprechen Sie, ich bitte Sie, mein Herr. Zweifeln Sie weder an mir noch an Ihnen."

„Nun, ich habe mich für Sie interessirt, mich Ihnen geweiht, weil Ihr Herz edelmüthig, Ihr Geist erhaben, Ihr Charakter unabhängig und stolz ist. Gehörte ich einmal ganz Ihnen, so konnten mir die Ihrigen, welche überdies ebenfalls der Theilnahme würdig sind, nicht mehr gleichgültig sein. ... Diesen dienen, hieß Ihnen ebenfalls dienen."

„Aber, mein Herr, ... zugegeben, Sie halten mich der viel zu schmeichelhaften Lobeserhebungen, welche Sie mir spenden, würdig ... wie vermochten Sie mein Herz, meinen Geist, meinen Charakter zu beurtheilen?"

„Das will ich Ihnen sagen, mein liebes Fräulein; aber zuvor muß ich Ihnen noch ein Geständniß machen, dessen ich mich sehr schäme.... Selbst, wenn Sie nicht so wunderbar begabt wären, müßte das, was Sie seit Ihrem Eintritte in dieses Haus gelitten haben, hinreichen, um Ihnen die Theilnahme jedes Menschen von Gemüth zu erwerben, nicht wahr?"

„Ich glaube es, mein Herr."

„Ich könnte also meine Theilnahme für Sie auf diese Weise erklären. Dennoch gestehe ich, daß dies mir nicht genügt hätte; Sie wären ganz einfach Fräulein von Cardoville, ein sehr reiches, sehr edles und sehr schönes Mädchen gewesen, und Ihr Unglück würde ohne Zweifel mein Mitleid erregt haben. Doch ich hätte mir gesagt: dieses arme Fräulein ist sehr zu beklagen; aber ich, der arme Mann was vermag ich? Meine einzige Hülfsquelle ist meine Secretärsstelle bei dem Abbé d'Aigrigny, und er ist es, den ich vor Allem angreifen müßte! Er ist allmächtig und

ich bin nichts; gegen ihn kämpfen, hieße mich zu Grunde richten, ohne Hoffnung, diese Unglückliche zu retten. Während ich im Gegentheil, da ich wußte, wer Sie sind, mein liebes Fräulein, mich in meiner untergeordneten Stellung empörte. „„Nein, nein,““ sagte ich zu mir selbst, „„tausend Mal nein! ein so schöner Geist, ein so großartiges Herz sollen nicht Opfer eines abscheulichen Complottes werden. Vielleicht werde ich in dem Kampfe untergehen, aber ich habe mindestens zu kämpfen versucht.““

Es läßt sich nicht sagen, mit welcher Mischung von Feinheit, Energie und Gemüthlichkeit Rodin diese Worte sprach.

Wie dies oft bei außerordentlich widerwärtigen, zurückstoßenden Leuten geschieht, — sobald es ihnen gelungen ist, ihre Häßlichkeit vergessen zu machen, wird eben diese Häßlichkeit ein Grund der Theilnahme, des Mitleids; man sagt sich, wie Schade, daß ein solcher Geist, ein solches Gemüth in einem solchen Körper wohnt, und man fühlt sich gerührt, beinahe zärtlich gestimmt durch diesen Contrast.

So war es bei dem, was Fräulein von Cardoville in Beziehung auf Rodin zu fühlen anfing, denn so roh und grob er sich gegen den Doctor Baleinier benommen hatte, so einfach und liebevoll war er gegen sie.

Eines erregte auf das Lebhafteste die Neugierde von Fräulein von Cardoville; sie wollte wissen, wie in Rodin die Ergebenheit und die Bewunderung entstanden waren, die sie ihm einflößte.

„Verzeihen Sie mir meine indiscrete und hartnäckige Neugierde ... aber ich möchte gerne wissen ...“

„Wie Sie mir moralisch enthüllt worden sind, nicht wahr? Mein Gott, mein liebes Fräulein, nichts ist einfacher. Ich erkläre es Ihnen in zwei Worten: der Abbé d'Aigrigny sah in mir nur eine Schreibmaschine, ein stumpfes, stummes und blindes Werkzeug ...“

„Ich hielt den Herrn Abbé d'Aigrigny für scharfsichtiger."

„Und Sie haben Recht, mein liebes Fräulein, es ist ein Mensch von unerhörtem Scharfsinn. Aber ich täuschte ihn, indem ich mehr als Einfalt heuchelte. ... Halten Sie mich darum nicht für falsch. Nein ... ich bin stolz ... ja stolz ... auf meine Weise. ... Und mein Stolz besteht darin, nie über meiner Lage zu erscheinen, so untergeordnet sie auch sein mag! Wissen Sie warum? So hochmüthig auch meine Oberen sein mögen, so sage ich mir: sie kennen meinen Werth nicht; nicht mich, sondern die Niedrigkeit meiner Stellung demüthigen sie. ... Dabei gewinne ich zweierlei: meine Eigenliebe ist geschützt, und ich habe Niemand zu hassen."

„Ja, ich begreife diesen Stolz," sprach Adrienne immer mehr erstaunt über die originelle Beschaffenheit des Geistes von Rodin.

„Aber kehren wir zu dem zurück, was Sie betrifft, mein liebes Fräulein. Am Vorabend des 13. Februar übergibt mir der Abbé d'Aigrigny ein stenographirtes Papier und sagt mir: „„Schreiben Sie mir dieses Verhör ab, fügen Sie bei, dieses Stück diene zur Unterstützung des Ausspruchs eines Familienrathes, welcher nach dem Berichte des Doctors Baleinier den Geisteszustand von Fräulein von Cardoville so sehr beunruhigend erklärt, daß ihre Einschließung in einer Heilanstalt nothwendig erscheint.""

„Ja," sagte Adrienne mit Bitterkeit, „es handelte sich von einer langen Unterredung, die ich mit Frau von Saint-Dizier, meiner Tante, hatte und die man ohne mein Wissen niederschrieb."

„Ich saß also vor meinem stenographirten Bericht, ich fing an abzuschreiben. ... Nach zehn Zeilen bin ich voll Verwunderung, ich weiß nicht, ob ich träume, oder ob ich wache. Wie! verrückt! rief ich mir zu, Fräulein von Cardoville verrückt. ... Die

Wahnsinnigen sind diejenigen, welche etwas so Ungeheures zu behaupten wagen. ... Immer mehr interessirt, fahre ich im Lesen fort. ... Ich lese bis zum Ende. O dann! was soll ich Ihnen sagen? ... Was ich fühlte, läßt sich nicht ausdrücken, es war Rührung, Freude, Begeisterung."

„Mein Herr, ..." sprach Adrienne.

„Ja, mein liebes Fräulein, Begeisterung. Dieses Wort möge keinen Anstoß bei Ihrer Bescheidenheit finden. Erfahren Sie, daß diese neuen, so muthigen, so unabhängigen Worte, welche Sie auf eine so glänzende Weise vor Ihrer Tante aussprachen, Ihnen, ohne daß Sie es wissen, mit einer Person gemein sind, für die Sie eines Tages die zärtlichste, die frommste Achtung hegen werden ..."

„Von wem sprechen Sie, mein Herr?"

Nach einem Augenblick scheinbareu Zögerns versetzte Rodin:

„Nein, nein ... es ist für jetzt unnütz, Sie darüber zu belehren. Ich kann Ihnen nur so viel sagen, mein Fräulein, daß ich, als ich völlig gelesen hatte, zu dem Abbé d'Aigrigny lief, um ihn über den Irrthum zu belehren, in welchem ich ihn in Beziehung auf Ihre Person befangen sah. Unmöglich, ihn zu treffen. ... Aber gestern Morgen setzte ich ihm sehr lebhaft meine Denkungsart auseinander. Er schien nur über Eines betroffen: darüber, daß er wahrnahm, ich denke. Allen meinen Bitten, allen meinen Aufforderungen wurde nur ein verächtliches Lächeln zu Theil. Ich hielt seine Redlichkeit für überlistet, bestand noch einmal darauf, aber vergebens. Er befahl mir, ihm in das Haus zu folgen, wo das Testament Ihres Ahnen geöffnet werden sollte. Ich war so verblendet über den Abbé d'Aigrigny, daß es, um mir die Augen zu erschließen, der Ankunft des Soldaten, seines Sohnes und der des Vaters des Marschall Simon bedurfte; ihre Entrüstung enthüllte mir den

Umfang eines Complottes, das man schon seit geraumer Zeit mit furchtbarer Geschicklichkeit angezettelt hatte. Nun begriff ich, warum man Sie für eine Närrin ausgab und hier gefangen hielt, nun tauchten tausend Erinnerungen in meinem Geiste auf; Fragmente von Briefen, von Berichten, die man mir zum Abschreiben gegeben und deren Bedeutung ich mir bis dahin nicht erklärt hatte, brachten mich auf den Weg dieser gehässigen Machination. Sogleich den Abscheu kundgeben, der mich gegen dieses unwürdige Benehmen erfüllte, hätte Alles verderben müssen. Ich beging diesen Fehler nicht; ich wetteiferte an List mit dem Abbé d'Aigrigny; ich erschien noch geiziger, als er. Hätte diese ungeheure Erbschaft mir zufallen sollen, ich wäre nicht im Stande gewesen, mich herber, unbarmherziger bei dem Jägerrechte zu zeigen. In Folge dieser Kriegslist vermuthete der Abbé d'Aigrigny nichts. Als ein glücklicher Zufall diese Erbschaft vor seinen Händen gerettet hatte, verließ er das Haus in völliger Bestürzung. Ich aber ging in unsäglicher Freude, denn ich hatte das Mittel, Sie zu retten, Sie zu rächen, mein liebes Fräulein, wie immer auf mein Bureau. Während der Abwesenheit des Abbé war es mir leicht, seine ganze auf diese Erbschaft bezügliche Correspondenz zu durchlaufen. Ich konnte alle Fäden dieses ungeheuren Gewebes wieder verbinden. Oh! mein liebes Fräulein, vor den Entdeckungen, die ich machte ... und die ich ohne diesen Umstand nie gemacht hätte, blieb ich vernichtet, starr vor Schrecken."

„Welche Entdeckungen, mein Herr?"

„Es gibt Geheimnisse, welche furchtbar für denjenigen sind, der sie besitzt. Dringen Sie also nicht in mich, mein liebes Fräulein, aber bei dieser Untersuchung erschien mir das von einer unersättlichen Habsucht gegen Sie und Ihre Verwandten gebildete Bündniß in seiner ganzen finsteren Kühnheit. Die lebhafte

und tiefe Theilnahme, die ich bereits für Sie in mir fühlte, mein liebes Fräulein, vermehrte sich jetzt noch und dehnte sich auf die andern unschuldigen Opfer dieses höllischen Complottes aus. Trotz meiner Schwäche gelobte ich mir, Alles zu wagen, um den Abbé d'Aigrigny zu entlarven. ... Ich sammelte die erforderlichen Beweise, um meiner Erklärung vor Gericht ein hinreichendes Ansehen zu geben ... und diesen Morgen verließ ich das Haus des Abbé ... ohne ihm meinen Plan mitzutheilen. ... Er konnte, um mich zurückzuhalten, ein gewaltsames Mittel anwenden; doch es wäre feig von mir gewesen, ihn, ohne ihn davon in Kenntniß zu setzen, anzugreifen ... Sobald ich aus seiner Wohnung war, schrieb ich ihm, ich habe genug Beweise von seinen unwürdigen Handlungen in meinen Händen, um ihn redlich und am hellen Tage anzugreifen. Ich werde ihn anklagen ... er möge sich vertheidigen. Ich begab mich zu einem Richter und Sie wissen ..."

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre. Eine von den Wärterinnen erschien und sagte zu Rodin:

„Mein Herr, der Comissionär, den Sie und der Herr Richter nach der Rue Brise-Miche geschickt haben, ist zurückgekommen."

„Hat er den Brief dort abgegeben?"

„Ja, mein Herr; man hat ihn sogleich hinaufgetragen."

„Es ist gut; lassen Sie uns allein."

Die Wärterin entfernte sich.

Achtes Kapitel.

Das Mitgefühl.

Hätte Fräulein von Cardoville einen Verdacht über die Aufrichtigkeit der Zuneigung von Rodin für ihre Person bewahren können, so müßte er vor dieser, leider sehr natürlichen und beinahe unbestreitbaren, Schlußfolgerung geschwunden sein. Wie sollte sie das geringste Einverständniß zwischen dem Abbé d'Aigrigny und seinem Secretär voraussetzen, jetzt, da dieser, die Machinationen seines Herrn völlig enthüllend, diesen den Gerichten auslieferte, da Rodin hierin vielleicht weiter ging, als Fräulein von Cardoville selbst gegangen wäre. Welche verborgene Absicht sollte sie bei dem Jesuiten voraussetzen? Höchstens die, daß er sich durch seine Dienste den fruchttragenden Schutz von Adrienne zu erwerben suchen dürfte? Und protestirte er nicht gegen diese Voraussetzung, indem er erklärte, er habe sich nicht dem schönen, adeligen, reichen Fräulein von Cardoville hingegeben, sondern dem Mädchen mit dem stolzen, edeln Herzen? Und dann, welcher Mann hätte sich nicht, wie Rodin selbst sagte, wenn er nicht ein Elender war, für das Schicksal von Adrienne interessirt?

Ein seltsames Gefühl, eine sonderbare Mischung von Neugierde, Staunen und Theilnahme verband sich mit der Dankbarkeit von Fräulein von Cardoville für Rodin; dennoch aber regte sich, indem sie einen erhabenen Geist unter dieser niedrigen Hülle wahrnahm, ein schwerer Verdacht plötzlich in ihrem Innern.

„Mein Herr," sagte sie zu Rodin, „ich gestehe immer den Leuten, die ich achte, die schlimmen Zweifel, die sie mir einflößen, damit sie sich rechtfertigen und ich mich entschuldige, wenn ich mich täusche."

Rodin schaute Fräulein von Cardoville erstaunt an; er schien im Geiste die verschiedenen Möglichkeiten

des Verdachts zu berechnen, den er ihr hatte einflößen können, und antwortete ihr nach kurzem Stillschweigen.

„Vielleicht handelt es sich um meine Reise nach Cardoville, um die schlechten Anträge, die ich Ihrem braven und würdigen Verwalter gemacht habe?... mein Gott, ich...“

„Nein, nein, mein Herr,“ sprach Adrienne, ihn unterbrechend, – „Sie haben mir freiwillig dieses Geständniß abgelegt, und ich begreife, daß Sie geblendet über Herrn d'Aigrigny in leidendem Gehorsam die Aufträge vollzogen, gegen welche sich Ihr Zartgefühl sträubte... Aber wie kam es, daß Sie mit Ihrem unbestreitbaren Werthe bei ihm und zwar seit langer Zeit eine so untergeordnete Stellung einnehmen?“

„Das ist wahr,“ erwiederte Rodin lächelnd, „das muß Sie auf eine unangenehme Weise in Erstaunen setzen, mein liebes Fräulein; denn ein Mann von einer gewissen Fähigkeit, welcher lange Zeit in einer niedrigen Lage verharrt, muß offenbar ein Grundlaster irgend eine schlechte oder gemeine Leidenschaft haben...“

„Dieß ist im Allgemeinen wahr...“

„Und auch persönlich wahr, was mich betrifft.“

„Sie gestehen also, mein Herr?...“

„Ach, ich gestehe, daß ich eine schlimme Leidenschaft hege, der ich seit vierzig Jahren alle Chancen zu einer glücklichen Stellung zu gelangen, aufopferte.“

„Und diese Leidenschaft, mein Herr?“

„Da ich Ihnen das unangenehme Geständniß einmal machen muß... ist die Trägheit... ja, die Trägheit... der Widerwille gegen jede Geistesthätigkeit, gegen jede moralische Verantwortlichkeit, gegen jede Selbstschaffung. Mit den zwölfhundert Franken, die mir der Abbé d'Aigrigny gab, war ich der glücklichste Mensch der Welt. Ich hatte Vertrauen zu dem Adel

seiner Absichten. Sein Gedanke war der meinige, sein Willen ebenfalls der meinige. War mein Geschäft vorüber, so kehrte ich in mein armseliges, kleines Zimmer zurück. Ich zündete meinen Ofen an, ich aß Wurzeln. Dann nahm ich irgend ein unbekanntes philosophisches Werk und ließ darüber brütend meinem Geiste die Zügel schießen, der, den ganzen Tag festgehalten, mich durch die Theorien, durch die ergötzlichsten Utopien hinzog. Wenn ich dann durch die Kühnheit meiner Gedanken Gott weiß wohin getragen war, kam es mir vor, als beherrschte ich meinen Gebieter und die großen Geister der Erde. Dieses Fieber dauerte lange, oft drei bis vier Stunden, wonach ich ein Erkleckliches schlief. An jedem Morgen begab ich mich flink zu meinem Geschäfte, sicher meines Brodes für den kommenden Tag, ohne Sorgen für die Zukunft, von Wenigem lebend, mit Ungeduld den Freuden meines einsamen Abends entgegenharrend und ganz leise, während ich wie eine alberne Maschine kritzelte, zu mir sagend: „Ei, ei ... wenn ich nur wollte!“

„Gewiß Sie hätten wie ein Anderer, vielleicht besser als ein Anderer, zu einer hohen Stellung gelangen können,“ sagte Adrienne sehr bewegt von der praktischen Philosophie von Rodin.

„Ja ich glaube, ich hätte dahin gelangen können, aber sobald ich konnte ... wozu? Sehen Sie, mein liebes Fräulein, was die Leute von irgend einem Werthe für den Haufen oft unerklärlich macht, das ist gerade der Umstand, daß sie sich damit begnügen zu sagen: Wenn ich wollte!“

„Aber, mein Herr ... wenn man auch nicht viel auf die Bequemlichkeiten des Lebens hält, so gibt es doch einen gewissen Wohlstand, den das Alter unerläßlich macht, und worauf Sie völlig Verzicht leisten.“

„Wollen Sie sich gefälligst enttäuschen, mein Fräulein,“ erwiederte Rodin fein lächelnd, „ich bin ein

großer Sybarit, ich brauche nothwendig eine gute Kleidung, einen guten Ofen, eine gute Matratze, ein gutes Stück Brod, einen guten, scharfen, mit gutem grauem Salz gewürzten Rettig, gutes klares Wasser, und trotz meiner vielen Liebhabereien, sind meine 1200 Franken mehr als genügend für mich, denn ich kann sogar noch einige Ersparnisse machen.

„Aber jetzt, da sie ohne Beschäftigung sind, wie wollen Sie leben?“ sagte Adrienne immer mehr angesprochen durch die Seltsamkeit dieses Menschen und in der Absicht, seine Uneigennützigkeit auf die Probe zu stellen.

„Ich habe eine kleine Sparbüchse, sie wird für mich ausreichen, um hier bleiben zu können, bis ich auch den letzten Faden des schwarzen Gewebes des Abbé d'Aigrigny enthüllt habe; ich bin mir diese Genugthuung dafür schuldig, daß ich sein Thor war; drei bis vier Tage werden, wie ich hoffe, zu diesem Geschäfte genügen. — Hienach habe ich die Gewißheit, daß ich eine bescheidene Anstellung in der Provinz finde, bei einem Steuereinnehmer; vor kurzem erst hat mir Einer, der mir wohl will, diesen Antrag gemacht, aber es widerstrebte mir, den Abbé d'Aigrigny zu verlassen, trotz der großen Vortheile, die man mir zusagte ... Denken Sie sich, achthundert Franken, mein liebes Fräulein, nebst Kost und Wohnung ... Da ich ein wenig ungeberdig bin, so hätte ich eigene Wohnung vorgezogen; ... aber sie sehen wohl ein, man gibt mir bereits so viel ... da muß ich mir diese kleine Unbequemlichkeit gefallen lassen.“

Wir verzichten darauf, die Offenherzigkeit zu schildern, mit der Rodin diese abscheulich erlogenen Haushaltungsvertraulichkeiten gegen Fräulein von Cardoville aussprach, bei welcher auch der letzte Verdacht entschwand.

„Wie, mein Herr,“ sagte sie theilnehmend zu dem

Jesuiten. — „Sie werden Paris in drei bis vier Tagen verlassen haben?“

„Ich hoffe es, mein liebes Fräulein, und zwar,“ ... fügte er mit geheimnißvollem Tone bei, „und zwar aus mehren Gründen; äußerst kostbar aber wäre es für mich,“ sprach er in ernstem, gerührtem Tone, und schaute dabei Adrienne liebevoll an, wenigstens die Ueberzeugung mit mir zu nehmen, Sie wissen mir einigen Dank dafür, daß ich aus dem alleinigen Lesen Ihrer Unterredung mit der Prinzessin von Saint-Dizier in Ihnen den bei einer jungen Person Ihres Alters und Ihres Standes in unsern Tagen beinahe unvergleichlichen Werth errathen habe.“

„Ah! mein Herr,“ erwiederte Adrienne lächelnd, „halten Sie sich nicht verbunden, mir sogleich die aufrichtigen Lobeserhebungen zurückzugeben, die ich der Erhabenheit Ihres Geistes gespendet habe. ... Der Undank wäre mir lieber.“

„Ei! mein Gott, ich schmeichle Ihnen nicht, mein liebes Fräulein; wozu sollte dies nützen? Wir sollen uns nicht wiedersehen ... Nein ich schmeichle Ihnen nicht, ich verstehe Sie, das ist das Ganze, und, was Ihnen sonderbar vorkommen mag, Ihr Anblick vervollständigt den Begriff, den ich mir von Ihnen machte, mein liebes Fräulein, als ich Ihre Unterredung mit Ihrer Tante las; so sind einige mir bis jetzt dunkle Seiten Ihres Charakters nun vollkommen scharf beleuchtet.

„In der That, mein Herr, Sie setzen mich immer mehr in Erstaunen.“

„Ei, warum? ich sage Ihnen ganz unumwunden meine Eindrücke. Zu dieser Stunde erkläre ich mir z. B. vollkommen Ihre leidenschaftliche Liebe für das Schöne, Ihre religiöse Verehrung für die verfeinerten Sinnlichkeiten, Ihr glühendes Aufathmen zu einer bessern Welt, Ihre muthige Verachtung gegen viele entartete, knechtische Gebräuche, denen die Frau unterworfen ist. Ja, jetzt begreife ich besser den edeln Stolz, mit

dem Sie diesen Haufen leerer, anmaßender, lächerlicher Männer betrachten, für welche die Frau ein ihnen anheim gegebenes Geschöpf ist, kraft der Gesetze, die sie nach ihrem nicht eben schönen Bilde gemacht haben. Muß sich nicht nach der Meinung dieser kleinen Tyrannen die Frau, ein niedriges Wesen, dem ein Concilium von Cardinälen mit einer Majorität von zwei Stimmen eine Seele zuerkannt hat, tausendmal glücklich schätzen, die Sklavin dieser kleinen, mit dreißig Jahren bereits alten, kurzathmigen Paschas zu sein, die aller Excesse müde in der Absicht, von ihrer Erschöpfung auszuruhen, daran denken, wie man sagt, ein Ende zu machen, was sie auch unternehmen, indem sie ein armes junges Mädchen heirathen, das im Gegentheil einen Anfang zu machen wünscht.

Fräulein von Cardoville hätte sicherlich über die satyrischen Züge von Rodin gelacht, wäre sie nicht seltsam dadurch betroffen gewesen, daß sie ihn Ausdrücke gebrauchen hörte, welche so ganz mit ihren eigenen Ideen im Einklange standen, während sie diesen gefährlichen Menschen zum ersten Male in ihrem Leben sah.

Adrienne vergaß oder wußte vielmehr nicht, daß sie mit einem Jesuiten von seltenem Geiste zu thun hatte, und daß diese Leute die Kenntnisse und geheimnißvollen Quellen des Polizeispions mit der tiefen Scharfsichtigkeit des Beichtigers verbinden, teuflische Priester, die mit Hülfe einiger Nachrichten, einiger Geständnisse, einiger Buchstaben einen Charakter zusammenfassen, wie Cuvier einen Körper nach ein paar zoologischen Bruchstücken construirte.

Weit entfernt, Rodin zu unterbrechen, hörte ihm Adrienne mit wachsender Neugierde zu.

Seiner Wirkung sicher, fuhr dieser mit entrüstetem Tone fort:

„Und Ihre Tante und der Abbé d'Aigrigny behandelten Sie als eine Wahnsinnige, weil Sie sich gegen

das zukünftige Joch dieser Tyrannen empörten, weil Sie, die schmählichen Laster der Tyrannei hassend, unabhängig mit den redlichen Eigenschaften der Unabhängigkeit, frei mit den stolzen Tugenden der Freiheit sein wollten."

„Aber, mein Herr," sprach Adrienne, immer mehr erstaunt, „wie können Sie mit meinen Gedanken so sehr vertraut sein?"

„Einmal kenne ich Sie sehr genau durch Ihre Unterredung mit Frau von Saint-Dizier, und dann wenn wir zufällig nach demselben Ziele, wenn auch durch verschiedene Mittel streben würden," versetzte Rodin fein und schaute dabei Fräulein von Cardoville mit einer Miene des Einverständnisses an; „warum sollten unsere Ueberzeugungen nicht dieselben sein?"

„Ich verstehe Sie nicht, mein Herr. Von welchem Ziele sprechen Sie?"

„Von dem Ziele, das alle erhabene, edle, unabhängige Geister beständig verfolgen, wobei die Einen, wie sie, mein liebes Fräulein, aus Leidenschaft, aus Instinkt handeln, ohne sich vielleicht von der hohen Sendung Rechenschaft zu geben, die sie zu erfüllen berufen sind. Glauben Sie z. B., wenn Sie sich an den verfeinertsten Genüssen ergötzen, wenn Sie sich mit Allem umgeben, was Ihre Sinne reizt, nur dem Zuge des Schönen, nur einem Bedürfniß ausgesuchter Freuden nachzugeben? Nein, nein, tausendmal nein, denn dann wären Sie ein unvollkommenes, verabscheuungswürdiges, persönliches Geschöpf, eine Selbstsüchtlerin von großem Geschmack und nichts mehr! Und in Ihrem Alter wäre dieß häßlich, mein liebes Fräulein, sehr häßlich."

„Mein Herr, wenden Sie dieses so strenge Urtheil auf mich an?" sprach Adrienne ungeduldig, so sehr imponirte ihr bereits dieser Mann unwillkührlich.

„Gewiß würde ich es auf Sie anwenden, wenn

Sie den Luxus nur des Luxus wegen liebten. Aber nein, ein ganz anderes Gefühl belebt Sie," versetzte der Jesuit. „Wir wollen ein wenig der Vernunft Gehör geben. ... Indem sie von dem leidenschaftlichen Bedürfniß aller dieser Genüsse erfüllt sind, fühlen Sie den Werth des Besitzes oder den Mangel viel lebhafter, als irgend Jemand, nicht wahr?"

„Allerdings, mein Herr," sagte Adrienne sehr gespannt.

„Ihre Dankbarkeit und Ihre Theilnahme werden also nothwendig von denjenigen erworben, welche, arm, arbeitsam, Ihnen diese Wunder des Luxus verschaffen, welche Sie nicht entbehren können."

„Dieses Gefühl der Dankbarkeit ist so lebhaft bei mir, mein Herr," sprach Adrienne, immer mehr hingerissen, als sie sich so gut begriffen oder errathen sah, „daß ich eines Tages auf ein Meisterstück von Goldschmiedarbeit statt des Namens seines Verkäufers den Namen seines Verfertigers eingraben ließ, der bis dahin unbekannt, seitdem seinen wahren Platz einnimmt."

„Sie sehen, ich täuschte mich nicht," versetzte Rodin, „die Liebe für diese Genüsse macht sie dankbar für diejenigen, welche Ihnen dieselben verschaffen. Und das ist noch nicht Alles. Ich z. B. bin nicht schlechter und nicht besser, als ein Anderer, aber gewöhnt, mit Entbehrungen zu leben, unter denen ich nicht im Geringsten leide. Nun, die Entbehrungen meines Nächsten berühren mich nothwendig viel weniger, als Sie, mein liebes Fräulein, denn die Gewohnheiten des Wohlstandes machen Sie nothwendig mehr, als jeden Andern, mitleidig für das Unglück. Sie würden zu sehr durch die Armuth leiden, um nicht diejenigen, welche solche Qualen auszustehen haben, zu beklagen und zu unterstützen."

„Mein Gott, mein Herr," sprach Adrienne, welche sich unter dem unseligen Zauber von Rodin zu fühlen anfing, „je länger ich sie höre, desto mehr

bin ich überzeugt, daß Sie tausendmal besser, als ich selbst, die Ideen vertheidigen, die mir von Frau von Saint-Dizier und dem Abbé d'Aigrigny auf eine so harte Weise zum Vorwurf gemacht worden sind. Oh! sprechen Sie, sprechen Sie . . . ich kann Ihnen nicht sagen, mit welchem Glücke, mit welchem Stolze ich Ihnen zuhöre."

Aufmerksam, bewegt, die Augen mit eben so viel Theilnahme, als Sympathie und Neugierde auf den Jesuiten geheftet, warf Adrienne mit einer anmuthigen, ihr eigenthümlichen Bewegung des Kopfes die langen Locken ihres goldenen Haares zurück, als wollte sie Rodin besser sehen, der nun fortfuhr:

„Und Sie erstaunen, mein liebes Fräulein, daß Sie weder von Ihrer Tante, noch von dem Abbé d'Aigrigny begriffen worden sind? Welchen Berührungspunkt hatten Sie mit diesen heuchlerischen, eifersüchtigen, verschmitzten Geistern, wie ich sie jetzt beurtheilen kann? Wollen Sie einen neuen Beweis, von ihrer gehässigen Verblendung? Was war unter dem, was sie ungeheure Tollheiten nannten, die frevelhafteste, die verdammungswertheste? Ihr Entschluß, fortan allein und nach Ihrem Belieben zu leben, frei über Ihre Gegenwart und Ihre Zukunft zu verfügen. Sie fanden dies verabscheuungswerth, unsittlich. Und doch, wurde Ihnen Ihr Entschluß durch eine tolle Liebe für die Freiheit dictirt? Nein! Durch eine ungeordnete Abneigung gegen jedes Joch, gegen jeden Zwang? Nein! Durch das alleinige Verlangen, sich abzusondern? Nein! Denn sonst hätte ich Sie hart getadelt."

„In der That, ich versichere Sie, mein Herr, es haben mich andere Ursachen geleitet," sprach lebhaft Adrienne, welche nun eifersüchtig nach der Achtung strebte, die ihr Charakter Rodin einzuflößen vermochte.

„Ich weiß es wohl, Ihre Gründe waren vortrefflich und konnten nur vortrefflich sein," versetzte der Jesuit. „Warum faßten Sie diesen so sehr angegriffe-

nen Entschluß? Etwa um dem Herkommen, den Gebräuchen zu trotzen? Nein! Sie haben diese geachtet, so lange Sie nicht der Haß von Frau von Saint-Dizier zwang, sich ihrer unbarmherzigen Vormundschaft zu entziehen. Wollen Sie allein leben, um der Ueberwachung der Welt zu entgehen? Nein, Sie werden hundertmal mehr bei diesem eigenthümlichen Leben ihren Augen preisgegeben sein, als in jeder andern Lage. Wollen Sie endlich Ihre Freiheit schlecht anwenden? Nein, tausendmal nein! Um das Schlechte zu thun, sucht man den Schatten, die Einsamkeit. So gestellt aber, wie Sie es sein werden, müssen nothwendig alle eifersüchtige, neidische Blicke des großen Haufens beständig auf Sie gerichtet sein. Warum also fassen Sie diesen seltsamen, muthigen, bei einer jungen Person von Ihrem Alter wirklich einzigen, Entschluß? Soll ich es Ihnen sagen, mein liebes Fräulein? Sie wollen durch Ihr Beispiel beweisen, daß jede Frau mit reinem Herzen, mit redlichem Geiste, mit festem Charakter, mit unabhängiger Seele edel und stolz aus der demüthigenden Vormundschaft treten kann, welche ihr das Herkommen auflegt! Ja, statt das Leben eines im Aufruhr begriffenen Sklaven, statt ein unseliger Weise der Heuchelei oder dem Laster gewidmetes Leben zu wählen, wollen Sie vor Aller Augen unabhängig, rechtschaffen und geachtet leben . . . Sie wollen endlich wie der Mann den freien Willen, die volle Verantwortlichkeit aller Handlungen Ihres Daseins haben, um zu bethätigen, daß eine völlig sich selbst überlassene Frau dem Mann an Vernunft, Klugheit, Rechtschaffenheit gleich kommen und ihn an Zartgefühl und Würde übertreffen kann. . . . Das ist Ihre Absicht, mein liebes Fräulein. Ihr Beispiel ist edel, großartig. Wird es nachgeahmt werden? Ich hoffe es; aber würde dies auch nicht geschehen, so müßte Ihnen Ihr hochherziger Versuch dennoch eine erhabene, schöne Stellung erwerben. Glauben Sie mir.“ . . .

Die Augen von Fräulein von Cardoville erglänzten in einem stolzen, sanften Feuer. Ihre Wangen waren leicht gefärbt, ihr Busen wogte, sie warf ihren reizenden Kopf mit einer Bewegung natürlichen Selbstbewußtseins zurück und rief, völlig dem Zauber dieses teuflischen Menschen unterliegend:

„Aber mein Herr, wer sind Sie denn, um auf diese Weise meine geheimsten Gedanken zu kennen, auseinanderzusetzen, um in meiner Seele klarer zu lesen, als ich selbst darin lese, um ein neues Leben, einen neuen Aufschwung diesen Unabhängigkeitsgedanken zu geben, die seit geraumer Zeit in mir keimen? Wer sind Sie denn, um mich so sehr in meinen eigenen Augen zu erheben, daß ich nun das Bewußtsein der Erfüllung einer Sendung besitze, die für mich ehrenvoll und vielleicht nützlich für diejenigen von meinen Schwestern ist, welche in harter Sklaverei leiden? Noch einmal, wer sind Sie denn, mein Herr?“

„Wer ich bin, mein Fräulein?“ antwortete Rodin mit einem Lächeln voll bewunderungswürdiger Gutmüthigkeit, „ich habe Ihnen bereits gesagt, ich bin ein armer alter Mann, der seit vierzig Jahren, nachdem er jeden Tag als Schreibemaschine für die Gedanken Anderer gedient hat, jeden Abend in seinen Winkel zurückkehrt, wo er seine eigenen Gedanken auszubrüten sich erlaubt; ein braver Mann, der von seinem Speicher aus ein wenig der Bewegung edler Geister, welche auf ein Ziel zuschreiten, das vielleicht näher ist, als man gewöhnlich glaubt, beiwohnt und an dieser Bewegung wohl auch Antheil nimmt. . . . Auch sagte ich Ihnen so eben, mein liebes Fräulein, Sie und ich, wir streben Beide nach demselben Ziele, Sie, ohne darüber nachzudenken und beständig Ihren seltenen, göttlichen Instinkten gehorchend. Glauben Sie mir, leben Sie, leben Sie immer schön, immer frei, immer glücklich, das ist Ihr Beruf; er ist providentieller, als Sie wohl denken; ja, fahren Sie

fort, sich mit allen Wundern des Luxus und der Künste zu umgeben, verfeinern Sie noch mehr Ihre Sinne, läutern Sie noch mehr Ihren Geschmack durch die Wahl Ihrer Genüsse, beherrschen Sie durch den Geist, durch die Anmuth, durch die Reinheit diese schwache und häßliche Männerheerde, welche schon von morgen an, sobald Sie Ihre Person frei und allein erblickt, Sie umgeben wird. Diese Menschen werden Sie für eine leichte, ihrer Habgierde, ihrer Selbstsucht, ihrer Fadheit preisgegebene Beute halten. Verspotten, brandmarken Sie diese dummen, schmutzigen Anmaßungen, seien Sie Königin in dieser Welt und würdig, als Königin geachtet zu werden . . . Lieben Sie . . . glänzen Sie . . . genießen Sie . . . zweifeln Sie nicht daran, das ist Ihre Stelle hienieden! Alle diese Blumen, womit Gott Sie mit verschwenderischer Hand überschüttet hat, werden eines Tags vortreffliche Früchte tragen. Sie werden nur für das Vergnügen gelebt zu haben glauben und haben für den edelsten Zweck gelebt, nach dem eine große, schöne Seele streben kann. . . . Vielleicht treffen wir uns in einigen Jahren noch einmal, Sie immer schöner, immer mehr gefeiert, ich immer älter, immer dunkler. Aber gleichviel . . . eine geheime Stimme sagt Ihnen jetzt, ich bin es überzeugt, daß unter uns, den so Unähnlichen, ein verborgenes Band, eine geheimnißvolle Gemeinschaft besteht, welche von nun an nichts mehr zu zerstören vermag."

Während Rodin diese letzten Worte mit so tief erschüttertem Ausdrucke sprach, daß Adrienne erbebte, hatte er sich ihr genähert, ohne daß sie es wahrnahm, gleichsam ohne zu gehen und nur seine Schritte schleppend, über den Boden hingleitend, mit einer Art von langsamen Schlangenwindung; er hatte mit so viel Aufschwung, so viel Wärme gesprochen, daß sich sein bleifarbiges Gesicht leicht färbte und seine zurückstoßende Häßlichkeit vor dem funkelnden Glanze

seiner nun offenen, runden Augen verschwand, die er hartnäckig auf Adrienne heftete; vorgebückt, die Lippen halb geöffnet, den Athem unterdrückt, konnte diese ihre Blicke ebenfalls nicht von denen des Jesuiten los machen; er sprach nicht mehr, und sie hörte noch. Was dieses schöne, junge, so elegante Mädchen bei dem Anblicke dieses kleinen, gebrechlichen, häßlichen, schmutzigen Mannes fühlte, war nicht zu erklären. Die so gewöhnliche und darum doch so wahre Vergleichung des furchtbaren Zaubers, den die Schlange auf den Vogel ausübt, dürfte nichtsdestoweniger einen Begriff von diesem seltsamen Eindruck geben.

Die Taktik von Rodin war geschickt und sicher.

Bis jetzt hatte sich Fräulein von Cardoville weder über ihre Geschmacksrichtungen, noch über ihre Instinkte Gründe gemacht; sie hatte sich denselben hingegeben, weil sie harmlos und reizend waren. Wie glücklich und stolz mußte sie sein, einen Mann von erhabenem Geiste nicht nur sie wegen der Bestrebungen, über welche sie kurz zuvor noch so bitter getadelt worden war, loben, sondern auch wie zu einer großen, edeln und göttlichen Sache beglückwünschen zu hören.

Hätte sich Rodin nur an die Eitelkeit von Adrienne gewendet, so würde er in seinem treulosen Trachten gescheitert sein, denn sie besaß nicht die geringste Eitelkeit. Aber er wandte sich an das, was Begeistertes, Edelmüthiges in dem Herzen dieses jungen Mädchens lag; was er in ihr zu ermuthigen, zu bewundern schien, war wirklich der Ermuthigung, der Bewunderung würdig. Wie hätte sie sich nicht durch diese Sprache, welche so finstere, so unselige Entwürfe verbarg, bethören lassen sollen?

Adrienne war von dem seltenen Geiste des Jesuiten betroffen. Sie fühlte ihre Neugierde lebhaft angeregt durch einige geheimnißvolle Worte, welche dieser absichtlich ausgesprochen hatte, sie konnte sich die seltsame Wirkung nicht erklären, die dieser schädliche

Mensch bereits über ihren Geist ausübte, sie fühlte ein achtungsvolles Mitleid bei dem Gedanken, daß ein Mann von diesem Alter, von diesen Geistesgaben in eine so zweifelhafte Lage gestellt war, und sagte deshalb mit ihrer natürlichen Vertraulichkeit zu ihm:

„Ein Mann von Ihrem Verdienst und von Ihrem Gemüth, mein Herr, darf nicht von der Laune der Umstände abhängen. Einige von Ihren Worten haben meinen Augen neue Horizonte geöffnet;... ich fühle, daß Ihre Rathschläge mir in vielen Punkten in der Zukunft nützlich sein können; indem Sie mich diesem Hause entrissen und sich auch anderen Personen meiner Familie opferten, haben Sie mir Beweise von Theilnahme gegeben, die ich, ohne undankbar zu sein, nicht vergessen kann ... Eine sehr bescheidene, aber sichere Stellung ist Ihnen entzogen worden ... erlauben Sie mir ..."

„Kein Wort mehr, mein liebes Fräulein," sprach Rodin gleichsam mit ärgerlicher Miene Adrienne unterbrechend. „Ich hege ein tiefes Mitgefühl für Sie, ich schätze es mir zur Ehre, in einer Gemeinschaft der Gedanken mit Ihnen zu stehen, ich glaube endlich fest, daß Sie eines Tags Rath von dem alten Philosophen zu verlangen haben werden. Wegen Alles dessen will ich, muß ich die vollkommenste Unabhängigkeit Ihnen gegenüber behaupten."

„Aber, mein Herr, ich würde Ihnen im Gegentheil verbunden sein, wenn Sie annehmen wollten, was ich Ihnen zu bieten wünsche."

„O mein liebes Fräulein," sprach Rodin lächelnd, „ich weiß wohl, daß Ihr Edelmuth die Dankbarkeit stets leicht und süß zu machen wissen wird; aber noch einmal, ich kann nichts von Ihnen annehmen... Eines Tags werden Sie vielleicht erfahren, warum."

„Eines Tags?"

„Es ist mir unmöglich, Ihnen mehr zu sagen. Und dann, gesetzt ich hätte eine Verbindlichkeit gegen

Sie, wie sollte ich Ihnen dann noch Alles das nennen, was Gutes und Schönes in Ihnen ist? Später, wenn Sie mir für meine Rathschläge viel schuldig sind, desto besser, dann wird es mir nur um so leichter werden, Sie zu tadeln, wenn ich etwas Tadelnswerthes an Ihnen finde."

„Also ist mir die Dankbarkeit gegen Sie versagt?"

„Nein, nein," sprach Rodin mit scheinbarer Aufregung. „Oh! glauben Sie mir, es wird ein feierlicher Augenblick kommen, wo Sie sich auf eine Ihrer und meiner würdige Weise Ihrer Schuld entledigen können."

Diese Unterredung wurde durch die Wärterin unterbrochen, welche eintretend zu Adrienne sagte:

„Mein Fräulein, es ist unten eine kleine buckelige Arbeiterin, welche Sie zu sprechen wünscht. Da es Ihnen nach den neuen Befehlen des Herrn Doctor frei steht, zu empfangen, wen Sie wollen, so erlaube ich mir die Frage: ob ich dieselbe heraufkommen lassen soll... sie ist so schlecht gekleidet, daß ich es nicht wagte..."

„Sie mag kommen," sprach lebhaft Adrienne, welche in dem von der Wärterin gegebenen Signalement die Mayeux erkannte, „sie mag kommen."

„Der Herr Doctor hat auch den Wagen dem Fräulein zur Verfügung gestellt. Soll man anspannen?"

„Ja, in einer Viertelstunde," antwortete Adrienne der Wärterin, welche sich wieder entfernte. Dann sich an Rodin wendend:

„Nun kann doch wohl der Beamte nicht länger säumen, die Demoiselles Simon hieher zu führen?"

„Ich denke nicht, mein liebes Fräulein. Aber wer ist die junge buckelige Arbeiterin?" fragte Rodin mit gleichgültiger Miene.

„Es ist die Adoptivschwester eines braven Handwerksmannes, der Alles gewagt hat, um mich diesem Hause zu entreißen," sagte Adrienne gerührt. „Diese junge Arbeiterin ist ein seltenes, vortreffliches Geschöpf

Nie fanden sich ein edleres Herz, ein erhabenerer Geist unter einem minder günstigen Aeußeren..."

Aber bei dem Gedanken an Rodin innehaltend, der beinahe dieselben physischen und moralischen Contraste zu vereinigen schien, wie die Mayeux, fügte Adrienne mit unbeschreiblicher Anmuth, den über dieses Stocken erstaunten Jesuiten anschauend, bei:

„Nein, dieses edle Mädchen ist nicht die einzige Person, welche beweist, wie sehr der Adel der Seele die Erhabenheit des Geistes dahin wirken, daß man die leeren Vorzüge, die man nur dem Zufall oder dem Reichthum zu verdanken hat, mit Gleichgültigkeit betrachtet."

In dem Augenblick, wo Adrienne diese letzten Worte sprach, trat die Mayeux in das Zimmer.

Neuntes Kapitel.

Der Verdacht.

Fräulein von Cardoville ging rasch der Mayeux entgegen und sagte mit bewegter Stimme, indem sie ihr die Hände reichte:

„Kommen Sie... kommen Sie... es trennt uns nun kein Gitter mehr!"

Bei dieser Anspielung, welche sie daran erinnerte, daß kurz zuvor ihre arme, aber fleißige Hand von dieser schönen und reichen Edeldame geküßt worden war, bemächtigte sich ein zugleich stolzes und unaussprechliches Gefühl der Dankbarkeit der jungen Arbeiterin. Da sie zögerte, den herzlichen Empfang von Adrienne zu erwiedern, so umarmte sie diese mit rührender Empfindungsfülle.

Als sich die Mayeux von den reizenden Armen von Fräulein von Cardoville umfaßt sah, als sie fühlte

wie sich die blühenden, frischen Lippen des jungen Mädchens schwesterlich auf ihre bleichen, kränklichen Wangen drückten, da zerfloß sie in Thränen und war nicht im Stande, ein Wort zu sprechen.

In einen Winkel des Zimmers zurückgezogen, betrachtete Rodin diese Scene mit einem geheimen Widerwillen; der Jesuit war unterrichtet von dem würdevollen Widerstand, den die Mayeux den treulosen Versuchungen der Superiorin des Sainte-Marie Klosters entgegengesetzt hatte, er kannte die tiefe, innige Ergebenheit dieses edelmüthigen Geschöpfes für Agricol, eine Ergebenheit, die sich seit einigen Tagen so muthig auf Fräulein von Cardoville übertragen hatte, und er sah es also so ungerne, wie die letztere es sich zur Aufgabe machte, diese Zuneigung noch zu vermehren. Er bedachte wohlweislich, daß man nie einen Freund oder Feind verachten dürfe, so klein er auch sein möge. Sein Feind war aber derjenige, welcher sich Fräulein von Cardoville weihte; dann verband Rodin, wie man weiß, mit einer seltenen Charakterfestigkeit gewisse abergläubische Schwächen; er beunruhigte sich über den seltsamen Eindruck von Furcht, den die Mayeux in ihm hervorbrachte, und gelobte sich, dieses Vorgefühl oder diese Vorhersehung nicht aus dem Auge zu lassen.

. . . .

Zarte Herzen haben zuweilen in den kleinsten Dingen Instinkte voll Anmuth und reizender Güte. Nachdem die Mayeux viele und süße Thränen der Dankbarkeit vergossen hatte, nahm Adrienne ein reich gesticktes Sacktuch und trocknete frommer Weise die Zähren, welche das schwermüthige Antlitz der jungen Arbeiterin überströmten.

Diese so naive, freiwillige Bewegung ersparte der Mayeux eine Demüthigung, denn ach! Demüthigung und Leiden, das sind die zwei Abgründe, an denen das Unglück beständig hinzieht; für das Unglück ist

auch die geringste zarte Zuvorkommenheit beinahe immer eine doppelte Wohlthat.

Vielleicht wird man verächtlich lächeln bei dem kindischen Umstande, den wir als Beispiel anführen wollen, aber die arme Mayeux, welche es nicht wagte, ihr altes, kleines, zerfetztes Sacktuch aus der Tasche zu ziehen, wäre lange von ihren Thränen geblendet geblieben, wenn Fräulein von Cardoville dieselben nicht getrocknet hätte.

„Oh! Sie sind so gut... Sie sind so edelmüthig, so wohlwollend... mein Fräulein."

Das war Alles, was die Arbeiterin mit tief bewegter Stimme zu sagen vermochte, denn die Aufmerksamkeit von Fräulein von Cardoville rührte sie noch mehr, als wenn ihr diese einen wesentlichen Dienst geleistet hätte.

„Schauen Sie dieses Mädchen an... mein Herr," sprach Adrienne zu Rodin, der sich lebhaft näherte. „Ja...," fügte die Edeldame mit Stolz bei, „das ist ein Schatz, den ich entdeckt habe... Schauen Sie das Mädchen an und lieben Sie es, wie ich es liebe, ehren Sie es, wie ich es ehre; es ist eines von den Herzen, wie wir sie suchen."

„Und wie wir sie, Gott sei Dank, finden, mein liebes Fräulein," sagte Rodin zu Adrienne, indem er sich vor der Arbeiterin verbeugte.

Die Mayeux schlug sachte die Augen nach dem Jesuiten auf; bei dem Anblick dieses leichenartigen Gesichtes, das ihr wohlwollend zulächelte, bebte das junge Mädchen; seltsame Erscheinung! sie hatte nie diesen Mann gesehen und dennoch ergriff sie gegen ihn urplötzlich derselbe Eindruck der Furcht, der Abneigung, der ihn so eben gegen sie erfaßt hatte. Gewöhnlich schüchtern, verlegen, konnte die Mayeux ihren Blick nicht von dem von Rodin losmachen; ihr Herz pochte gewaltig, wie beim Herannahen einer großen Gefahr, und da dieses vortreffliche Geschöpf nur für

diejenigen fürchtete, welche sie liebte, so trat sie unwillkührlich, die Augen beständig auf Rodin geheftet, näher zu Fräulein von Cardoville.

Zu sehr Physiognomiker, um den furchtbaren Eindruck nicht wahrzunehmen, den er hervorbrachte, fühlte der Jesuit, wie sich sein instinktartiger Widerwille gegen die Arbeiterin vermehrte.

Statt die Augen vor ihr niederzuschlagen, schaute er sie mit so anhaltender Aufmerksamkeit forschend an, daß Fräulein von Cardoville darüber erstaunte.

„Um Vergebung, mein liebes Mädchen," sagte Rodin zu der Mayeux, indem er sich die Miene gab, als sammelte er seine Erinnerungen, „um Vergebung, aber ich glaube, ich täusche mich nicht: . . . sind Sie nicht vor einigen Tagen in dem Sainte-Marie Kloster hier nebenan gewesen?"

„Ja, mein Herr..."

„Es unterliegt keinem Zweifel mehr, Sie sind es!... Wo hatte ich denn meinen Kopf!..." rief Rodin. „Sie sind es, ich hätte es früher vermuthen sollen."

„Wovon sprechen Sie denn?" fragte Adrienne.

„Ah! Sie haben Recht, mein liebes Fräulein," erwiederte Rodin mit einer Geberde die Mayeux bezeichnend; „das ist ein Herz, ein edles Herz, wie wir sie suchen. Wenn sie wüßten, mit welcher Würde, mit welchem Muthe diese Arme, der es an Arbeit mangelte, und für sie heißt Mangel an Arbeit Mangel an Allem . . . wenn Sie wüßten, sage ich, mit welcher Würde sie den schmählichen Lohn zurückgewiesen hat, den ihr die Superiorin des Klosters verwerflicher Weise anbot, um sie zu bewegen, eine Familie zu bespähen, bei der sie dieselbe unterbringen wollte!..."

„Ah!... das ist heillos!" rief Fräulein von Cardoville entrüstet. „Einen solchen Vorschlag diesem armen Mädchen!"

„Mein Fräulein," sprach die Mayeux voll Bitterkeit, „ich hatte keine Arbeit,... ich war arm; man

kannte mich nicht, . . . man glaubte mir Alles vorschlagen zu dürfen."

„Und ich sage," versetzte Rodin, daß es eine doppelte Abscheulichkeit von Seiten der Superiorin war, die Armuth in Versuchung zu führen, und daß Ihr Widerstand doppelt schön ist."

„Mein Herr," sagte die Mayeux in schüchterner Verlegenheit.

„Oh! oh! man schüchtert mich nicht ein," sprach Rodin, „Lob oder Tadel, ich sage gerade heraus, was ich auf dem Herzen habe; fragen Sie nur dieses liebe Fräulein." Und er bezeichnete mit dem Blicke Adrienne. „Ich sage Ihnen also ganz unumwunden, daß ich so gut von Ihnen denke, als Fräulein von Cardoville selbst."

„Glauben Sie mir, mein Kind," sprach Adrienne, „es gibt Lobeserhebungen, welche ehren, belohnen, ermuthigen... und die von Herrn Rodin gehören hiezu; ich weiß es, o ja... ich weiß es."

„Ist dieses wackere Mädchen nicht die Adoptivschwester von Agricol Baudoin, dem braven Arbeiter, dem energischen Volksdichter? Ist die Zuneigung eines solchen Mannes nicht die allerbeste Garantie?" fügte Rodin lächelnd bei.

„Sie haben Recht, mein Herr," sprach Adrienne, „denn ohne dieses liebe Kind zu kennen, interessirte ich mich für sein Schicksal sehr lebhaft von dem Tage an, wo Agricol von seiner Adoptivschwester sprach. Er drückte sich mit so viel Wärme, mit so viel Hingebung aus, daß ich, derjenigen welche eine so edle Anhänglichkeit einzuflößen vermochte, meine Achtung nicht versagen konnte."

Diese Worte, verbunden mit einem andern Umstande, versetzten die Mayeux in eine so lebhafte Unruhe, daß ihr sonst so bleiches Gesicht purpurroth wurde.

Man weiß, die Unglückliche liebte Agricol mit einer eben so leidenschaftlichen, als schmerzlichen und

verborgenen Liebe, jede selbst mittelbare Anspielung auf dieses unselige Gefühl verursachte dem unglücklichen Mädchen eine grausame Verlegenheit.

In dem Augenblick nun, wo Fräulein von Cardoville von der Anhänglichkeit Agricols an die Mayeux sprach, begegnete diese dem auf sie gehefteten, beobachtenden, durchdringenden Blicke von Rodin; allein mit Adrienne, würde die junge Arbeiterin, wenn sie hätte von dem Grobschmied sprechen hören, nur von einem Gefühle vorübergehender Beklemmung ergriffen worden sein, aber es kam ihr unglückseligerweise vor, als hätte der Jesuit, der ihr bereits eine unwillkührliche Furcht einflößte, in ihrem Herzen gelesen und darin das Geheimniß der traurigen Liebe erforscht, deren Opfer sie war... Hievon kam die mächtig hervortretende Röthe der Armen, hievon ihre so sichtbare Verlegenheit, daß Adrienne darüber betroffen wurde.

Ein feiner und rascher Geist, wie der von Rodin, sucht von der geringsten Wirkung auch sogleich die Ursache. Durch Annäherung zu Werke gehend, fand der Jesuit auf der einen Seite ein verwachsenes, aber sehr verständiges und einer leidenschaftlichen Zuneigung fähiges Mädchen, auf der andern einen jungen Arbeiter, schön, muthig, geistreich und offenherzig. „Mit einander erzogen, in vielen Punkten mit einander sympathisirend, müssen sie sich wie Geschwister lieben," sagte er zu sich; „aber man erröthet nicht über eine schwesterliche Liebe, die Mayeux ist nun unter meinem Blick erröthet; sollte sie Agricol mit einer andern Liebe lieben?"

Auf dem Wege zu dieser Entdeckung, wollte Rodin seine Forschung bis zum Ziele fortsetzen. Da er das Erstaunen bemerkte, welches die sichtbare Unruhe der Mayeux bei Adrienne zur Folge hatte, so sagte er zu dieser lächelnd und die arme Arbeiterin bezeichnend:

„Sehen Sie, mein liebes Fräulein, wie Sie er-

röthet, die arme Kleine, wenn man von der lebhaften Zuneigung dieses braven Arbeiters für sie spricht?"

Voll Verwirrung senkte die Mayeux das Haupt.

Nach einer Pause von einer Sekunde, während welcher Rodin stille schwieg, um dem grausamen Pfeil Zeit zu lassen, in das Herz der Unglücklichen zu dringen, fuhr der Henker fort:

„Aber sehen Sie doch dieses liebe Mädchen, wie es zittert."

Als der Jesuit nach einem abermaligen Stillschweigen bemerkte, daß die Mayeux von purpurroth todtenbleich wurde, befürchtete er, zu weit gegangen zu sein, denn Adrienne sagte theilnehmend zu der Mayeux:

„Mein liebes Kind, warum beunruhigen Sie sich so sehr?"

„Ei! das ist ganz einfach," versetzte der Jesuit mit äußerst unschuldigem Tone, denn da er wußte, was er wissen wollte, so lag ihm daran, den Anschein zu haben, als vermuthete er gar nichts. „Ei! das ist ganz einfach; dieses liebe Mädchen hat die Bescheidenheit einer guten und zärtlichen Schwester für ihren Bruder; weil sie ihn nun auf diese Art liebt und mit ihm im Einklang steht, kommt es ihr vor, wenn man ihn lobt, als lobte man sie selbst..."

„Und da sie eben so bescheiden, als vortrefflich ist," fügte Adrienne die Mayeux bei den Händen nehmend bei, „beunruhigt sie das geringste Lob, ob es nun ihrem Adoptivbruder oder ihr gilt, in so hohem Maße, wie wir dies sehen... das ist eine Kinderei, worüber ich sie gehörig zanken muß."

Fräulein von Cardoville sagte dies in gutem Glauben, denn die Erklärung von Rodin kam ihr völlig der Wahrheit entsprechend vor.

Wie alle Personen, welche jeden Augenblick ihr schmerzliches Geheimniß durchdrungen zu sehen fürchten, sich eben so schnell beruhigen, als sie erschrecken, so überzeugte sich die Mayeux... sie bedurfte dieser Ueber-

zeugung, um nicht vor Scham in den Boden zu sinken... die letzten Worte von Rodin wären aufrichtig gemeint und er hätte keine Ahnung von ihrer Liebe für Agricol. Ihre Angst nahm nun wieder ab, und sie fand einige Worte für Adrienne.

„Entschuldigen Sie mich, mein Fräulein," sagte sie schüchtern, „ich bin so wenig an ein Wohlwollen gewöhnt, wie Sie es mir angedeihen lassen, daß ich Ihre Güte für mich schlecht erwiedere."

„Meine Güte? armes Kind," sagte Adrienne, „ich habe noch nichts für Sie gethan. Aber, Gott sei Dank, von heute an kann ich mein Versprechen halten, Ihre Ergebenheit für mich, Ihre muthige Resignation, Ihre heilige Liebe für die Arbeit und das würdige Benehmen belohnen, von dem Sie so viele Beweise mitten unter den grausamsten Prüfungen gegeben haben; mit einem Worte, wenn es Ihnen zusagt, verlassen Sie mich von heute an nicht mehr."

„Mein Fräulein," sprach die Mayeux mit zitternder Stimme; „das ist zu viel Güte, aber ich..."

„Ah! seien Sie unbesorgt," unterbrach sie Adrienne, ihren Gedanken errathend, „wenn Sie annehmen, weiß ich mit dem etwas selbstsüchtigen Verlangen, Sie bei mir zu haben, die Unabhängigkeit Ihres Charakters, Ihre Arbeitsgewohnheiten, Ihren Geschmack für die Zurückgezogenheit und Ihr Bedürfniß, sich allem demjenigen zu widmen, was Mitleid verdient, vollkommen in Einklang zu setzen; und ich verberge Ihnen sogar nicht, indem ich Ihnen die Mittel reiche, allen diesen edelmüthigen Bestrebungen Genüge zu leisten, hoffe ich Sie zu verführen und bei mir zu fesseln."

„Aber was habe ich denn gethan," sagte die Mayeux naiv, „um so viel Dankbarkeit von Ihrer Seite zu verdienen? Haben Sie nicht im Gegentheil damit den Anfang gemacht, daß Sie sich gegen meinen Adoptivbruder edelmüthig zeigten?"

„Oh! ich spreche nicht von Dankbarkeit," verf-

Adrienne; „wir sind einander nichts schuldig, ich spreche von der aufrichtigen Freundschaft, die ich Ihnen biete."

„Freundschaft... mir... mein Fräulein?"

„Stille," erwiederte Adrienne mit reizendem Lächeln, „seien Sie nicht stolz, weil Sie den Vortheil der Stellung für sich haben; und dann habe ich mir in den Kopf gesetzt, daß Sie meine Freundin sein sollen... und Sie werden sehen, es geschieht auch; aber jetzt erst fällt mir ein... und das ist ein wenig spät... welcher glückliche Zufall führt Sie hierher?"

„Diesen Morgen erhielt Herr Dagobert einen Brief, in welchem man ihn bat, er möge sich hierher begeben, wo er, wie man sagte, gute Kunde in Beziehung auf das, was ihn am meisten in der Welt interessirt, bekommen würde... Da er glaubte, es handle sich um die Demoiselles Simon, so sprach er zu mir: „„Mayeux, Sie haben so viel Antheil an dem genommen, was die lieben Kinder betrifft, daß Sie mit mir kommen müssen; Sie sollen meine Freude sehen, wenn ich sie wiederfinde, das wird Ihre Belohnung sein.""

Adrienne schaute Rodin an; dieser machte mit dem Kopfe ein bejahendes Zeichen und sagte:

„Ja, ja, liebes Fräulein, ich habe diesem braven Soldaten geschrieben, aber ohne zu unterzeichnen und ohne mich in weitere Erklärungen einzulassen; Sie werden erfahren warum."

„Wie kommt es aber, daß Sie allein erscheinen?" fragte Adrienne die Mayeux.

„Ach! mein Fräulein, ich war, als ich hierher kam, so bewegt, daß ich Ihnen meine Befürchtungen nicht ausdrücken konnte."

„Welche Befürchtungen?" fragte Rodin.

„Da ich wußte, daß Sie hier wohnen, so glaubte ich, Sie hätten Herrn Dagobert diesen Brief zukommen lassen; ich sagte es ihm und er war auch meiner Ansicht. Als er dieses Haus erreichte, war seine Ungeduld so groß, daß er schon an der Thüre fragte, ob

die Waisen hier wären, und dabei schilderte er sie. Man antwortete ihm: nein. Dann ging er, trotz meiner Bitten, nach dem Kloster, um sich dort nach ihnen zu erkundigen."

„Welche Unklugheit!" rief Adrienne.

„Nach dem, was in jener Nacht vorgefallen ist!" fügte Rodin die Achseln zuckend bei.

„Ich mochte ihm immerhin bemerken," versetzte die Mayeux, „der Brief sage nicht bestimmt, man werde ihm die Waisen zurückgeben... sondern man würde ihn wahrscheinlich nur über ihren Aufenthalt belehren... er hörte nicht auf mich und erwiederte mir: „„wenn ich nichts erfahre... so kehre ich zu Ihnen zurück... aber sie waren vorgestern im Kloster; jetzt ist Alles entdeckt, man kann sie mir nicht verweigern.""

„Und mit einem solchen Kopf," sagte Rodin lächelnd, „läßt sich nicht wohl streiten."

„Wenn man ihn nur nicht erkennt," sprach Adrienne, sich der Drohungen von Herrn Baleinier erinnernd.

„Das ist nicht wohl anzunehmen," versetzte Rodin, „man wird ihm die Thüre nicht öffnen... Uebrigens muß der Richter bald mit den jungen Mädchen zurückkommen... Ich habe kein Geschäft mehr hier... andere Pflichten rufen mich; ich muß mich nach dem Prinzen Dschalma erkundigen. Wollen Sie mir wohl sagen, wann und wo ich Sie besuchen darf, mein liebes Fräulein, damit ich Sie über meine Nachforschungen auf dem Laufenden erhalten und mich mit Ihnen über Alles, was diesen jungen Prinzen betrifft, besprechen kann, wenn diese Nachforschungen, wie ich hoffe, guten Erfolg haben?"

„Sie finden mich bei mir in meinem neuen Hause, wohin ich mich von hier aus begeben werde, Rue d'Anjou, im ehemaligen Hotel Beaulieu. Aber ich bedenke," sagte Adrienne nach kurzem Ueberlegen, „es scheint mir aus verschiedenen Gründen weder passend noch

klug, den Prinzen in den Pavillon einzuquartieren, den ich bei dem Hotel Saint-Dizier bewohnte. Ich habe vor Kurzem ein reizendes, vollständig eingerichtetes Haus gesehen; einige Verschönerungen, welche sich in vierundzwanzig Stunden ausführen lassen, werden es zu einem sehr hübschen Aufenthaltsorte machen... Ja, das ist tausendmal vorzuziehen," fügte Fräulein von Cardoville nach einem abermaligen Stillschweigen bei; „und auf diese Art kann ich auch das strengste Incognito beobachten."

„Wie!" rief Rodin, dessen Pläne durch diesen neuen Entschluß Adrienne's eine gefährliche Störung erlitten, „er soll nicht wissen..."

„Der Prinz Dschalma soll durchaus nicht erfahren, wer der unbekannte Freund ist, der ihm Hülfe bietet; meinem Wunsche gemäß darf mein Name nicht vor ihm ausgesprochen werden, und er soll nicht einmal wissen, daß ich existire... wenigstens für jetzt... Später... vielleicht in einem Monat... werde ich sehen... die Umstände sollen mich leiten."

„Aber dieses Incognito," sagte Rodin seinen Aerger unterdrückend, „wird es nicht schwer zu bewahren sein?"

„Ich bin Ihrer Meinung, wenn der Prinz meinen Pavillon bewohnen würde, die Nachbarschaft meiner Tante könnte ihm Licht geben, und diese Furcht ist einer von den Gründen, die mich veranlassen, auf meinen ersten Plan Verzicht zu leisten. Aber der Prinz wird ein ziemlich entferntes Quartier bewohnen... in der Rue Blanche. Wer wird ihn über das unterrichten, was er nicht wissen soll? Einer von meinen alten Freunden, Herr Norval, Sie, mein Herr, und dieses würdige Kind," sie deutete auf die Mayeux, „auf dessen Verschwiegenheit ich, wie auf die Ihrige, rechnen kann, Sie kennen allein mein Geheimniß... es wird also vollkommen bewahrt bleiben. Uebrigens sprechen wir morgen weiter über diesen Gegenstand; vor Allem

muß es Ihnen gelingen, diesen unglücklichen jungen Prinzen aufzufinden."

Obgleich voll Grimm über den plötzlichen Entschluß von Adrienne in Beziehung auf Dschalma, machte Rodin doch gute Miene und erwiederte:

„Ihren Absichten soll gewissenhaft entsprochen werden, mein liebes Fräulein, und wenn Sie erlauben, erstatte ich Ihnen morgen Bericht über das, was Sie vorhin eine providentielle Sendung nannten."

„Morgen also . . . ich werde Sie mit Ungeduld erwarten," sprach Adrienne liebevoll zu Rodin. „Lassen Sie mich immer auf Sie zählen, wie Sie von heute an auf mich zählen können. Sie müssen nachsichtig gegen mich sein, mein Herr, denn ich sehe vorher, ich werde noch viele Rathschläge, noch viele Dienste von Ihnen zu verlangen haben . . . ich, die ich . . . Ihnen bereits so viel schuldig bin."

„Sie werden mir nie genug schuldig sein, mein liebes Fräulein, nie genug," sagte Rodin und wandte sich bescheiden gegen die Thüre, nachdem er sich vor Adrienne verbeugt hatte.

In dem Augenblick, wo er hinaus gehen wollte, fand er sich Dagobert gegenüber.

„Ah! . . . endlich habe ich Einen . . ." rief der Soldat, den Jesuiten mit kräftiger Faust beim Kragen packend.

Zehntes Kapitel.

Entschuldigungen.

Als Fräulein von Cardoville Dagobert den Jesuiten so heftig am Kragen packen sah, stieß sie aus Angst einen Schrei aus, machte einige Schritte gegen den Soldaten und rief diesem zu:

„In des Himmels Namen, mein Herr, was machen Sie?“

„Was ich mache?“ erwiederte mit rauhem Tone der Soldat, ohne Rodin loszulassen, und wandte den Kopf gegen Adrienne, die er nicht kannte. „Ich benütze die Gelegenheit, um einem von den Elenden der Bande des Renegaten den Hals zusammenzuschnüren, bis er mir gesagt hat, wo meine armen Kinder sind.“

„Sie erdrosseln mich,“ sagte der Jesuit mit zusammengepreßter Stimme, indem er sich dem Soldaten zu entziehen suchte.

„Wo sind die Waisen, da ich sie nicht hier finde und man mir die Thüre des Klosters verschlossen hat, ohne mir antworten zu wollen!“ rief Dagobert mit einer Donnerstimme.

„Zu Hülfe!“ murmelte Rodin.

„Ach, das ist furchtbar,“ sagte Adrienne.

Und bleich, zitternd, mit gefaltenen Händen sich an Dagobert wendend:

„Ich bitte, mein Herr! . . . hören Sie mich, . . . hören Sie ihn!“ . . .

„Herr Dagobert“ rief die Mayeux, faßte mit ihren schwachen Händen den Arm von Dagobert und zeigte ihm Adrienne; „das ist Fräulein von Cardoville. Vor ihr, welche Gewaltthat! . . . Und dann täuschen Sie sich ohne Zweifel.“

Bei dem Namen von Fräulein von Cardoville, der Wohlthäterin seines Sohnes, wandte sich der Soldat ungestüm um und ließ Rodin los. Durch den Zorn und den Druck carmoisinroth geworden, beeilte sich dieser, seinen Kragen und seine Halsbinde wieder in Ordnung zu bringen.

„Um Vergebung, mein Fräulein,“ sagte Dagobert und ging auf Adrienne zu, welche vor Schrecken noch ganz bleich war, „ich kannte Sie nicht; die erste Aufwallung hat mich wider Willen fortgerissen.

„Aber mein Gott, was haben Sie denn gegen diesen

Herrn?“ sprach Adrienne. „Wenn Sie mich gehört hätten, wüßten Sie.“ . . .

„Entschuldigen Sie mich, wenn ich Sie unterbreche, mein Fräulein,“ erwiederte der Soldat. Dann sich an Rodin wendend, der seine frühere Kaltblütigkeit wieder gewonnen hatte: „Danken Sie dem Fräulein und gehen Sie . . .! wenn Sie hier bleiben, stehe ich nicht für mich.“

„Nur ein Wort, mein lieber Herr,“ sagte Rodin. „Ich . . .“

„Ich sage Ihnen, daß ich nicht für mich stehe, wenn Sie hier bleiben!“ rief Dagobert mit dem Fuße stampfend.

„Aber in des Himmels Namen, nennen Sie doch wenigstens die Ursache dieses Zornes,“ versetzte Adrienne, „und trauen Sie vor Allem nicht dem Scheine. Beruhigen Sie sich und hören Sie . . .“

„Ich soll mich beruhigen, mein Fräulein?“ rief Dagobert in Verzweiflung. „Aber ich denke nur an Eines ... mein Fräulein ... an die Ankunft des Marschall Simon. Er wird heute oder morgen in Paris sein . . .“

„Wäre es möglich!“ sagte Adrienne.

Rodin machte eine Bewegung des Staunens und der Freude.

„Gestern Abend,“ versetzte Dagobert, „habe ich einen Brief vom Marschall bekommen. Er hat in Havre gelandet. Seit drei Tagen machte ich Schritte auf Schritte in der Hoffnung, die Waisen würden mir zurückgegeben werden, da die Machination dieser Elenden gescheitert ist (und er bezeichnete Rodin mit einer neuen Geberde des Zornes). Nein, es gelang mir nicht . . . Sie complottiren noch irgend eine Niederträchtigkeit. Ich bin auf Alles gefaßt . . .“

„Aber mein Herr,“ sagte Rodin vorrückend, „erlauben Sie mir, Ihnen . . .“

„Gehen Sie!“ rief Dagobert, in welchem sich

Grimm und Angst bei dem Gedanken verdoppelten, der Marschall könnte jeden Augenblick in Paris ankommen. „Gehen Sie... denn ohne das Fräulein... hätte ich mich wenigstens an Einem gerächt."

Rodin machte Adrienne ein Zeichen des Verständnisses, näherte sich dieser behutsam, deutete mit einer Geberde rührenden Mitleids auf Dagobert und sagte zu dem letztern:

„Ich werde gehen, mein Herr, und zwar um so williger, als ich gerade in dem Augenblick, wo Sie eintraten, dieses Zimmer zu verlassen im Begriff war."

Dann näherte sich der Jesuit vollends Fräulein von Cardoville und sagte mit leiser Stimme zu ihr:

„Armer Soldat . . . der Schmerz macht ihn ganz verwirrt. Er wäre unfähig, mich zu verstehen. Erklären Sie ihm Alles, mein liebes Fräulein. Er wird sehr erstaunt sein. Aber mittlerweile," fügte Rodin bei, indem er in der Seitentasche seines Oberrocks suchte und sodann ein kleines Packet hervorzog, „mittlerweile haben Sie die Güte, mein liebes Fräulein, ihm dieses zu übergeben; . . . es ist meine Rache . . . sie wird gut sein."

Und als Adrienne, das kleine Packet in der Hand haltend, den Jesuiten verwundert anschaute, legte dieser seinen Zeigefinger auf die Lippen, als wollte er ihr Stillschweigen empfehlen, erreichte, auf den Fußspitzen rückwärts schleichend, die Thüre und ging hinaus, nachdem er zuvor noch mit einer Geberde des Mitleids Dagobert bezeichnet hatte, welcher in tiefer Niedergeschlagenheit, das Haupt gesenkt, die Arme über die Brust gekreuzt, bei den eifrigen Tröstungen der Mayeux stumm blieb.

Als Rodin das Zimmer verlassen hatte, näherte sich Adrienne dem Soldaten und sagte zu ihm mit ihrer weichen Stimme und mit dem Ausdrucke inniger Theilnahme:

„Ihr so ungestümer Eintritt hat mich verhindert,

eine für mich sehr wichtige Frage an Sie zu richten... Wie geht es mit Ihrer Wunde?"

„Ich danke, mein Fräulein," sprach Dagobert, aus seinen schmerzlichen Gedanken erwachend. „Ich danke, es ist von keiner Bedeutung. Auch habe ich nicht Zeit, mich damit zu beschäftigen ... Es thut mir leid, daß ich in Ihrer Gegenwart so roh gewesen bin, daß ich diesen Elenden fortgejagt habe ... aber das ist stärker als ich; bei dem Anblicke dieser Leute hat mein Blut nur einen Lauf."

„Und dennoch, glauben Sie mir, sind Sie zu schnell in dem Urtheile über die Person gewesen, welche so eben da war."

„Zu schnell ... mein Fräulein ... ich kenne ihn nicht erst von heute... Er war bei dem Renegaten Abbé d'Aigrigny."

„Allerdings... dessenungeachtet ist er ein ehrlicher, vortrefflicher Mann..."

„Er!" rief Dagobert.

„Ja ... und er beschäftigt sich in diesem Augenblick ... nur mit einer Sache ... Ihnen Ihre lieben Kinder zurückgeben zu lassen."

„Er!..." versetzte Dagobert und schaute Adrienne an, als könnte er nicht glauben, was er hörte ... „er ... mir meine Kinder zurückgeben!..."

„Ja... vielleicht eher, als Sie glauben."

„Mein Fräulein," sagte plötzlich Dagobert; „er täuscht Sie... Sie werden von diesem alten Schurken hintergangen..."

„Nein," sprach Adrienne und schüttelte lächelnd den Kopf. „Ich habe Beweise von seiner Redlichkeit ... vor Allem ist er es, der es dahin gebracht hat, daß ich dieses Haus verlassen kann."

„Sollte es wahr sein?" rief Dagobert voll Verwunderung.

„Sehr wahr, und mehr noch: Hier ist ein Ding, das Sie vielleicht mit ihm aussöhnen wird," erwiederte

Adrienne und übergab Dagobert das kleine Packet, das ihr Rodin im Augenblick seines Abgangs eingehändigt hatte. „Da er Sie durch seine Gegenwart nicht noch mehr aufbringen wollte, sagte er zu mir: „„Mein Fräulein, stellen Sie dieses dem braven Soldaten zu; das wird meine Rache sein.““

Dagobert schaute Fräulein von Cardoville erstaunt an und öffnete maschinenmäßig das kleine Packet. Als er es entwickelt und sein kleines, von den Jahren geschwärztes, Kreuz und das alte, zerfetzte, rothe Band wiedererkannt hatte, als er diese Gegenstände wieder erblickte, die ihm mit seinen Papieren im Wirthshause zum weißen Falken gestohlen worden waren, rief er mit zitternder Stimme:

„Mein Kreuz! . . . mein Kreuz! . . . es ist mein Kreuz!“

Und im Ausbruch seiner Freude preßte er den silbernen Stern an seinen grauen Schnurrbart.

Adrienne und die Mayeux fühlten sich tief gerührt durch die Bewegung des Soldaten, welcher, nach der Thüre laufend, durch die Rodin abgegangen war, ausrief:

„Nach einem dem Marschall Simon, meiner Frau oder meinem Sohne geleisteten Dienst konnte man nicht mehr für mich thun! Und Sie stehen für diesen braven Mann, mein Fräulein? Und ich habe ihn beleidigt . . . in Ihrer Gegenwart mißhandelt . . . Er hat eine Genugthuung anzusprechen . . . er soll sie haben, oh! er soll sie haben!“

Nach diesen Worten verließ Dagobert eiligst das Zimmer, lief rasch durch zwei Stuben, gewann die Treppe, stieg geschwinde hinab und erreichte Rodin auf der letzten Stufe.

„Mein Herr,“ sagte der Soldat mit bewegter Stimme, indem er ihn beim Arme faßte, „Sie müssen sogleich wieder hinauf kommen.“

„Es wäre nicht übel, wenn Sie sich zu etwas

entscheiden würden, mein lieber Herr," sagte Rodin mit gutmüthigem Tone und blieb stille stehen. „Vor einem Augenblick hießen sie mich gehen, nun handelt es sich um mein Zurückkehren. Wozu entschließen wir uns?"

„Vorhin, mein Herr, hatte ich Unrecht, und wenn ich Unrecht habe, so mache ich es wieder gut. Ich habe Sie vor Zeugen beleidigt, mißhandelt; ich werde Sie vor Zeugen um Verzeihung bitten."

„Aber mein lieber Herr ... ich danke Ihnen ... ich habe Eile."

„Was geht es mich an, daß Sie Eile haben ... Ich sage Ihnen, daß Sie sogleich wieder hinaufkommen ... oder wenn nicht ..." versetzte Dagobert, nahm den Jesuiten bei der Hand und drückte sie ihm herzlich und freundlich ... „wenn Sie nicht kommen, so wird das Glück, das Sie mir durch die Zurückgabe meines Kreuzes bereitet haben, nicht vollständig sein."

„Wenn es sich so verhält, mein Freund, so wollen wir hinaufgehen."

„Sie haben mir nicht allein mein Kreuz zurückgegeben, ... das ich ... nun ja wohl, ... das ich, ohne es Jemand zu sagen, beweinte," rief Dagobert, „sondern dieses Fräulein hat mir auch mitgetheilt, durch Sie werden diese armen Kinder? ... Nein, keine falsche Freude ... ist es denn auch wahr? Mein Gott, ist es denn auch wahr?"

„Ei, ei, seht mir doch den Neugierigen!" sprach Rodin fein lächelnd. Dann fügte er bei: „Ruhig, ruhig, seien Sie unbesorgt; man wird Ihnen Ihre zwei Engel zurückgeben ... alter böser Teufel!"

Und der Jesuit stieg wieder die Treppe hinauf.

„Man wird Sie mir zurückgeben ... heute?" rief Dagobert.

Und in dem Augenblick, wo Rodin die Stufen erstieg, hielt er ihn ungestüm am Aermel fest.

„Mein guter Freund," sprach der Jesuit, „entschei-

den Sie sich. Bleiben wir hier stille stehen? gehen wir hinauf, gehen wir hinab?"

„Ganz richtig . . . da oben können wir uns besser erklären. Kommen Sie, kommen Sie geschwinde," sagte Dagobert.

Hierauf nahm er Rodin unter dem Arm, ließ ihn seinen Schritt beschleunigen und führte ihn triumphirend in das Zimmer zurück, wo Adrienne und die Mayeux sehr erstaunt über das rasche Verschwinden des Soldaten geblieben waren.

„Hier ist er, hier ist er!" rief Dagobert eintretend. „Zum Glücke habe ich ihn noch unten an der Treppe erwischt."

„Und Sie ließen mich einen tüchtigen Schritt gehen," fügte Rodin schnaufend bei.

„Nun, mein Herr," sagte Dagobert mit ernstem Tone, „erkläre ich vor dem Fräulein, daß ich Unrecht gehabt habe, Sie hart zu behandeln, zu beleidigen. Ich bitte Sie um Verzeihung, mein Herr, und erkenne mit Freude, daß ich Ihnen viel . . . ja viel schuldig bin, und ich schwöre, daß ich bezahle, wenn ich schuldig bin."

Und Dagobert reichte abermals seine rechtschaffene Hand Rodin, der sie ihm freundlich drückte und erwiederte: „Ei, mein guter Gott! wovon handelt es sich denn? von welchem großen Dienste sprechen Sie?"

„Von diesem," sagte Dagobert und ließ sein Kreuz vor den Augen von Rodin glänzen. „Aber Sie wissen nicht, was dieses Kreuz für mich bedeutet."

„Ich setzte im Gegentheil voraus, Sie müßten große Stücke darauf halten, und hoffte, das Vergnügen zu haben, es Ihnen selbst zuzustellen. Ich hatte es zu diesem Ende mitgenommen, aber unter uns gesagt, Sie empfingen mich gleich bei Ihrer Ankunft so... so vertraulich, daß ich nicht Zeit gehabt habe..."

„Mein Herr," sprach Dagobert verlegen, „ich ver-

sichere Sie, daß ich das, was ich gethan habe, grausam bereue."

„Ich weiß es... mein guter Freund... sprechen wir nicht mehr davon. Sie hielten also viel auf dieses Kreuz?"

„Ob ich darauf hielt!... mein Herr... dieses Kreuz ist meine Reliquie... Derjenige, von welchem es mir zukam, war mein Heiliger... mein Gott,... und er hatte es berührt."

„Wie," sprach Rodin, der sich stellte, als betrachtete er das Kreuz mit eben so viel Neugierde als ehrfurchtsvoller Bewunderung, „wie! Napoleon... der große Napoleon hätte mit seiner eigenen Hand, mit seiner siegreichen Hand... diesen edlen Stern der Ehre berührt?"

„Ja, mein Herr, mit seiner Hand; er hat ihn auf meine blutende Brust als Verband für meine fünfte Wunde gelegt. Sehen Sie, ich glaube, daß ich, wenn ich dem Hungertod nahe zwischen Brod und meinem Kreuz die Wahl hätte, nicht zögern würde, damit ich es sterbend auf meinem Herzen tragen dürfte. Aber genug, genug... sprechen wir von etwas Anderem... Nicht wahr, es ist etwas Albernes um einen alten Soldaten?" fügte Dagobert bei und fuhr mit der Hand über seine Augen. Dann, als schämte er sich, seine Gefühle zu verleugnen, richtete er lebhaft den Kopf auf und sagte, ohne daß er eine Thräne zu verbergen suchte, welche über seine Wange rollte: „Ich weine vor Freude, daß ich mein Kreuz wieder gefunden habe, mein Kreuz, das mir der Kaiser mit seiner siegreichen Hand, wie dieser brave Mann sagt, gegeben hat."

„Gesegnet sei also meine arme alte Hand, daß sie Ihnen diesen glorreichen Schatz zurückzugeben vermochte," sprach Rodin bewegt. Und er fügte bei: „Meiner Treue, der Tag wird für Jedermann gut sein. Ich kündigte es Ihnen auch diesen Morgen in meinem Briefe an."

„Dieser Brief... ohne Unterschrift?" sagte der Soldat, immer mehr erstaunt, „Sie waren es?"

„Ich war es, der ihn schrieb. Ich fürchtete eine neue Falle von dem Abbé d'Aigrigny und wollte mich, verstehen Sie wohl, nicht deutlicher erklären."

„Also meine Waisen.... ich werde sie wieder sehen?"

Rodin machte mit dem Kopfe ein bejahendes Zeichen voll Gutmüthigkeit.

„Ja, sogleich, in einem Augenblick vielleicht," sprach Adrienne lächelnd. „Nun, hatte ich Unrecht, Ihnen zu sagen, Sie beurtheilen diesen Herrn falsch?"

„Ei, warum sprach er dieses nicht gegen mich aus, als ich eintrat?" rief Dagobert freudetrunken.

„Es ließ sich nicht wohl machen, mein guter Freund," sagte Rodin; „denn gleich bei meinem Eintritte wollten Sie mich erdrosseln."

„Das ist wahr, ich bin zu schnell gewesen. Noch einmal bitte ich um Verzeihung. Doch was wollen Sie, ich hatte Sie stets gegen uns mit dem Abbé d'Aigrigny gesehen, und in der ersten Aufwallung..."

„Das Fräulein," sagte Rodin, sich vor Adrienne verbeugend, „dieses liebe Fräulein wird Ihnen sagen, daß ich, ohne es zu wissen, der Genosse von vielen Treulosigkeiten war; aber sobald ich klar in dieser Finsterniß sehen konnte, verließ ich den schlechten Weg, auf den ich wider Willen gelangt war, um auf einem ehrlichen und gerechten Pfade zu wandeln."

Adrienne machte Dagobert, der sie mit dem Blicke zu befragen schien, ein bestätigendes Zeichen.

„Wenn ich den Brief, den ich Ihnen schrieb, nicht unterzeichnete, mein guter Freund, so geschah es, weil ich befürchtete, mein Name könnte Ihnen Verdacht einflößen; wenn ich Sie endlich bat, sich hieher und nicht in das Kloster zu begeben, so that ich dies, weil ich, wie dieses liebe Fräulein, fürchtete, Sie könnten von dem Concierge oder von dem Gärtner erkannt werden, und der Streich, den Sie in jener Nacht ausführten, dürfte dieses Wiedererkennen gefährlich machen."

„Doch mir fällt ein, Herr Baleinier ist von Allem unterrichtet," sagte Adrienne unruhig, „er hat mir gedroht, Herrn Dagobert und seinen Sohn anzuzeigen, wenn ich Klage führen würde."

„Seien Sie unbesorgt, mein liebes Fräulein, an Ihnen ist es jetzt, Bedingungen vorzuschreiben," antwortete Rodin. „Was Sie betrifft, mein lieber Freund, Ihre Qualen sind zu Ende."

„Ja," sprach Adrienne, „ein Beamter voll Rechtschaffenheit, voll Wohlwollen ist in das Kloster gegangen, um die Töchter des Marschall Simon aufzusuchen. Er wird sie hieher bringen. Wie ich, ist er der Ansicht, daß es schicklicher wäre, wenn sie in meinem Hause wohnen würden. Ohne Ihre Einwilligung kann ich indessen in dieser Hinsicht nichts entscheiden; denn Ihnen sind sie von der Mutter anvertraut worden."

„Sie wollen diese bei ihnen ersetzen, mein Fräulein," sprach Dagobert. „Ich kann Ihnen nur von ganzem Herzen für mich und für diese Kinder danken. Nur werde ich Sie bitten, da ich eine so scharfe Lection bekommen habe, die Thüre ihres Zimmers weder bei Tag noch bei Nacht verlassen zu dürfen. Wenn sie mit Ihnen ausgehen, so erlauben Sie mir, denselben zu folgen, ohne den Blick von ihnen abzuwenden, gerade wie es Rabat-joie machen würde, der mich an Wachsamkeit weit übertroffen hat. Ist der Marschall einmal angelangt, was jeden Tag geschehen kann, so ist der Befehl aufgehoben. Gott wolle, daß er bald kommt!"

„Ja," versetzte Rodin mit fester Stimme, „Gott lasse ihn bald kommen, denn er hat von dem Abbé d'Aigrigny eine furchtbare Rechenschaft über die Verfolgung seiner Töchter zu fordern, und dennoch weiß der Herr Marschall nicht einmal Alles."

„Und Sie zittern nicht für den Renegaten?" sagte Dagobert bei dem Gedanken, daß der Marquis bald dem Marschall gegenüber stehen werde.

„Ich zittere weder für die Feigen, noch für die Verräther," antwortete Rodin, „und wenn der Herr Marschall zurück sein wird..."

Dann nach einem Zögern von ein paar Augenblicken fuhr er fort:

„Der Herr Marschall erweise mir die Ehre, mich anzuhören, und er wird über das Benehmen des Abbé d'Aigrigny erbaut sein; er wird erfahren, daß seine theuersten Freunde, eben so wie er, dem Hasse dieses gefährlichen Menschen preisgegeben sind."

„Wie dies?" sprach Dagobert.

„Ei, mein Gott, Sie selbst sind ein Beispiel von dem, was ich behaupte," erwiederte Rodin.

„Ich!..."

„Glauben Sie, der Zufall allein habe die Scene in dem Wirthshause zum weißen Falken bei Leipzig herbeigeführt?"

„Wer hat Ihnen diesen Vorfall erzählt?" sagte Dagobert verwirrt.

„Entweder nahmen Sie die Ausforderung von Morok an," fuhr der Jesuit fort, ohne Dagobert zu antworten, „und Sie fielen in einen Hinterhalt.... oder Sie wiesen sie zurück und Sie wurden in Ermanglung von Papieren, wie dies geschehen ist, verhaftet und als Vagabund mit diesen armen Waisen in den Kerker geworfen... Wissen Sie nun, was der Zweck dieser Gewaltthat war? Man wollte Sie verhindern, am 13ten Februar hier zu sein."

„Aber je mehr ich Sie höre, mein Herr," sprach Adrienne, „desto mehr bin ich erschrocken über die Keckheit des Abbé d'Aigrigny und über den Umfang der Mittel, über die er zu verfügen hat. In der That," setzte sie mit tiefem Erstaunen hinzu, „wenn Ihre Worte nicht jeden Glauben verdienten..."

„So würden Sie daran zweifeln, nicht wahr, mein Fräulein?" sprach Dagobert, „gerade wie ich, denn ich kann nicht glauben, daß dieser Renegat, so schlecht

er auch ist, ein Einverständniß mit einem Thierevorzeiger mitten in Sachsen unterhält. Und dann, woher sollte er erfahren haben, daß ich und die guten Kinder durch Leipzig kommen mußten? Das ist unmöglich, mein braver Mann."

„In der That, mein Herr," versetzte Adrienne, „ich befürchte, daß Sie Ihr, übrigens sehr gerechter Zorn gegen den Abbé d'Aigrigny zu weit führt, und daß Sie ihm eine beinahe fabelhafte Macht und Ausdehnung seiner Verbindungen zuschreiben."

Nach einem Augenblicke des Stillschweigens, während dessen Rodin abwechselnd Adrienne und Dagobert mit einer Art von Mitleid anschaute, fragte er den Soldaten:

„Und wie sollte der Abbé d'Aigrigny ohne seine Verbindung mit Morok Ihr Kreuz in seinem Besitze gehabt haben?"

„Wirklich, mein Herr," sagte Dagobert, „die Freude hat mich verhindert, daran zu denken; wie kommt es, daß sich mein Kreuz in Ihren Händen befindet?"

„Gerade weil der Abbé d'Aigrigny in Leipzig Verbindungen hatte, an denen Sie und dieses liebe Fräulein zu zweifeln scheinen."

„Aber wie ist mein Kreuz nach Paris gelangt?"

„Sagen Sie mir, Sie sind in Leipzig, weil Sie keine Papiere besaßen, verhaftet worden, nicht wahr?"

„Ja... aber ich konnte nie begreifen, wie meine Papiere und mein Geld aus meinem Tornister verschwunden sind; ich glaubte sie unglücklicher Weise verloren zu haben."

Rodin zuckte die Achseln und erwiederte:

„Sie sind Ihnen im Wirthshause zum weißen Falken von Goliath, einem der Vertrauten von Morok, gestohlen worden, und dieser hat die Papiere und das Kreuz dem Abbé d'Aigrigny überschickt, um ihm zu beweisen, daß es ihm gelungen war, die ihm in Betreff der Waisen und Ihrer Person ertheilten Befehle auszuführen; vorgestern habe ich den Schlüssel zu diese

finsteren Machination erhalten: Kreuz und Papiere befanden sich in den Archiven des Abbé d'Aigrigny; die Papiere bildeten einen sehr umfangreichen Band, man würde ihre Entfremdung bemerkt haben; da ich Sie aber nach meinem Briefe diesen Morgen zu sehen hoffte, und wußte, wie viel ein Soldat des Kaiserreichs auf sein Kreuz, auf diese heilige Reliquie hält, mein guter Freund, meiner Treue, da zögerte ich nicht mehr ... ich steckte die Reliquie in meine Tasche. Im Ganzen, sagte ich mir, ist es nur eine Wiedererstattung und in meinem Zartgefühle übertreibe ich vielleicht diesen Mißbrauch des Vertrauens."

„Sie konnten keine bessere Handlung vollbringen," sprach Adrienne, „und in Betracht der Theilnahme, die ich für Herrn Dagobert hege, bin ich Ihnen persönlich zu Dank verpflichtet." Dann nach kurzem Stillschweigen fuhr sie mit einer gewissen Bangigkeit fort: „Aber, mein Herr, über welch eine furchtbare Macht verfügt doch der Abbé d'Aigrigny ... da er in fremdem Lande so ausgedehnte und so gefährliche Verbindungen unterhält."

„Stille," sprach Rodin mit leiser Stimme und schaute erschrocken um sich her, „stille ... stille ... ich beschwöre Sie im Namen des Himmels, befragen Sie mich nicht hierüber!!!"

Eilftes Kapitel.

Offenbarungen.

Sehr erstaunt über den Schrecken von Rodin, als sie ihn um Erklärung über die so ausgedehnte, so furchtbare Macht bat, über welche der Abbé d'Aigrigny zu verfügen hätte, sagte Fräulein von Cardoville zu dem Jesuiten:

„Aber, mein Herr, was liegt denn so Seltsames in der Frage, die ich an Sie gerichtet habe?"

Nach kurzem Stillschweigen antwortete Rodin, mit vortrefflich geheuchelter Unruhe um sich her schauend, ganz leise:

„Ich wiederhole, mein Fräulein, fragen Sie mich nicht über einen so furchtbaren Gegenstand; die Wände dieses Hauses haben Ohren, wie man zu sagen pflegt."

Adrienne und Dagobert schauten sich mit wachsendem Erstaunen an.

Durch einen Instinkt von unglaublicher Beharrlichkeit fühlte die Mayeux fortwährend ein unüberwindliches Mißtrauen gegen Rodin in ihrem Innern. Zuweilen betrachtete sie ihn lange Zeit verstohlen und suchte unter die Maske dieses Mannes zu dringen, der sie mit Schrecken erfüllte. Einen Moment begegnete der Jesuit dem unruhigen, hartnäckig auf ihn gehefteten Blick der Mayeux; sogleich nickte er ihr auf eine äußerst freundliche Weise mit dem Kopfe zu; das Mädchen erschrack, als sie sich ertappt sah, und wandte bebend die Augen ab.

„Nein, nein, mein liebes Fräulein," sprach Rodin mit einem Seufzer, als er wahrnahm, daß sich Fräulein von Cardoville über sein Stillschweigen wunderte, „fragen Sie mich nicht über die Macht des Abbé d'Aigrigny."

„Noch einmal, mein Herr," versetzte Adrienne, „warum zög ernSie, mir zu antworten? Was befürchten Sie?"

„Ach! mein liebes Fräulein," sagte Rodin schauernd, „diese Leute sind so mächtig! . . . ihre Feindschaft ist so furchtbar!"

„Seien Sie unbesorgt, mein Herr, ich bin Ihnen zu viel Dank schuldig, als daß Ihnen mein Beistand je entgehen sollte."

„Ei! mein liebes Fräulein," rief Rodin beinahe beleidigt, „urtheilen Sie besser, ich bitte Sie. Fürchte

ich etwa für mich? ... Nein, ich bin zu unbedeutend, zu harmlos; Sie aber und der Marschall Simon und die andern Personen Ihrer Familie haben Alles zu befürchten ... Ach! ich bitte Sie abermals, mein Fräulein, fragen Sie mich nicht; es gibt Geheimnisse welche unselig für diejenigen werden können, die davon unterrichtet sind. ..."

„Aber, mein Herr, ist es nicht besser die Gefahren zu kennen, von denen man bedroht ist?" sagte Adrienne.

„Wenn man das Manoeuvre seines Feindes weiß, kann man sich wenigstens vertheidigen," sprach Dagobert. „Besser ein Angriff beim hellen Tage, als ein Hinterhalt."

„Dann muß ich Sie auch versichern," fügte Adrienne bei, „die wenigen Worte, die Sie mir gesagt haben, erregen eine gewisse Unruhe in mir."

„Wenn es denn sein muß ... mein liebes Fräulein," versetzte der Jesuit, indem er sich den Anschein gab, als kämpfte er gegen sich selbst, „da Sie halbe Worte nicht verstehen, so werde ich weitläufiger sein; ... aber erinnern Sie sich, daß mich Ihr Drängen nöthigt, Ihnen mitzutheilen, was Sie besser nicht wissen würden."

„Ich bitte, mein Herr, sprechen Sie," sagte Adrienne.

Rodin versammelte um sich her Adrienne, Dagobert und die Mayeux und sprach mit leiser Stimme und geheimnißvoller Miene zu ihnen:

„Haben Sie nie von einer mächtigen Verbindung reden hören, welche ihr Netz über die ganze Erde ausbreitet, welche Affiliirte, Parteigänger, Fanatiker in allen Klassen der Gesellschaft zählt ... welche das Ohr der Könige und Großen gehabt hat und jetzt noch häufig hat ... von einer allmächtigen Verbindung, welche mit einem Worte ihre Geschöpfe zu den höchsten Stellungen erhebt, und sie mit einem Worte auch in das Nichts zurückwirft, aus dem sie allein dieselben zu ziehen vermochte?"

„Mein Gott, mein Herr," sprach Adrienne, „was

für eine furchtbare Verbindung ist denn dies? Nie habe ich bis jetzt davon sprechen hören."

„Ich glaube Ihnen, mein Fräulein, und dennoch setzt mich Ihre Unwissenheit in diesem Punkte im höchsten Grade in Erstaunen."

„Und warum dies?"

„Weil Sie lange mit Ihrer Frau Tante gelebt und oft den Abbé d'Aigrigny gesehen haben."

„Ich habe bei Frau von Saint-Dizier gelebt und nicht mit ihr, denn aus tausend Gründen flößte sie mir einen gerechten Widerwillen ein."

„In der That, mein Fräulein, meine Bemerkung war nicht richtig; hier mehr als anderswo mußte man, besonders vor Ihnen, Stillschweigen über diese Verbindung beobachten, und dennoch hat Frau von Saint-Dizier gerade durch sie einen so furchtbaren Einfluß unter der vorigen Regierung ausgeübt ... Wissen Sie also ... die Mitwirkung dieser Gesellschaft macht den Abbé d'Aigrigny zu einem so gefährlichen Menschen; durch sie war er im Stande, verschiedene Mitglieder Ihrer Familie zu überwachen, zu verfolgen, zu erreichen, die Einen in Sibirien, die Andern im Herzen Asiens, wieder Andere mitten in den Gebirgen von America; denn wie gesagt, zufällig wurde ich vorgestern, während ich in den Papieren des Abbé d'Aigrigny blätterte, der Sache auf die Spur gebracht und dann völlig von seiner Theilnahme an dieser Gesellschaft überzeugt, deren thätigstes und fähigstes Haupt er ist."

„Aber, mein Herr, der Name ... der Name dieser Gesellschaft ..." sagte Adrienne.

„Nun ... es ist ..." und Rodin hielt inne.

„Es ist ..." versetzte Adrienne, ebenso begierig, als Dagobert und die Mayeux, „es ist ..."

Rodin schaute um sich her, zog durch ein Zeichen die übrigen Personen dieser Scene noch näher zu sich und sagte mit leiser Stimme, langsam seine Worte betonend:

„Es ist die Gesellschaft Jesu.“

Und er bebte.

„Die Jesuiten,“ rief Fräulein von Cardoville, welche einen Ausbruch lauten Lachens nicht zurückhalten konnte, das um so treuherziger war, als sie nach den geheimnißvollen rednerischen Vorsichtsmaßregeln von Rodin eine viel schrecklichere Offenbarung erwartet hatte, „die Jesuiten!“ fuhr sie immer noch lachend fort, „sie bestehen ja nur in den Büchern; es sind, wie ich glaube, sehr furchtbare historische Personen, aber warum Frau von Saint-Dizier und Herrn d'Aigrigny so verkleiden? Rechtfertigen sie, so wie sie sind, nicht hinreichend meine Abneigung und meine Verachtung?“

Nachdem Rodin stillschweigend Fräulein von Cardoville zugehört hatte, erwiederte er mit ernstem Tone:

„Ihre Verblendung erschreckt mich, mein liebes Fräulein; die Vergangenheit hätte in Ihnen Furcht für die Zukunft erregen sollen, denn mehr, als irgend Jemand, haben Sie schon unter der unseligen Thätigkeit dieser Gesellschaft gelitten, deren Existenz Sie als einen Traum betrachten.“

„Ich, mein Herr?“ sagte Adrienne lächelnd, obwohl ein wenig erstaunt.

„Sie ...“

„Und unter welchen Umständen?“

„Sie fragen mich noch, mein liebes Fräulein, Sie fragen mich noch? und Sie sind als verrückt hier eingesperrt gewesen? Ist damit nicht gesagt, daß der Herr dieses Hauses, eines der ergebensten Laien-Mitglieder der Gesellschaft und als solches ein blindes Werkzeug des Abbé d'Aigrigny ist?“

„Also,“ fragte Adrienne, aber diesmal ohne zu lächeln, „Herr Baleinier?“

„Gehorchte dem Abbé d'Aigrigny, dem furchtbarsten Chef dieser furchtbaren Gesellschaft ... er verwendet sein Genie zum Bösen ... aber man muß gestehen, er ist ein Mann von Genie; ... gegen ihn, wenn

Sie einmal aus diesem Hause sind, müssen Sie auch mit den Ihrigen Ihre ganze Wachsamkeit, Ihr ganzes Mißtrauen richten; denn glauben Sie mir, er hält die Partie nicht für verloren. Sie müssen sich auf neue Angriffe gefaßt machen, welche ohne Zweifel von anderer Art, aber gerade darum um so gefährlicher sein werden ..."

„Zum Glück machen Sie uns darauf aufmerksam, mein Braver," sprach Dagobert, „und Sie werden auf unserer Seite sein."

„Ich vermag nur sehr wenig, mein guter Freund, aber dieses Wenige steht ehrlichen Leuten zu Dienst," sagte Rodin.

„Nun erkläre ich mir," versetzte Adrienne, völlig zum Glauben gebracht durch die überzeugte Miene Rodin's, „nun erkläre ich mir den unbegreiflichen Einfluß, den meine Tante über die Gesellschaft ausübte; ich schrieb ihn nur ihren Verbindungen mit mächtigen Personen zu; wohl dachte ich, sie stehe im Zusammenhang mit finsteren Intriguen, deren Deckmantel die Religion ist, aber ich war weit entfernt, das zu glauben, was Sie mir sagen."

„Und wie viele Dinge wissen Sie noch nicht einmal," sprach Rodin. „Wenn Sie wüßten, mit welcher Gewandtheit diese Leute Sie, ohne daß Sie eine Ahnung davon haben, mit Agenten umgeben, die ihnen ergeben sind! Keiner Ihrer Schritte entgeht ihnen, wenn es in ihrem Interesse liegt, davon unterrichtet zu sein. Dann gehen Sie allmälig, langsam, vorsichtig und im Schatten zu Werke; sie umstricken Sie mit allen möglichen Mitteln, von der Schmeichelei bis zum Schrecken... sie verführen Sie oder jagen Ihnen Furcht ein, um Sie sodann zu beherrschen, ohne daß Sie das Bewußtsein ihrer Macht haben; das ist ihr Zweck und man muß gestehen, sie erreichen ihn oft mit einer verabscheuungswürdigen Geschicklichkeit."

Rodin hatte mit so großer Aufrichtigkeit gesprochen,

chen, daß Adrienne bebte; bald aber machte sie sich diese Furcht wieder zum Vorwurf und sie entgegnete:

„Und dennoch, nein, nein, nie kann ich an eine so höllische Macht glauben; die Gewalt dieser ehrgeizigen Priester gehört, Gott sei Dank, einem andern Zeitalter an; sie sind für immer verschwunden.“

„Ja, gewiß, sie sind verschwunden, denn sie wissen unter gewissen Umständen sich zu zerstreuen und zu verschwinden, aber gerade dann sind sie am Gefährlichsten, denn das Mißtrauen, das sie einflößten, hört auf und sie wachen beständig in der Finsterniß. Ach! mein liebes Fräulein, wenn Sie ihre furchtbare Geschicklichkeit kennen würden! ... In meinem Hasse gegen alles Tyrannische, Feige, Heuchlerische, hatte ich die Geschichte dieser schrecklichen Gesellschaft studirt, ehe ich wußte, daß der Abbé d'Aigrigny dazu gehörte. Ah! das ist gräßlich! ... Wenn Sie wüßten, welche Mittel sie anwenden! ... Wenn ich Ihnen sagte, daß das reinste, treuste Aeußere mit Hülfe ihrer teuflichen Listen oft die furchtbarsten Fallen verbirgt. ...“ Die Blicke von Rodin schienen sich zufällig auf die Mayeur zu heften; da er aber sah, daß Adrienne diesen Wink nicht wahrnahm, so fuhr er fort: „Mit einem Worte, sind Sie eine Zielscheibe ihrer Verfolgungen, haben sie ein Interesse dabei, Sie zu fangen? oh! dann mißtrauen Sie Allem, was Sie umgibt; seien Sie argwöhnisch gegen die edelste, gegen die zärtlichste Anhänglichkeit, denn oft gelingt es diesen Ungeheuern, Ihre besten Freunde zu bestechen und aus ihnen um so furchtbarere Helfershelfer gegen Sie zu machen, als Sie ein blindes Vertrauen hegen.“

„Ah! das ist unmöglich,“ rief Adrienne empört, „Sie übertreiben ... Nein, nein, der Hölle hätte nie von etwas Schrecklicherem geträumt, als von solchen Verräthereien ...“

„Ach! ... mein liebes Fräulein ... einer Ihrer Verwandten, ... Herr Hardy, das rechtschaffenste, edelste

Herz ist auf diese Art das Opfer eines schändlichen Verraths geworden.... Wissen Sie auch, worüber uns das Lesen des Testamentes Ihres Ahnherrn belehrt hat? Darüber, daß er als ein Opfer des Hasses dieser Leute gestorben ist, und daß zu dieser Stunde, nach einem Zeitraume von hundertundfünfzig Jahren seine Abkömmlinge noch von dem Hasse der unzerstörbaren Gesellschaft verfolgt werden."

„Ah! mein Herr, das ist schrecklich," sagte Adrienne und sie fühlte, wie sich ihr Herz zusammenschnürte. „Aber gibt es denn keine Waffen gegen solche Angriffe?"

„Die Klugheit, mein liebes Fräulein, die aufmerksamste Zurückhaltung, das unabläßig mißtrauische Studiren Alles dessen, was sich Ihnen nähert."

„Aber ein solches Leben ist ja ein ganz abscheuliches Leben! es ist eine wahre Qual, beständigem Argwohn, Zweifel, unabläßiger Furcht preisgegeben zu sein!"

„Ei, gewiß! die Elenden wissen es wohl.... Darin liegt aber ihre Kraft, denn sie triumphiren gerade oft durch die übermäßige Vorsicht, die man gegen sie anwendet. Mein liebes Fräulein und Sie würdiger, braver Soldat, im Namen dessen, was Ihnen theuer ist, beschwöre ich Sie, gönnen Sie Niemand leichtsinnig Ihr Vertrauen; seien Sie auf Ihrer Hut, Sie wären beinahe das Opfer dieser Leute geworden; sie werden immer Ihre unversöhnlichen Feinde bleiben. ... Und Sie auch, armes, interessantes Kind," fügte der Jesuit sich an die Mayeux wendend bei, „befolgen Sie meinen Rath, fürchten Sie diese Leute ... „„schlaft nur mit einem Auge,"" sagt das Sprüchwort."

„Ich, mein Herr," sagte die Mayeux; „was habe ich gethan? was habe ich zu befürchten?"

„Was Sie gethan haben? Ei, mein Gott! ... Lieben Sie nicht zärtlich dieses theure Fräulein, Ihre Beschützerin? Haben Sie nicht einen Versuch gemacht, ihr zu Hülfe zu kommen? Sind Sie nicht die Adop-

tivschwester des Sohnes dieses unerschrockenen Soldaten, des braven Agricol? Ach! armes Kind ... sind das nicht Gründe genug für ihren Haß, trotz Ihrer dunkeln Lebenslage. ... Oh! mein liebes Fräulein, glauben Sie nicht, daß ich übertreibe," fuhr er sich an Adrienne wendend fort. ... „Bedenken Sie, bedenken Sie ... überlegen Sie sich das, was ich in Beziehung auf den treuen Waffengefährten des Marschall Simon hinsichtlich seiner Einkerkerung in Leipzig gesagt habe; gedenken Sie dessen, was Ihnen selbst begegnet ist, Ihnen, die man mit Verhöhnung aller Gesetze, jedes Rechtes hier eingesperrt hat, ... und dann werden Sie einsehen, daß nichts Uebertriebenes in der Schilderung der verborgenen Macht dieser Gesellschaft ist. Seien Sie immerhin auf Ihrer Hut, mein liebes Fräulein, und in allen zweifelhaften Fällen scheuen Sie sich nicht, sich an mich zu wenden. In drei Tagen habe ich genug durch meine eigene Erfahrung über die Handlungsweise dieser Leute gelernt, um Ihnen eine Falle, eine Gefahr, eine List anzeigen und Sie davor schützen zu können."

„Sollte in einem solchen Falle," antwortete Fräulein von Cardoville, „nicht mein Interesse, abgesehen von der Dankbarkeit, Sie als meinen besten Rathgeber bezeichnen?"

Nach der gewöhnlichen Taktik der Söhne von Loyola, welche bald selbst ihre eigene Existenz ableugnen, um ihren Gegnern zu entgehen, bald im Gegentheil die lebendige Macht ihrer Organisation verkündigen, um die Schwachen einzuschüchtern, hatte Rodin dem Verwalter des Gutes Cardoville in das Gesicht gelacht, als dieser von der Existenz der Jesuiten sprach, während er in diesem Augenblicke, ihre Thätigkeitsmittel schildernd, in den Geist von Fräulein von Cardoville, was ihm auch gelang, einige Keime von Furcht zu werfen suchte, welche später sich entwickeln

und den finsteren Entwürfen, auf die er sann, dienen sollten.

Die Mayeux erfüllte fortwährend eine große Bangigkeit in Beziehung auf Rodin, seitdem sie ihn aber dem Fräulein von Cardoville die unheilschwangere Macht des Ordens, den er so furchtbar nannte, hatte schildern hören, wußte ihm die junge Arbeiterin, weit entfernt zu ahnen, der Jesuit habe die Keckheit, so von einer Verbindung zu sprechen, deren Mitglied er war, unwillkürlich Dank für die guten Rathschläge, die er Adrienne gab.

Ein abermaliger Blick, den sie verstohlen auf ihn warf (und dem Rodin ebenfalls begegnete, denn er beobachte das Mädchen mit beharrlicher Aufmerksamkeit), war erfüllt von einer, so zu sagen, erstaunten Dankbarkeit.

Der Jesuit ahnte diesen Eindruck, er wollte ihn noch erhöhen, er wollte es versuchen, die unangenehmen Vorurtheile der Mayeux zu zerstreuen und zugleich eine Offenbarung zu beschleunigen, welche früher oder später gemacht werden mußte; zu diesem Ende nahm er eine Miene an, als hätte er etwas sehr Wichtiges vergessen, schlug sich plötzlich vor die Stirne und rief:

„Woran dachte ich denn?" Dann sich an die Mayeux wendend:

„Wissen Sie, meine liebe Tochter, wo Ihre Schwester ist?"

Eben so verblüfft als betrübt durch diese unerwartete Frage, antwortete die Mayeux erröthend, denn sie erinnerte sich ihres letzten Zusammentreffens mit der glänzenden Reine Bacchanal:

„Ich habe meine Schwester seit einigen Tagen nicht gesehen."

„Nun, meine liebe Tochter, sie ist nicht glücklich," sagte Rodin; „ich habe einer von ihren Freundinnen versprochen, ihr eine kleine Unterstützung zu schicken und wandte mich deshalb an eine wohlthätige

son; sehen Sie was man mir für sie gegeben hat...“ Und er zog aus seiner Tasche eine versiegelte Rolle, die er der eben so erstaunten als gerührten Mayeux reichte.

„Sie haben eine unglückliche Schwester ... und ich weiß nichts davon,“ sagte Adrienne lebhaft zu der Abeiterin; ... „ah, mein Kind, das ist schlimm!“

„Tadeln Sie die Gute nicht,“ ... sprach Rodin. „Einmal wußte sie nicht, daß ihre Schwester unglücklich ist, und dann konnte Sie von Ihnen nicht verlangen, mein liebes Fräulein, daß Sie sich für dieselbe interessiren.“

Und da Fräulein von Cardoville Rodin erstaunt ansah, fügte er sich an die Mayeux wendend bei:

„Nicht wahr, meine liebe Tochter?“

„Ja, mein Herr,“ antwortete die Mayeux die Augen niederschlagend und abermals erröthend, dann setzte sie rasch und ängstlich hinzu:

„Aber wo haben Sie meine Schwester gesehen? wo ist sie? warum ist sie unglücklich?“

„Es wäre zu lang, Ihnen Alles dies auseinanderzusetzen, meine liebe Tochter; gehen Sie so bald als möglich in die Rue Clovis in das Haus einer Gemüsehändlerin, verlangen Sie Ihre Schwester im Auftrage von Herrn Charlemagne oder von Herrn Rodin zu sprechen, wie Sie wollen, denn ich bin in diesem Absteigquartier unter meinem Taufnamen, wie unter meinem Familiennamen bekannt, und das Uebrige werden Sie erfahren. ... Sagen Sie Ihrer Schwester, wenn sie bei ihren guten Entschließungen verharre, so werde man fortfahren, für sie zu sorgen.“

Immer mehr erstaunt, war die Mayeux im Begriff, Rodin zu antworten, als die Thüre sich öffnete und Herr von Gernande zurückkehrte.

Das Antlitz des Richters war ernst und traurig.

„Wo sind die Töchter des Marschall Simon?“ rief Fräulein von Cardoville.

„Leider bringe ich sie Ihnen nicht," antwortete der Richter.

„Und wo sind sie denn? was hat man mit ihnen gemacht? Vorgestern noch waren sie in dem Kloster!" rief der Soldat niedergeschmettert durch den gänzlichen Umsturz aller seiner Hoffnungen.

Kaum hatte der Soldat diese Worte gesprochen, als Rodin, die Bewegung benützend, welche die Personen dieser Scene um den Beamten gruppirte, einige Schritte zurückwich, behutsam die Thüre erreichte und verschwand, ohne daß Jemand seine Abwesenheit wahrnahm.

Während der Soldat in der tiefsten Verzweiflung Herrn von Gernande anschaute und ängstlich seiner Antwort entgegen harrte, sprach Adrienne zu dem Richter:

„Aber, mein Gott! mein Herr, was sagte Ihnen denn die Superiorin, als Sie in dem Kloster erschienen, in Beziehung auf die zwei Mädchen?"

„Die Superiorin weigerte sich, eine Erklärung zu geben, mein Fräulein. „„Sie behaupten,"" sagte sie zu mir, „„die zwei jungen Personen, von denen Sie sprechen, werden wider ihren Willen hier zurückgehalten; ... da das Gesetz Ihnen diesmal das Recht gibt, in dieses Haus zu dringen, so durchsuchen Sie es."" „„Aber, Madame,"" sprach ich zu der Superiorin, „„wollen Sie mir gefälligst auf eine bestimmte Weise antworten; versichern Sie, Sie seien der Einsperrung der zwei jungen Mädchen, welche ich zurückfordere, gänzlich fremd?"" „„Ich habe Ihnen in dieser Beziehung nichts zu sagen. Sie erklären sich für bevollmächtigt, Nachforschungen vorzunehmen, nehmen Sie dieselben vor."" Da ich keine andere Erläuterung erhalten konnte," fügte der Beamte bei, „so durchlief ich das Kloster in allen Richtungen, ich ließ mir alle Zimmer öffnen; ... aber leider habe ich keine Spur von diesen Mädchen gefunden."

„Man wird sie an einen andern Ort geschickt haben," rief Dagobert, „und wer weiß? ... vielleicht

sehr krank. ... Man tödtet sie, mein Gott! man tödtet sie!" rief er in herzzerreißendem Tone.

„Was ist nach einer solchen Weigerung zu thun, wozu soll man sich entschließen? Ach! ich bitte, erklären Sie sich, mein Herr, Sie unser Rath, unsere Providenz..." sprach Adrienne, indem sie sich umdrehte, um zu Rodin zu sprechen, den sie hinter sich glaubte.

Als sie aber bemerkte, daß der Jesuit plötzlich verschwunden war, sagte sie unruhig zu der Mayeur:

„Herr Rodin, wo ist er denn?"

„Ich weiß es nicht, mein Fräulein," erwiederte die Mayeux um sich schauend; „er ist nicht mehr da."

„Das ist sonderbar," sprach Adrienne, „so rasch verschwunden!"

„Ich sagte Ihnen, er wäre ein Verräther," rief Dagobert und stampfte wüthend mit dem Fuße auf den Boden; „sie sind alle miteinander einverstanden."

„Nein, nein!" entgegnete Fräulein von Cardoville, „glauben Sie das nicht; aber die Abwesenheit von Herrn Rodin ist darum nicht minder zu bedauern, denn durch die Stellung, die er bei Herrn d'Aigrigny einnimmt, hätte er in diesem schwierigen Verhältnisse nützliche Auskunft ertheilen können."

„Ich gestehe, mein Fräulein, daß ich hierauf rechnete," sagte Herr von Gernande, „und ich bin ebenso wohl hieher zurückgekommen, um Ihnen den Erfolg meiner Nachforschungen mitzutheilen, als um diesen rechtschaffenen Mann, der so muthig gefährliche Machinationen enthüllt hat, zu bitten, uns durch seinen Rath in dieser Sache Licht zu verschaffen."

Seltsamer Weise war Dagobert seit einigen Augenblicken tief in Gedanken versunken und schenkte den für ihn so wichtigen Worten des Richters keine Aufmerksamkeit mehr. Er bemerkte sogar den Abgang von Herrn von Gernande nicht, der sich entfernte, nachdem er Adrienne versprochen hatte, er werde nichts versäu-

men, um zu Ergründung der Wahrheit hinsichtlich des Verschwindens der Waisen zu gelangen.

Unruhig über dieses Stillschweigen, näherte sich Adrienne, welche sogleich das Haus verlassen und Dagobert sie zu begleiten auffordern wollte, nach einem mit der Mayeux ausgetauschten Blicke dem Soldaten, als man außerhalb des Zimmers hastige Schritte vernahm und eine männliche, hellklingende Stimme ungeduldig ausrufen hörte:

„Wo ist er? wo ist er?"

Bei diesem Tone schien Dagobert plötzlich zu erwachen, er machte einen Sprung, stieß einen Schrei aus und stürzte nach der Thüre.

Sie öffnete sich.

Der Marschall Simon erschien auf der Schwelle.

Zwölftes Kapitel.

Pierre Simon.

Der Marschall Pierre Simon, Herzog von Ligny, war von hoher Gestalt und trug einen einfachen blauen Ueberrock bis zum letzten Knopfloche geschlossen, woran ein Stück rothes Band sichtbar war. Man konnte kein Gesicht von rechtschaffenerem, ritterlicherem Charakter sehen, als das des Marschalls. Er hatte eine breite Stirne, eine Adlernase und ein fest gezeichnetes Kinn. Seine Haut war von der Sonne Indiens verbrannt. Seine sehr glatt geschnittenen Haare fingen an den Schläfen an grau zu werden, aber seine Augenbraunen waren noch so schwarz, wie sein breit herabfallender Schnurrbart. Sein freier, kühner Gang, seine entschiedenen Bewegungen zeugten von militärischem Ungestüm. Ein Mann des Volkes, ein Mann des Krieges und des Aufschwungs, rief er durch die warme Herz-

lichkeit seiner Sprache das Wohlwollen und die Sympathie hervor. Eben so unerschütterlich, als erleuchtet, eben so edelmüthig, als aufrichtig, machte er sich besonders durch einen plebejischen, männlichen Stolz bemerkbar. Wie Andere stolz sind auf eine hohe Geburt, so war er stolz auf seinen dunkeln Ursprung, weil er geadelt wurde durch den großartigen Charakter seines Vaters, den man, einen strengen Republikaner, einen verständigen und fleißigen Handwerksmann, seit vierzig Jahren als die Ehre, das Beispiel und die Verherrlichung der Arbeiter betrachtete.

Pierre Simon, indem er mit Dankbarkeit den aristokratischen Titel annahm, womit ihn der Kaiser auszeichnete, handelte wie die zartfühlenden Menschen, welche, wenn sie von einer liebevollen Freundschaft eine durchaus unnütze Gabe empfangen, dieselbe mit Dankbarkeit aus Rücksicht für die Hand annehmen, die ihnen dieselbe bietet.

Die religiöse Verehrung, welche Pierre Simon für den Kaiser hegte, war nie blind gewesen; wie seine Ergebenheit, seine glühende Liebe für sein Idol instinktartig und gleichsam fatalistisch war, so war seine Bewunderung ernst und vernünftig. Weit entfernt, den Säbelschleppern zu gleichen, welche die Schlacht nur der Schlacht wegen lieben, bewunderte der Marschall Simon seinen Helden nicht nur als den größten Feldherrn der Welt, sondern er bewunderte ihn hauptsächlich, weil er wußte, daß der Kaiser den Krieg nur in der Hoffnung gemacht oder angenommen hatte, eines Tags der Welt den Frieden zu geben, denn wenn der durch den Ruhm und die Kraft errungene Frieden groß, fruchtbar und mächtig ist, so ist dagegen der durch die Schwäche und die Feigheit bewilligte Frieden unfruchtbar, unheilbringend und entehrend.

Der Sohn eines Handwerksmannes, bewunderte Pierre Simon den Kaiser auch noch, weil dieser kaiserliche Emporkömmling stets auf eine edle Weise die

Volksader rollen gemacht hatte, und weil er, sich des Volkes erinnernd, aus dem er hervorgegangen war, dieses brüderlich an dem Genusse alles Gepränges der Aristokratie und des Königthums hatte Antheil nehmen lassen.

. . . .

Als der Marschall Simon in das Zimmer trat, waren seine Züge verstört; bei dem Anblick von Dagobert erleuchtete ein Blitz der Freude sein Antlitz. Er stürzte auf den Soldaten zu, streckte seine Arme gegen ihn aus und rief:

„Mein Freund! mein alter Freund!"

Dagobert erwiederte mit stummem Entzücken den liebevollen Druck des Marschalls. Dann machte dieser sich aus der Umarmung los, heftete seine feuchten Augen auf ihn, und sagte mit einer vor Aufregung zitternden Stimme:

„Nun, Du bist noch zum 13. Februar recht gekommen?"

„Ja, mein General... aber Alles ist auf vier Monate verschoben."

„Und... meine Frau? mein Kind?"

Bei dieser Frage bebte Dogobert, er senkte das Haupt und blieb stumm.

„Sie sind also nicht hier?" fragte Pierre Simon, mehr verwundert, als unruhig. „Man hat mir in Deinem Hause gesagt: weder meine Frau, noch mein Kind wären daselbst; aber ich würde Dich hier finden. Ich lief hierher... sie sind also nicht hier?"

„Mein General..." sprach Dagobert furchtbar erbleichend, „mein General..."

Er trocknete sich die kalten Schweißtropfen ab, welche auf seiner Stirne perlten; aber er konnte kein Wort mehr hervorbringen, denn seine Stimme blieb in der ausgetrockneten Kehle stecken.

„Du machst mir bange!" rief Pierre Simon erbleichend, wie sein Soldat, und faßte diesen beim Arme.

In diesem Augenblick schritt Adrienne, Trauer und Rührung in dem Gesichte, vor. Sie sah die grausame Verlegenheit von Dagobert, wollte ihm zu Hülfe kommen und sprach mit weicher, bewegter Stimme zu Pierre Simon:

„Mein Herr Marschall... ich bin Fräulein von Cardoville... eine Verwandtin Ihrer lieben Kinder...“

Pierre Simon wandte sich rasch um und war eben so betroffen über die blendende Schönheit von Adrienne, als über die Worte, die sie gesprochen hatte... Er stammelte in seiner Verwunderung:

„Sie, mein Fräulein... eine Verwandtin... meiner Kinder...“

Und er legte einen besonderen Nachdruck auf die letzten Worte und schaute dabei Dagobert erstaunt an.

„Ja, mein Herr Marschall... Ihrer Kinder,“ sagte Adrienne rasch, „und die Liebe für diese reizenden Zwillingsschwestern...“

„Zwillingsschwestern!“ rief Pierre Simon, Fräulein von Cardoville mit einem Ausdruck unbeschreiblicher Freude unterbrechend, „zwei Töchter statt einer. Oh! wie glücklich muß ihre Mutter sein!...“

Dann fügte er, sich an Adrienne wendend, bei:

„Ich bitte um Vergebung, mein Fräulein, daß ich so unhöflich bin und Ihnen so schlecht für das danke, was Sie mir mittheilen... Aber Sie begreifen, ich habe meine Frau siebzehn Jahre nicht gesehen... ich komme hierher... und statt zwei Wesen meiner Liebe zu treffen, finde ich drei. Ich bitte, mein Fräulein, ich wünschte, die ganze Dankbarkeit kennen zu lernen, die ich Ihnen schuldig bin. Sie sind unsere Verwandtin; ohne Zweifel befinde ich mich in Ihrem Hause... Meine Frau und meine Kinder sind hier, nicht wahr? Befürchten Sie, meine plötzliche Erscheinung könnte ihnen schaden? Ich werde warten... Aber, mein Fräulein, ich bin überzeugt, Sie sind eben so gut, als sie schön sind... haben Sie

Mitleid mit meiner Ungeduld. Bereiten Sie geschwind alle Drei auf meine Ankunft vor."

Immer mehr bewegt, vermied Dagobert die Blicke des Marschalls und zitterte, wie vom Winde geschütteltes Laub.

Adrienne schlug die Augen nieder, ohne zu antworten. Ihr Herz brach bei dem Gedanken, dem Marschall Simon einen so furchtbaren Schlag beizubringen.

Dieser erstaunte bald über das Stillschweigen, schaute abwechselnd Adrienne und den Soldaten mit einer Anfangs unruhigen und dann bestürzten Miene an und rief:

„Dagobert... Du verbirgst mir etwas..."

„Mein General..." antwortete er stammelnd, „ich versichere Sie... ich... ich..."

„Mein Fräulein!" rief Pierre Simon, „haben Sie Mitleid, ich beschwöre Sie. Sprechen Sie offenherzig, meine Angst ist schrecklich. Meine ersten Befürchtungen kehren wieder... Was ist denn vorgefallen?... Meine Töchter, meine Frau, sind sie in Gefahr? Oh! sprechen Sie, sprechen Sie!"

„Ihre Töchter, mein Herr Marschall," sprach Adrienne, „sind in Folge ihrer langen Reise etwas leidend gewesen, aber es liegt nichts Beunruhigendes in ihrem Zustand."

„Mein Gott!... es ist also meine Frau... meine Frau ist also in Gefahr!"

„Muth, mein Herr," antwortete Fräulein von Cardoville traurig. „Ach, Sie müssen Trost in der Zärtlichkeit der zwei Engel suchen, die Ihnen bleiben."

„Mein General," sprach Dagobert mit ernster Stimme, „ich bin aus Sibirien gekommen... allein... mit Ihren zwei Töchtern."

„Und ihre Mutter! ihre Mutter!" rief Piere Simon mit herzzerreissendem Tone.

„Am Tage nach ihrem Tode habe ich mich mit den

zwei Waisen auf den Marsch begeben," erwiederte der Soldat.

„Todt!..." rief Pierre Simon niegergeschmettert, „todt!..."

Ein düsteres Schweigen antwortete ihm.

Bei diesem unerwarteten Schlage wankte der Marschall und fiel, sein Gesicht in seinen Händen verbergend, auf einen Stuhl nieder, an dessen Lehne er sich hatte halten wollen.

Einige Minuten lang hörte man nur halberſticktes Schluchzen, denn Pierre Simon betete nicht nur seine Gattin aus allen den Gründen an, die wir am Anfange dieser Geschichte genannt haben, sondern in Folge eines der seltsamen Vergleiche, die der lange und grausam geprüfte Mann gleichsam mit dem Geschicke abschließt, glaubte sich der Marschall, ein Fatalist, wie alle zärtliche Herzen, berechtigt, nach so vielen Jahren des Leidens auf Glück rechnen zu dürfen, und hatte keinen Augenblick gezweifelt, er würde seine Frau und sein Kind als doppelten Trost wiederfinden, den ihm das Schicksal nach so vielen Querzügen schuldig wäre.

Im Widerspruch mit gewissen Leuten, welche die Gewohnheit des Unglücks weniger anspruchsvoll macht, hatte Pierre Simon auf ein Glück gehofft, welches eben so vollständig sein sollte, als dies sein Unglück gewesen war... Seine Frau und sein Kind waren die unerläßlichen, einzigen Bedingungen der von ihm erwarteten Glückseligkeit. Würde seine Frau seine Töchter überlebt haben, so hätte sie dieselben nicht mehr für ihn ersetzt, als diese in seinen Augen ihre Mutter ersetzten. Schwäche oder Habgier des Herzens, es war nun einmal so. Wir verweilen bei dem seltsamen Umstande, weil die Folgen dieses beharrlichen und schmerzlichen Kummers einen großen Einfluß auf die Zukunft des Marschall Simon ausübten.

Adrienne und Dagobert ehrten den niederbeugenden Schmerz dieses unglücklichen Mannes. Nachdem er

seinen Thränen freien Lauf gelassen hatte, richtete er sein männliches, nun marmorbleiches Haupt hoch empor, fuhr mit der Hand über seine gerötheten Augen, stand auf und sagte zu Adrienne:

„Verzeihen Sie, mein Fräulein... ich konnte meine erste Bewegung nicht beherrschen. Erlauben Sie, daß ich mich entferne. Ich habe grausame Fragen an den würdigen Mann zu richten, der meine Frau bis zu ihrem letzten Augenblick nicht verließ. Wollen Sie die Güte haben, mich zu meinen Kindern, zu meinen armen Waisen führen zu lassen?..."

Und die Stimme des Marschalls bebte abermals.

„Mein Herr Marschall," sprach Fräulein von Cardoville, „so eben noch erwarteten wir Ihre lieben Kinder hier... leider wurde unsere Hoffnung getäuscht...

Pierre Simon schaute Adrienne Anfangs an, ohne ihr zu antworten, und als ob er sie nicht verstanden, nicht gehört, nicht begriffen hätte.

„Aber, beruhigen Sie sich," fuhr das Fräulein fort, „Sie dürfen noch nicht verzweifeln..."

„Verzweifeln?" wiederholte maschinenmäßig der Marschall und schaute abwechselnd Fräulein von Cardoville und Dagobert an. „Verzweifeln! mein Gott, worüber?"

„Ihre Kinder zu sehen, mein Herr Marschall," sagte Adrienne. „Ihre, des Vaters, Gegenwart wird die Nachforschungen wirksamer machen."

„Die Nachforschungen!..." rief Pierre Simon. „Meine Töchter sind also nicht hier?"

„Nein, mein Herr," antwortete Adrienne. „Man hat sie der Liebe des vortrefflichen Mannes, der sie tief aus Rußland hieher brachte, entrissen und in ein Kloster gebracht."

„Unglücklicher!" rief Pierre Simon und schritt drohend und furchtbar auf Dagobert zu; „Du bist mir für Alles verantwortlich."

„Ah, mein Herr, klagen Sie ihn nicht an!“ rief Fräulein von Cardoville.

„Mein General,“ sagte Dagobert, mit kurzem, aber schmerzlich ergebenem Tone, „ich verdiene Ihren Zorn ... es ist mein Fehler. Genöthigt, mich von Paris zu entfernen, übergab ich die Kinder meiner Frau; ihr Beichtvater verdrehte ihr den Kopf und überredete sie, Ihre Töchter wären besser in einem Kloster, als bei uns. Sie glaubte ihm und ließ sie dahin bringen. Jetzt sagt man in dem Kloster, man wisse nicht, wo sie seien. Das ist die Wahrheit. Machen Sie mit mir, was Sie wollen. Ich habe nur zu schweigen und zu dulden.“

„Aber das ist schändlich!“ rief Pierre Simon und bezeichnete Dagobert mit einer Geberde verzweifelter Entrüstung. „Mein Gott, wem soll ich noch vertrauen, wenn dieser mich getäuscht hat!“

„Ah, mein Herr Marschall, klagen Sie ihn nicht an,“ rief Fräulein von Cardoville, „glauben Sie ihm nicht. Er hat sein Leben, seine Ehre eingesetzt, um diese Kinder dem Kloster zu entreißen... und er ist nicht allein bei diesem Versuche gescheitert. Noch so eben ist ein Richter, trotz seines Charakters, trotz seines Ansehens, nicht glücklicher gewesen; sein festes Auftreten gegen die Superiorin, seine strengen Nachsuchungen im Kloster waren vergeblich. Bis jetzt ist man nicht im Stande gewesen, die unglücklichen Kinder wieder zu finden.“

„Aber dieses Kloster,“ rief, das Gesicht bleich und vor Schmerz und Zorn verstört, der Marschall Simon, sich hoch aufrichtend, „das Kloster, wo ist es denn? Diese Leute wissen also nicht, was ein Vater ist, dem man seine Kinder raubt!“

In dem Augenblick, wo der Marschall Simon, gegen Dagobert gewendet, diese Worte sprach, erschien Rodin, Rose und Blanche an der Hand führend, an der offen gebliebenen Thüre. Als er den Ausruf des

Marschalls hörte, bebte er vor Erstaunen. Ein Blitz teuflischer Freude erleuchtete sein finsteres Antlitz, denn er hoffte nicht, Pierre Simon zu so gelegener Zeit zu finden.

Fräulein von Cardoville bemerkte zuerst die Gegenwart von Rodin und rief, auf ihn zulaufend: „Ah, ich täuschte mich nicht. Unsere Providenz, immer . . . immer . . . .“

„Meine armen Kleinen,“ sagte Rodin ganz leise zu den jungen Mädchen und deutete dabei auf Pierre Simon, „das ist Euer Vater!“

„Mein Herr,“ rief Adrienne, „Ihre Kinder, hier sind sie!“

Als sich nun Pierre Simon ungestüm umwandte, warfen sich seine zwei Töchter in seine Arme. Es entstand ein tiefes Stillschweigen und man hörte nur von Küssen und Ausrufungen der Freude unterbrochenes Schluchzen.

„Aber kommen Sie doch herbei und genießen Sie wenigstens das Gute, das Sie gethan haben,“ sprach Fräulein von Cardoville, ihre Thränen trocknend und zu Rodin zurückkehrend, der in der Oeffnung der Thüre geblieben war, an die er sich stützte, und diese Scene mit tiefer Rührung zu betrachten schien.

Bei dem Anblick von Rodin, welcher die Kinder zurückbrachte, war Dagobert Anfangs so erstaunt, daß er sich nicht von der Stelle bewegen konnte. Als er aber die Worte von Adrienne hörte, überließ er sich einem Ausbruch gleichsam wahnsinniger Dankbarkeit, warf sich vor dem Jesuiten auf die Kniee, faltete seine Hände, als wollte er beten, und rief mit erschütterter Stimme:

„Dadurch, daß Sie die Kinder zurückbrachten, haben Sie mich gerettet.“

„Ah, mein Herr, Gott segne Sie,“ sprach die Mayeux, dem allgemeinen Zuge folgend.

„Meine lieben Freunde, das ist zu viel,“ sagte

Rodin, als hätte so viel Aufregung seine Kräfte überstiegen. „Es ist in der That zu viel für mich, entschuldigen Sie mich bei dem Marschall und sagen Sie ihm, ich sei durch den Anblick seines Glückes hinreichend belohnt."

„Mein Herr, ich bitte," sprach Adrienne, „der Marschall muß Sie kennen lernen, muß Sie wenigstens sehen."

„Oh! bleiben Sie.... Sie, der Sie uns Alle retten," rief Dagobert und suchte Rodin ebenfalls zurückzuhalten.

„Die Providenz, mein liebes Fräulein kümmert sich nicht mehr um das Gute, das sie gethan hat, sondern nur um das Gute, das ihr zu thun übrig bleibt..." sprach Rodin mit einem Ausdrucke voll Feinheit und Gutmüthigkeit.... „Muß ich nicht zu dieser Stunde an den Prinzen Dschalma denken? Meine Aufgabe ist noch nicht vollbracht, und die Augenblicke sind kostbar."

„Lassen Sie mich," fügte er, sich sachte von der Hand Dagoberts befreiend, bei, „lassen Sie mich. Der Tag ist so gut gewesen, als ich dies hoffte: der Abbé d'Aigrigny ist entlarvt, Sie sind frei, mein liebes Fräulein; Sie haben Ihr Kreuz wieder gefunden, mein braver Soldat; die Mayeux ist einer Beschützerin sicher und der Herr Marschall umarmt seine Kinder. Bei allen diesen Freuden bin ich auch ein klein wenig... mein Antheil ist schön... mein Herz ist zufrieden... Auf Wiedersehen, meine Freunde, auf Wiedersehen!"

So sprechend, begrüßte Rodin liebevoll Adrienne, Dagobert und die Mayeux mit der Hand und verschwand, nachdem er mit einem entzückten Blicke auf den Marschall Simon gedeutet hatte, der, auf einem Stuhle sitzend und seine Töchter mit Küssen und Thränen bedeckend, diese fest umschlossen hielt und Allem, was um ihn her vorging, fremd blieb.

. . . .

Eine Stunde nach dieser Scene hatten Fräulein

von Cardoville und die Mayeux, der Marschall Simon, seine zwei Töchter und Dagobert das Haus des Doctor Baleinier verlassen.

. . . .

Ehe wir diese Episode endigen, zwei Worte Moral in Beziehung auf Irrenhäuser und Klöster *).

Wir haben es bereits gesagt und wiederholen es, die Gesetzgebung hinsichtlich der Beaufsichtigung der Irrenhäuser erscheint uns ungenügend.

In der neuesten Zeit vor die Gerichte gebrachte Thatsachen, andere Thatsachen, welche uns anvertraut worden sind, scheinen uns diese Unzulänglichkeit zu beweisen.

Allerdings ist den Behörden jeder Spielraum bewilligt, um die Irrenhäuser zu visitiren; dieses Visitiren ist ihnen sogar anempfohlen; aber wir wissen aus sicherer Quelle, daß die zahlreichen und beständigen Geschäfte der Behörden, deren Personal in keinem Verhältniß zu den Arbeiten steht, mit denen sie belastet sind, diese Besuche so selten machen, daß sie dadurch gleichsam illusorisch werden.

Es käme uns daher nützlich vor, wenn man wenigstens halbmonatliche Inspectionen gründen würde, welche besonders für die Irrenhäuser bestimmt sein und aus einem Arzte und einem Richter bestehen müßten, damit die Reclamationen einer contradictorischen Prüfung unterworfen werden könnten.

Ohne Zweifel verfehlt sich die Justiz nie gegen ihre Schuldigkeit, wenn sie hinreichend unterrichtet wird; aber wie viele Förmlichkeiten, wie viele Schwierigkeiten, damit man dies zu Wege bringt, und besonders, wenn der Unglückliche, der ihre Hülfe anzuflehen hat, sich in einem Zustande der Verdächtigung, der

---

*) Den deutschen Leser dürfte diese Moral nicht unmittelbar ansprechen, aber wir wagen es nicht, eine Zeile von Sue wegzulassen. D. Ueb.

Vereinzelung, gezwungener Einsperrung befindet, und auswärts keinen Freund hat, der seine Vertheidigung übernehmen und in seinem Namen bei der Behörde reclamiren würde.

Ist es also nicht Sache der Civilgewalt, diesen Reclamationen durch eine periodische, kräftig organisirte, Beaufsichtigung entgegenzukommen?

Und das, was wir von den Irrenhäusern sagen, ist vielleicht noch gebieterischer auf die Frauenklöster, auf die Seminare und auf die von den Congregationen bewohnten Häuser anzuwenden.

Ebenfalls sehr neue und sehr unbestreitbare Vorkommenheiten, von denen ganz Frankreich wiederhallte, haben leider dargethan, daß Gewaltthat, Abschließung, barbarische Behandlung, Entführung von Minderjährigen, widerrechtliche Einsperrung, verbunden mit Martern, wenn nicht häufig vorfallende, doch mögliche Erscheinungen in Klöstern sind.

Es bedurfte sonderbarer Zufälle, frecher, cynischer Rohheiten, um diese abscheulichen Handlungen zur Kenntniß des Publikums zu bringen. Wie viele andere Opfer waren und sind vielleicht noch in diesen großen schweigsamen Häusern begraben, in die kein profaner Blick dringt, und welche durch die Freiheiten und Privilegien der Geistlichkeit der Beaufsichtigung der bürgerlichen Gewalt entgehen!

Ist es nicht beklagenswerth, daß diese Aufenthaltsorte nicht ebenfalls einer periodischen Inspection unterworfen sind, etwa bestehend in einem Geistlichen, einem Richter oder einem Abgeordneten der Municipalbehörde?

Wenn nur Erlaubtes, Menschenfreundliches, Wohlthätiges in diesen Anstalten vorgeht, welche ganz den Charakter und folglich auch die ganze Verantwortlichkeit öffentlicher Anstalten haben, warum die Empörung, warum die grimmige Entrüstung der Priester-Partei,

wenn es sich darum handelt, das zu berühren, was sie ihre Freiheit nennt?

Es gibt etwas, was über den in Rom berathenen und verkündigten Constitutionen steht: das ist das französische Gesetz, das Gesetz, welches Allen gemein ist, Allen Schutz bewilligt, dagegen aber auch von Allen Achtung und Gehorsam fordert.

Dreizehntes Kapitel.

Der Indianer in Paris.

Seit drei Tagen hatte Fräulein von Cardoville die Heilanstalt des Doctor Baleinier verlassen.

Die nachfolgende Scene ereignete sich in einem kleinen Hause der Rue Blanche, wohin man Dschalma im Auftrage eines unbekannten Beschützers gebracht hatte.

Man denke sich einen hübschen runden Salon, austapezirt mit indischem Stoffe von perlgrauem Grunde mit purpurrothen Dessins, worauf einzelne goldene Fäden sichtbar sind. Der Plafond verschwindet gegen seine Mitte unter ähnlichen, mittelst einer seidenen Schnur zusammengeknüpften und verbundenen, Draperien. An jedem von den zwei Enden dieser ungleich herabhängenden Schnur hängt in Form von Eicheln eine kleine indische Lampe von Goldfiligran von wundervoller Arbeit.

Durch eine der geistreichen Combinationen, wie man sie in den barbarischen Ländern so häufig findet, dienen diese Lampen auch zum Verbrennen von Parfumerien. Kleine blaue Krystallplatten, mitten in den leeren Raum eingerahmt, der durch die Phantasie der Arabesken frei gelassen wird, und erleuchtet durch ein inneres Licht, brennen in einem so klaren Azur, daß

diese kleinen Lampen gleichsam aus durchsichtigen Saphiren zu bestehen scheinen. Leichte bläuliche Dunstwolken erheben sich beständig aus diesen zwei Lampen und verbreiten ihren balsamischen Duft im Raume.

Das Tageslicht gelangt in diesen Salon (es ist ungefähr zwei Uhr Nachmittags) nur durch ein kleines Treibhaus, das man durch ein Spiegelglas ohne Folie erblickt, welches das Fenster bildet und durch einen im Boden angebrachten Falz gleitend in der Dicke der Mauer verschwinden kann. Ein Vorhang von chinesischem Zeug vermag, wenn er herabgelassen wird, dieses Glas zu verbergen oder zu ersetzen.

Einige Zwergpalmbäume, Musas und andere Gewächse Indiens mit dicken, metallgrünen Blättern dienen, in Form von Bosketten in diesem Treibhause aufgestellt, als Perspektive und gleichsam als Hintergrund für zwei große, buntscheckige Gruppen exotischer Pflanzen, welche durch einen kleinen mit blauen und gelben japanesischen Faienceplatten belegten Weg, der am Fuße des Glases ausmündet, getrennt werden.

Bereits bedeutend geschwächt durch das Netz von Blättern, durch die es dringt, nimmt das Tageslicht eine Nuance von besonderer Weichheit an; indem es sich mit dem azurnen Schimmer der Wohlgeruchlampen und der frischrothen Helle des glühenden Herdes eines hohen Kamines von orientalischem Porphyr verbindet.

In diesem etwas dunkeln Zimmer, welches ganz von süßen Düften geschwängert ist, mit denen sich der aromatische Geruch von persischem Tabak verbindet, kniet ein Mann mit braunem, herabhängendem Haupthaare, in einen langen dunkelgrünen Rock gekleidet, der um die Hüften mittelst eines buntscheckigen Gürtels befestigt ist, auf einem prachtvollen türkischen Teppich und schürte sorgfältig die Gluth in dem goldenen Ofen eines Huka an. Das biegsame und lange Rohr dieser Pfeife läuft, nachdem es seine Knoten, wie eine scharlachrothe Schlange mit silbernen Schuppen, auf dem

Teppich entrollt hat, durch die runden, fein zugespitzten Finger von Dschalma, welcher bequem auf dem Divan ausgestreckt liegt.

Der junge Prinz hat den Kopf entblößt. Seine rabenschwarzen Haare mit den bläulichen Reflexen wogen, auf der Stirne getrennt, sanft um sein Antlitz und um seinen Hals von antiker Schönheit und einer warmen, durchsichtigen Farbe, welche so golden erscheint, wie Bernstein oder Topas. Mit dem Ellenbogen auf ein Kissen gelehnt, stützt er sein Kinn auf die flache rechte Hand. Der weite Aermel seines Gewandes fällt beinahe bis auf den Hinterarm zurück und läßt auf seinem frauenartig runden Arme die geheimnißvollen Zeichen erschauen, welche einst in Indien durch die Nadel des Erdroßlers darauf tätowirt worden sind.

Der Sohn von Khadscha-Sing hält in seiner linken Hand die Bernsteinspitze seiner Pfeife. Sein Gewand von prachtvollem weißem Kaschemir, dessen tausendfarbige Palmenbordure bis zu seinen Knieen heraufgeht, ist an seiner schlanken Taille durch die breiten Falten eines orangefarbigen Shawls befestigt. Die zierliche, reine Rundung von einem der Beine dieses asiatischen Antinous hebt sich, halb entblößt durch einen Umschlag dieses Gewandes, unter einer Art von sehr engen karmoisinrothen und mit Silber gestickten Kamasche, hervor, an die sich unten ein kleiner Pantoffel von weissem Saffian mit rothem Absatze anschmiegt.

Zugleich sanft und männlich, drückte das Antlitz von Dschalma die schwermüthige und cotemplative Ruhe aus, die so gewöhnlich bei den Indianern und Arabern, diesen glücklichen Bevorzugten, bemerkbar ist, welche in Folge einer seltsamen Mischung die nachsinnende Sorglosigkeit des Träumers mit der ungestümen Energie des Mannes der Thätigkeit verbinden, bald zart, nervig, für Eindrücke empfänglich, wie die Frauen, bald entschieden, wild und blutgierig, wie die Banditen, erscheinen.

Diese halbweibliche Vergleichung, auf die Moral der Araber und Indianer angewendet, so lange sie nicht vom Sturme der Schlacht oder der Hitze des Blutbades hingerissen werden, läßt sich auch physisch auf sie anwenden, denn wenn sie, wie die Frauen von reiner Race, zierliche Extremitäten, freie Gelenkbande und eben so feine als geschmeidige Formen besitzen, so verbirgt diese zarte und reizende Hülle stets stählerne Muskeln von ganz männlicher Federkraft und Stärke.

Schwarzen, von einer bläulichen Muschel umschlossenen, Diamanten ähnlich, irren die lang geschnittenen Augen von Dschalma maschinenmäßig am Plafond umher. Von Zeit zu Zeit nähert er seinem Munde die Bernsteinspitze des Huka; dann nach einer langsamen Einathmung öffnet er seine rothen, fest auf dem blendenden Schmelz seiner Zähne hervortretenden, Lippen und stößt eine kleine Schneckenlinie von Rauch aus, der durch das Rosenwasser, durch welches er zieht, ein frisches Aroma bekommen hat.

„Soll ich Tabak in den Huka legen?" sagte der knieende Mann, indem er sich gegen Dschalma wandte und die finstern Züge von Faringhea, dem Erdroßler, zeigte.

Der junge Prinz blieb stumm, sei es, daß er in seiner orientalischen Verachtung gegen gewisse Racen sich nicht herablassen wollte, dem Mestizen zu antworten, sei es, daß er in Träume versunken ihn gar nicht gehört hatte.

Der Erdroßler schwieg, kauerte sich auf den Teppich, kreuzte die Beine, stützte die Ellenbogen auf die Kniee, sein Kinn in seine beiden Hände und erwartete, die Augen beständig auf Dschalma geheftet, die Antwort oder die Befehle des jungen Mannes, dessen Vater man den Vater des Edelmüthigen genannt hatte.

Wie kam es, daß Faringhea, dieser blutige Sec-

tirer von Bohwanie, der Gottheit des Mordes, so niedrige Dienstleistungen übernommen oder gesucht hatte?

Wie hatte sich dieser Mensch von ungewöhnlichem Bestreben des Geistes, dieser Mensch, durch dessen leidenschaftliche Beredtsamkeit, durch dessen wilde Energie so viele Seïden für das gute Werk angeworben wurden, in eine so untergeordnete Stellung gefügt?

Wie kam es, daß dieser Mensch, welcher, die Verblendung des jungen Prinzen über seine Person benützend, Bohwanie eine so schöne Beute bieten konnte, das Leben des Sohnes von Khadscha-Sing schonte?

Wie konnte er sich dem häufigen Zusammentreffen mit Rodin aussetzen, dem er unter sehr ärgerlichen Vorgängen bekannt war?

Die Folge unserer Erzählung wird diese Fragen beantworten.

Zu dieser Stunde läßt sich nur mittheilen, daß der Erdroßler nach einer langen Besprechung, die er zwei Tage vorher mit Rodin gehabt hatte, diesen mit niedergeschlagenem Auge und in demüthiger Haltung verließ.

Nachdem Dschalma eine Zeit lang sein Stillschweigen fortgesetzt hatte, wandte er sich, während er zugleich mit dem Blicke der bläulichen Rauchwolke folgte, die er in die Luft ausgestoßen hatte, an Faringhea, ohne seine Augen nach ihm umzukehren, und sagte zu ihm in der zugleich hyperbolischen und bestimmten Sprache, die den Orientalen eigenthümlich ist:

„Die Stunde geht vorüber, der Greis mit dem guten Herzen kommt nicht;... aber er wird kommen ... sein Wort ist sein Wort.“

„Sein Wort ist sein Wort, Hoheit,“ wiederholte Faringhea in bestätigendem Tone. „Als er Euch vor drei Tagen in dem Hause aufsuchte, wohin Euch diese Elenden, in ihren schändlichen Plänen, verrätherischer Weise eingeschläfert brachten, wie sie mich selbst, Eu-

ren wachsamen, ergebenen Diener, eingeschläfert hatten, sagte er zu Euch:

„„Der unbekannte Freund, der Sie von dem Schlosse Cardoville holen ließ, schickt mich zu Ihnen, Prinz, haben Sie Vertrauen, folgen Sie mir, eine Ihrer würdige Wohnung wird für Sie bereit gehalten.““

„Er sagte auch noch zu Euch, Hoheit:

„„Haben Sie die Gnade, dieses Haus bis zu meiner Rückkehr nicht zu verlassen, Ihr Interesse heischt es. In drei Tagen werden Sie mich wiedersehen, dann soll Ihnen volle Freiheit vergönnt seyn.““

„Ihr habt eingewilligt, Hoheit, und seit drei Tagen dieses Haus nicht verlassen.“

„Und ich erwarte den Greis mit Ungeduld,“ sprach Dschalma, „denn diese Einsamkeit wird mir drückend... es muß so viele Dinge in Paris zu bewundern geben! Besonders...“

Dschalma vollendete nicht und versank wieder in seine Träumereien.

Nach einigen Augenblicken des Stillschweigens sagte der Sohn von Khadscha-Sing zu Faringhea im Tone eines ungeduldigen und müßigen Sultans:

„Sprich!“

„Wovon soll ich sprechen, Hoheit?“

„Wovon Du willst,“ erwiederte Dschalma mit gleichgültiger Verachtung und heftete seine halbverschleierten Augen an den Plafond, „ein Gedanke verfolgt mich, ich will mich demselben entreißen. Sprich mit mir!“

Faringhea warf einen durchdringenden Blick auf die Züge des jungen Indianers. Er sah sie von einer leichten Röthe gefärbt...

„Hoheit,“ sprach der Mestize, „Euer Gedanke... ich errathe ihn...“

Dschalma schüttelte den Kopf, ohne den Erdroßler anzuschauen. Dieser versetzte:

„Ihr denkt an die Frauen von Paris, Hoheit...“

„Schweig, Sklave!“ rief Dschalma und wandte sich so ungestüm auf dem Sopha um, als ob man das rohe Fleisch einer schmerzhaften Wunde berührt hätte.

Faringhea schwieg.

Nach Verlauf von einigen Augenblicken sprach Dschalma, indem er das Rohr des Huka weit von sich warf und seine Augen unter den Händen verbarg:

„Deine Worte sind noch mehr werth, als dieses Stillschweigen . . . Verflucht seien meine Gedanken, verflucht sei mein Geist, der diese Phantome hervorruft!“

„Warum diese Gedanken fliehen, Hoheit? Ihr zählt neunzehn Jahre, Euer Jünglingsalter ist ganz im Kriege und im Kerker hingegangen, und bis auf diesen Tag seid Ihr so keusch geblieben, wie Gabriel, der junge christliche Priester, unser Reisegefährte.“

Obgleich Faringhea in keiner Beziehung von der achtungsvollen Unterthänigkeit gegen den Prinzen abgegangen war, so fühlte dieser doch, wie eine leichte Ironie den Ton des Mestizen durchdrang, als er das Wort keusch aussprach.

Dschalma erwiederte ihm mit einer Mischung von Stolz und Strenge:

„Ich will bei diesen Civilisirten nicht für einen Barbaren gelten, wie sie uns nennen . . . und rühme mich meiner Keuschheit.“

„Ich verstehe Euch nicht, Hoheit.“

„Ich werde vielleicht eine Frau lieben, die so rein ist, wie meine Mutter war, als sie meinen Vater heirathete ... und um die Reinheit einer Frau zu fordern, muß man hier so keusch sein, wie sie.“

Bei dieser Enormität konnte Faringhea sich eines spöttischen Lächelns nicht enthalten.

„Warum lachst Du, Sklave?“ rief der junge Prinz gebieterisch.

„Bei den Civilisirten, wie Ihr sie nennt, Hoheit, würde der Mensch, der sich in der ganzen

Blüthe seiner Unschuld verheirathete, durch die Lächerlichkeit auf den Tod verwundet."

„Du lügst, Sklave; er würde nur lächerlich erscheinen, wenn er ein Mädchen heirathete, das nicht so rein wäre, wie er."

„Dann, Hoheit, würde er statt verwundet...durch die Lächerlichkeit getödtet werden, denn man würde ihn doppelt unbarmherzig verspotten."

„Du lügst, Sklave, Du lügst ... oder wenn Du die Wahrheit sprichst, wer hat Dich unterrichtet?"

„Ich habe Pariser Frauen auf Isle de France und in Pondichery gesehen; dann habe ich auch Vieles während unserer Ueberfahrt kennen gelernt. Ich plauderte mit einem jungen Offizier, während Ihr Euch mit dem jungen Priester unterhieltet."

„So verlangen also die Civilisirten, wie die Sultane unserer Hareme, von den Frauen eine Unschuld, die sie nicht mehr haben?"

„Sie verlangen dies um so mehr, je weniger sie es haben, Hoheit."

„Das fordern, was man nicht zu bewilligen vermag, heißt wie der Herr gegen den Sklaven handeln, und mit welchem Rechte geschieht dies?

„Mit dem Rechte, das sich der nimmt, welcher das Recht macht ... das ist wie bei uns, Hoheit."

„Und die Frauen? was thun sie?"

„Sie verhindern die Verlobten, zu lächerlich in den Augen der Welt zu sein, wenn sie sich verheirathen."

„Und eine Frau, welche betrügt... man tödtet sie hier?" sprach Dschalma, indem er sich ungestüm aufrichtete und auf Faringhea einen wilden, von düsterem Feuer entbrannten, Blick richtete.

„Man tödtet sie, Hoheit, gerade wie bei uns: ertappte Frau, todte Frau."

„Despoten wie wir, warum schließen die Civili-

sirten Ihre Frauen nicht wie wir ein, um sie zu einer Treue zu zwingen, die sie nicht bewahren?"

„Weil sie civilisirt sind, wie Barbaren ... und Barbaren, wie Civilisirte, Hoheit."

„Das ist sehr traurig, wenn Du die Wahrheit sprichst," versetzte Dschalma mit nachdenklicher Miene. Dann fügte er mit einer gewissen Begeisterung und sich der etwas mystischen und blumenreichen Sprache bedienend bei, die bei den Söhnen seines Vaterlandes einheimisch ist:

„Ja, was Du mir sagst, betrübt mich, Sklave, denn zwei Tropfen Thau des Himmels sind, wenn sie sich in dem Kelche einer Blume verschmelzen, zwei in einer reinen und jungfräulichen Liebe verschmolzene Herzen, und zwei Feuerstrahlen, die sich in einer unauslöschlichen Flamme verbinden, sind brennende und ewige Wonnen vermählter Liebenden."

Während Dschalma von den schamhaften Genüssen der Seele mit einem unaussprechlichen Zauber sprach, indeß er ein minder ideales Glück schilderte, funkelten seine Augen, wie Sterne; er bebte leicht, seine Nase dehnte sich aus, das bleiche Gold seiner Gesichtsfarbe wurde roth und der junge Prinz versank in eine tiefe Träumerei.

Faringhea entging diese letzte Bewegung nicht und er versetzte:

„Und wenn Ihr, wie der stolze, glänzende Königsvogel *), der Sultan unserer Wälder der einsamen, vereinzelten Liebe viele und wechselreiche Vergnügungen vorzöget; wenn Ihr, schön, jung und reich, wie Ihr seid, Hoheit, diese verführerischen Pariserinnen aufsuchtet, Ihr wißt... die wollüstigen Phantome Eurer Nächte, die reizenden Plagegeister Euerer Träume, wenn Ihr Blicke auf sie werfen würdet, kühn, wie eine

*) Eine Varietät vom Paradiesvogel, sehr verliebter Natur.

Herausforderung, flehend, wie ein Gebet, oder brennend, wie ein Verlangen, glaubt Ihr, es würden sich nicht viele halbverschleierte Blicke an dem Feuer Eurer Augen entflammen? Dann wären es nicht mehr die eintönigen Genüsse einer einzigen Liebe... dieser drükkenden Fessel unseres Lebens, nein es wären die tausend Wonnen des Harems, aber des Harems, bevölkert von freien und stolzen Frauen, welche die glückliche Liebe zu Eureren Sklavinnen machen würde; bis jetzt rein und zurückgehalten, kann es für Euch kein Uebermaß geben; glaubt mir, glühend, herrlich, würdet Ihr, der Sohn unseres Landes, die Liebe, der Stolz, die Anbetung dieser Frauen, und diese Frauen, die verführerischsten der ganzen Welt... würden bald nur für Euch schmachtende und leidenschaftliche Blicke haben."

Dschalma hatte Faringhea mit gierigem Stillschweigen zugehört.

Der Ausdruck der Gesichtszüge des jungen Indianers hatte sich völlig verändert, es war nicht mehr der schwermüthige, träumerische Jüngling, der das heilige Andenken an seine Mutter anrief und nur im Thau des Himmels, in dem Kelche der Blumen Bilder fand, welche rein genug waren, um die Keuschheit, die Liebe, die er träumte, zu schildern; es war auch nicht mehr der junge Mensch, der in einer schamhaften Gluth bei dem Gedanken an die erlaubten Genüsse einer gesetzlichen Verbindung erröthete. Nein, nein, die Anreizungen von Faringhea hatten plötzlich den Ausbruch eines unterirdischen Feuers bewirkt; das entflammte Antlitz von Dschalma, seine abwechselnd funkelnden und verschleierten Augen, der männliche und sonore Athemzug seiner Brust kündigten den Brand seines Blutes und das Kochen seiner Leidenschaften an, welche sich um so energischer entfesselten, je mehr sie bis dahin zusammengehalten worden waren.

Geschmeidig, kräftig und leicht, wie ein junger

Tiger sprang Dschalma plötzlich vom Divan auf, packte Faringhea bei der Gurgel und rief:

„Deine Worte sind brennendes Gift."

„Hoheit," entgegnete Faringhea, ohne den geringsten Widerstand zu leisten, „Euer Sklave ist Euer Sklave."

Diese Unterwürfigkeit entwaffnete den Prinzen.

„Mein Leben gehört Euch," fuhr der Mestize fort.

„Ich gehöre Dir, Sklave!" rief Dschalma, ihn zurückstoßend. „So eben hing ich an Deinen Lippen... und verschlang Deine gefährlichen Lügen!..."

„Lügen, Hoheit? ... Erscheint nur vor diesen Frauen... ihre Blicke werden meine Worte bestätigen."

„Diese Frauen würden mich lieben, mich, der ich nur im Krieg und in den Wäldern gelebt habe."

„Bei dem Gedanken, daß Ihr, noch so jung, bereits eine blutige Jagd auf Menschen und Tiger gemacht habt, werden Sie Euch anbeten, Hoheit."

„Du lügst..."

„Ich sage Euch, wenn sie Euere Hand sehen, die so zart, wie die ihrigen, sich schon so oft in fremdes Blut getaucht hat, so werden sie dieselbe küssen wollen, sie werden sie küssen wollen, wenn sie denken, daß Ihr in unsern Wäldern, den Karabiner in der Faust, den Dolch zwischen den Zähnen, gelächelt habt bei dem Brüllen des Löwen, bei dem Geschrei des Panthers, den Ihr erwartetet."

„Aber ich bin ein Wilder, ein Barbar..."

„Gerade darum werden sie zu Eueren Füßen liegen; sie werden sich zugleich erschrocken und entzückt fühlen bei dem Gedanken an alle Gewaltthaten, an alle Wuthscenen, an alle Ausbrüche von Eifersucht, Leidenschaft und Liebe, denen sich ein Mann von Euerem Blute, von Euerer Jugend, von Euerem Feuer überlassen muß. Heute sanft und zärtlich, morgen düster und wild, an einem andern Tage glühend und leidenschaftlich... so werdet Ihr sein... so muß man sein,

um sie hinzureißen. — Ja, ja, ein Schrei der Wuth entfahre zwischen zwei Küssen, ein Dolch blitze zwischen zwei Liebkosungen, sie stürzen gebrochen, zitternd vor Vergnügen, Liebe und Angst nieder... und Ihr werdet für sie nicht mehr ein Mensch, sondern ein Gott sein."

„Du glaubst?" rief Dschalma, unwillkürlich durch die wilde Beredsamkeit des Erdroßlers fortgerissen.

„Ihr wißt... Ihr fühlt, daß ich wahr spreche," rief dieser und streckte die Arme nach dem jungen Indianer aus.

„Nun wohl, ja!" erwiederte Dschalma und stürzte, die Augen glühend, gleichsam mit unbändigen Sprüngen im Salon auf und ab. „Ich weiß nicht, ob ich bei Vernunft oder ob ich trunken bin, aber es scheint mir, Du sprichst wahr;... ja ich fühle es, man wird mich mit Wuth, mit Wahnsinn lieben, weil ich mit Wuth, mit Wahnsinn lieben werde... wenn ich hieran denke, bebe ich vor Glück und Furcht. Sklave, Du sprichst wahr... Es wird etwas Berauschendes, Schreckliches sein... diese Liebe."

Diese Worte sprechend, war Dschalma herrlich in stürmischer Sinnlichkeit; es war etwas Schönes, Seltenes dieser junge Mann, ganz rein zu einem Alter gelangt, wo sich in ihrer allmächtigen Energie die Liebesinstinkte entwickeln müssen, welche Gott in den Menschen gelegt hat, Instinkte, die, unterdrückt, verfälscht oder verkehrt, die Vernunft in Verwirrung bringen oder in zügellose Ueberströmungen, in furchtbare Verbrechen ausarten können, aber einer großen und edeln Leidenschaft zugelenkt, gerade in ihrer Heftigkeit den Menschen durch die Hingebung und die Zärtlichkeit bis zu den Gränzen des Ideals erheben müssen.

„Oh! diese Frau... diese Frau... vor der ich zittern werde, und die vor mir zittern wird... wo ist sie?" rief Dschalma in verdoppelter Trunkenheit. „Werde ich sie finden."

„Eine, das ist viel, Hoheit," versetzte Faringhea

mit seiner sardonischen Kälte; „wer eine Frau sucht, findet sie selten in diesem Lande; wer Frauen sucht, ist in der Wahl verlegen.“

. . . .

In dem Augenblick, wo der Mestize Dschalma diese freche Antwort gab, konnte man an der kleinen Gartenthüre, welche sich gegen eine verlassene Straße öffnete, zunächst bei diesem Hause einen Wagen von außerordentlicher Eleganz mit azurblauem Kasten und weißem Gestelle sehen; dieser Wagen war herrlich bespannt mit zwei Vollblutgoldbraunen mit schwarzen Mähnen; die Wappenschilder an den Geschirren waren von Silber, wie die Knöpfe an der Livrée der Bedienten, die Livrée hellblau mit weißem Kragen; an dem mit weißen Borten eingefaßten Kutschersitze und eben so an den Feldern der Kutschschläge sah man rautenförmige Wappen ohne Helmschmuck und Krone, wie dies bei unverheiratheten jungen Damen Gebrauch ist.

Zwei weibliche Wesen saßen in diesem Wagen, Fräulein von Cardoville und Florine.

Vierzehntes Kapitel.

Das Erwachen.

Um die Erscheinung von Fräulein von Cardoville an der Thüre des Gartens bei dem von Dschalma bewohnten Hause zu erklären, müssen wir einen Rückblick auf die Ereignisse werfen.

Als Fräulein von Cardoville das Haus des Doctor Baleinier verließ, richtete sie sich in ihrem Hotel in der Rue d'Anjou ein. Während der letzten Monate ihres Aufenthalts bei ihrer Tante hatte Adrienne insgeheim diese schöne Wohnung, die an Luxus und Ele-

ganz noch durch Hinzufügung der Wunder des Pavillons bei dem Hotel Saint-Dizier gewann, völlig wieder herstellen und meubliren lassen.

Die Welt fand es sehr auffallend, daß ein junges Fräulein von dem Alter und der Lage von Adrienne den Entschluß faßte, völlig allein und frei zu leben und ihr Haus gerade so zu halten, wie ein volljähriger Junggeselle, eine ganz junge Wittwe oder ein von der väterlichen Gewalt freigesprochener Minderjähriger.

Die Welt gab sich den Anschein, als wüßte sie nicht, daß Fräulein von Cardoville das besaß, was nicht alle volljährige und zweimal volljährige Männer besitzen: einen festen Charakter, einen erhabenen Geist, ein edles Herz, einen sehr geraden und sehr richtigen Sinn.

Von der Ueberzeugung ausgehend, daß sie für die subalterne Leitung und für die innere Ueberwachung ihres Hauses treue Personen bedürfe, schrieb Adrienne an den Verwalter des Gutes Cardoville und an seine Frau, alte Diener der Familie, und beauftragte sie, sogleich nach Paris zu kommen. Herr Dupont sollte den Dienst eines Intendanten und Madame Dupont den einer Beschließerin versehen. Ein alter Freund des Vaters von Fräulein von Cardoville, der Graf von Montbron, ein äußerst geistreicher Greis, ein Mann, der früher sehr in der Mode gewesen war, aber beständig ein genauer Kenner aller Arten von Eleganzen, gab Adrienne den Rath, als Prinzessin zu Werke zu gehen und einen Stallmeister zu nehmen. Er empfahl ihr zu dieser Function einen Mann von sehr guter Erziehung und von mehr als reifem Alter, der, ein großer Liebhaber von Pferden, nachdem er sich in England, in Newmarket, in Derby und bei Tatersalle*) zu Grunde gerichtet hatte, wie dies so oft bei Gentle-

*) Ein Kaufmann in London, berühmt durch seinen ausgedehnten Handel mit Pferden, Meuten u. s. w.

men dieses Landes geschieht, in die Lage versetzt worden war, Diligencen vierspännig vom Bocke zu führen, wobei er einen ehrlichen Lebensunterhalt und ein Mittel, seine Liebhaberei für die Pferde zu befriedigen, gewann. Dies war Herr von Bonneville, der dankbar in die Dienste von Adrienne trat, sie zu Pferde begleiten konnte und ihre Gespanne in glänzender Ordnung erhielt.

Fräulein von Cardoville nahm ihre früheren Frauen, Hebe, Georgette und Florine wieder an.

Die letztere war Anfangs in den Dienst der Prinzessin von Saint-Dizier getreten, um zum Nutzen der Superiorin des Sainte-Marie Klosters ihre Ueberwachungs-Rolle fortzusetzen; aber in Folge der neuen Richtung, welche Rodin der Rennepont-Angelegenheit gab, wurde beschlossen, daß Florine, wenn es sich machen ließe, wieder ihren Dienst bei Fräulein von Cardoville nehmen sollte. Diese Vertrauensstelle, welche das unglückliche Geschöpf in den Stand setzte, den Leuten, die ihr Schicksal in den Händen hielten, wichtige, finstere Dienste zu leisten, zwang Florine zu einem schändlichen Verrath.

Zum Unglücke begünstigte Alles diese Machinationen.

Bekanntlich hatte Florine bei einem Zusammentreffen mit der Mayeux wenige Tage, nachdem Fräulein von Cardoville bei dem Doctor Baleinier eingeschlossen worden war, sich einer Regung von Reue fügend, der Arbeiterin im Interesse von Adrienne sehr nützliche Rathschläge gegeben, indem sie Agricol sagen ließ, er solle Frau von Saint-Dizier die Papiere, die er im Verstecke des Pavillon fand, nicht übergeben, sondern dieselben nur Fräulein von Cardoville selbst anvertrauen. Später von diesem Umstande durch die Mayeux unterrichtet, fühlte Adrienne das Vertrauen und die Theilnahme für Florine in ihrem Innern sich verdoppeln, nahm dieselbe dankbar in ihren Dienst und beauftragte sie beinahe in demselben Augen-

blicke mit einer völlig vertraulichen Sendung, d. h. mit der Ueberwachung der Anordnungen in dem für Dschalma gemietheten Hause.

Den Bitten von Fräulein von Cardoville nachgebend, willigte die Mayeux, da sie sah, daß sie der Frau von Dagobert, worüber wir später sprechen werden, nicht mehr nützlich sein konnte, ein, in dem Hotel der Rue d'Anjou bei Adrienne zu wohnen, welche mit dem sie charakterisirenden Scharfsinn des Herzens der jungen Arbeiterin, die ihr zugleich als Secretär diente, das Departement der Unterstützungen und Almosen übergab.

Anfangs war es der Gedanke von Fräulein von Cardoville gewesen, die Mayeux einfach unter dem Titel einer Freundin bei sich zu behalten. Sie wollte so in ihr die Rechtschaffenheit in der Arbeit, die Resignation im Schmerz und den Verstand in der Armuth ehren und verherrlichen. Da aber Adrienne die natürliche Würde des Mädchens kannte, so fürchtete sie mit Recht, daß die Mayeux, trotz der zarten Behutsamkeit, mit der man ihr diese ganze schwesterliche Gastfreundschaft darstellen würde, doch darin nur ein verkleidetes Almosen sehen könnte, und sie zog es daher vor, sie zwar stets als Freundin zu behandeln, ihr aber dabei ein vertrautes Geschäft zu übertragen. Auf diese Art sollte die gerechte Empfindlichkeit der Arbeiterin geschont werden, welche ihren Lebensunterhalt verdienen würde, indem sie Dienste zu leisten hätte, welche ihre so bewunderungswürdig wohlthätigen Instinkte befriedigen müßten.

Die Mayeux konnte wirklich mehr, als irgend Jemand, die heilige Sendung übernehmen, welche ihr Adrienne anvertraute. Ihre grausame Erfahrung im Unglück, die Güte ihres engelischen Gemüths, die Erhabenheit ihres Geistes, ihre seltsame Thätigkeit, ihr durchdringender Verstand in Beziehung auf die schmerzlichen Geheimnisse des Mißgeschicks, ihre vollkommene

Kenntniß der armen und arbeitsamen Classen bürgten hinreichend dafür, mit welchem Takt, mit welchem Verständniß das vortreffliche Geschöpf die edelmüthigen Absichten von Fräulein von Cardoville unterstützen würde.

. . . .

Sprechen wir jetzt von den verschiedenen Ereignissen, welche an diesem Tage der Erscheinung von Fräulein von Cardoville an der Gartenthüre bei dem Hause der Rue Blanche vorhergingen.

Gegen zehn Uhr Morgens ließen die hermetisch verschlossenen Läden an dem Schlafgemache von Fräulein von Cardoville keinen Strahl des Tages in dieses Zimmer dringen, welches nur durch den Schein einer sphärischen Lampe von orientalischem Alabaster erleuchtet war, die an drei langen silbernen Ketten am Plafond hing.

Dieses in einem Dome sich endigende Zimmer hatte die Form eines Zeltes mit acht Seiten; von dem Gewölbe bis zum Boden war es mit weißer Seide ausgeschlagen, die man mit weit gefaltenen Draperien von weißer Mousseline bedeckt hatte, welche an den Wänden durch Kordeln gehalten wurden, die in bestimmten Entfernungen von einander an breiten elfenbeinernen Pateren *) befestigt waren.

Zwei Thüren von Elfenbein, das auf eine wunderbare Weise mit Perlmutter incrustirt war, führten die eine in den Badesaal, die andere in das Toilettezimmer, eine Art von kleinem Tempel, dem Cultus der Schönheit geweiht und ganz so eingerichtet, wie in dem Pavillon des Hotel Saint-Dizier.

Zwei andere Seiten nahmen völlig unter Draperien verborgene Fenster ein. Dem Bette gegenüber sah man, herrliche Feuerböcke von ciselirtem Silber umrahmend, einen Kamin von pendelischem Marmor,

---

*) Eine Art von Rosette in der Form antiker Opferschaalen.

wahrhaft crystallisirtem Schnee, aus welchem der Bildhauer zwei reizende Karyatiden und ein Fries gearbeitet hatte, welcher Vögel und Blumen darstellte. Ueber diesem Fries, und durchbrochen mit unendlicher Zartheit aus dem Marmor gegraben, erblickte man eine Art von ovalem Körbchen von den anmuthigsten Umrissen, das die Tafel des Kamins ersetzte und mit einer Masse rosenrother Kamelien geschmückt war; ihre Blätter von glänzendem Grün, ihre Blumen von einer leicht carmoisinrothen Nuance waren die einzigen Farben, welche die harmonische Weiße dieses jungfräulichen Wohnortes unterbrachen. — Halb von den Wellen von weißer Mousseline umgeben, welche von dem Gewölbe wie leichte Wolken herabfielen, gewahrte man das sehr niedrige Bett, welches mit seinen reich von Bildnerhand ausgearbeiteten Füßen auf dem Teppich von Hermelin ruhte, der den Boden zierte. Außer einem ebenfalls aus Elfenbein bestehenden, vortrefflich gearbeiteten und mit Perlmutter eingelegten, Fußgesimse war dieses Bett überall mit wattirtem und sorgfältig abgenähtem, weißem Atlas ausgeschlagen.

Die mit Valenciennes besetzten Betttücher von Battist hatten sich etwas verschoben und entblößten die Ecke einer mit weißem Taffet überzogenen Matratze und einen Theil einer leichten Decke von Moire, denn es herrschte beständig in diesem Zimmer eine gleichmäßige laue Temperatur, wie an einem schönen Frühlingstage.

In Folge eines seltsamen Gedankens, welcher aus demselben Gefühle hervorging, das Adrienne veranlaßt hatte, auf ein Meisterwerk der Goldschmiedkunst statt des Namens seines Verkäufers den seines Verfertigers setzen zu lassen, beauftragte Adrienne mit der Verfertigung aller dieser, mit verschwenderischer Pracht gearbeiteten, Gegenstände Künstler und Handwerksleute, welche unter den gescheitesten, arbeitsamsten und ehrlichsten ausgesucht wurden, denen sie die Rohstoffe dazu liefern ließ. Auf diese Weise konnte man

dem Preise ihres Arbeitslohnes das beifügen, was auf ihre Arbeit speculirend die Zwischenhändler gewonnen hätten. Diese beträchtliche Vermehrung des Lohnes hatte einigermaßen Glück und Wohlstand in hundert dürftigen Familien verbreitet, welche, die Freigebigkeit von Adrienne segnend, dieser, wie sie sagte, das Recht gaben, ihren Luxus wie eine billige und gute Handlung zu genießen.

Man konnte nichts Frischeres, nichts Reizenderes sehen, als das Innere dieses Schlafgemachs.

Fräulein von Cardoville war so eben erwacht. Sie ruhte inmitten dieser Wellen von Mousseline, von Spitzen, von Battist und weißer Seide, in einer Lage voll Weichheit und Anmuth. Nie bedeckte sie in der Nacht ihre bewunderungswürdigen goldenen Haare (ein sicheres Verfahren, um sie lange Zeit in ihrem Glanze zu erhalten, wie die Griechen sagten). Am Abend ordneten ihre Frauen die langen Locken ihres seidenen Haares in mehrere platte Flechten, aus denen sie zwei breite, dicke Bänder bildeten, welche weit genug herabliefen, um ihr kleines Ohr beinahe gänzlich zu bedecken, von dem man nur das rosige Läppchen sah, und sich in einem dicken, hinter dem Kopfe zusammen gerollten, Neste verbanden. Dieser dem griechischen Alterthum entlehnte Kopfputz stand reizend zu den so reinen, so zarten Zügen von Fräulein von Cardoville und schien sie dergestalt zu verjüngen, daß man ihr statt ihrer neunzehn Jahre kaum fünfzehn gegeben hätte; zusammengefaßt und ihre Schläfe eng umschließend verloren ihre Haare die klare, glänzende Tinte und wären beinahe braun erschienen ohne die lebhaften goldenen Reflexen, welche an verschiedenen Stellen über die Wellenformen der Flechten hinliefen.

In die geistige Morgendämmerung versunken, welche weichen Träumereien so günstig ist, stützte sich Adrienne auf ihren Hauptpfühl, den Kopf ein wenig vorgebogen, was den idealen Umriß ihres Halses und ihrer

entblößten Schultern noch mehr in seinem vollen Werthe hervortreten ließ. Ihre lächelnden, feuchten, frischrothen Lippen waren, wie ihre Wangen, so kalt, als hätte sie dieselben kurz zuvor in eisigem Wasser gebadet. Ihre weißen Augenlieder verschleierten halb ihre großen braunen Augen, welche bald schmachtend in den leeren Raum schauten, bald mit Wohlgefallen auf den rosenfarbigen Blumen und den grünen Blättern der Kamellien in dem Körbchen ruhten.

Wer vermöchte die unaussprechliche Heiterkeit des Erwachens von Adrienne zu schildern . . . des Erwachens einer so schönen und so keuschen Seele in einem so schönen und so keuschen Körper, des Erwachens eines Herzens, so rein wie der frische, balsamische Jugendhauch, der sanft diesen jungfräulichen Busen hob... jungfräulich und weiß, wie der makellose Schnee.

Welcher Glaube! welches Dogma! welche Formel! welches religiöse Symbol! o väterlicher, göttlicher Schöpfer! wird je einen anbetungswürdigeren Begriff von Deiner unaussprechlichen Macht geben, als eine Jungfrau, welche in der ganzen Blüthe der Schönheit, in dem ganzen Zauber der Schamhaftigkeit, womit Du sie begabt hast, erwachend, in ihrer träumerischen Unschuld das Geheimniß des himmlischen Instinktes der Liebe sucht, den Du in sie gelegt hast, wie in alle Deine Geschöpfe, o Du, der Du nur die ewige Liebe, die unermeßliche Güte bist!

Die verwirrten Gedanken, welche Adrienne seit ihrem Erwachen mild zu erregen schienen, ergriffen dieselbe immer mehr. Ihr Haupt neigte sich auf ihre Brust, ihr schöner Arm fiel auf ihr Lager zurück, ihre Züge nahmen, ohne sich in eine Trauerwolke zu hüllen, einen Ausdruck rührender Schwermuth an.

Ihr innigstes Verlangen war erfüllt: sie sollte unabhängig und allein leben. Aber diese liebevolle, zarte, ausdehnbare, wunderbar vollkommene Natur fühlte, daß Gott sie nicht mit all' diesen seltenen Schä-

tzen überhäuft hatte, damit sie dieselben in einer kalten, selbstsüchtigen Einsamkeit vergrabe. Sie fühlte Alles, was die Liebe Großes, Schönes, sowohl ihr selbst als demjenigen einzuflößen vermochte, welcher sich ihrer würdig zu zeigen wußte.

Auf ihren Muth, auf den Adel ihres Charakters bauend, stolz auf das Beispiel, das sie anderen Frauen geben wollte, überzeugt, daß Aller Augen neidisch auf sie geheftet sein würden, fühlte sie sich ihrer gleichsam nur zu sicher. Weit entfernt, eine schlechte Wahl zu befürchten, fürchtete sie vielmehr, nicht zu finden, unter welchen sie wählen sollte, so sehr war ihr Geschmack geläutert. Würde sie auch ihr Ideal gefunden haben, so hatte sie doch eine zugleich so seltsame und dennoch so gerechte, so außerordentliche und dennoch vernünftige Ansicht über die Unabhängigkeit und die Würde, welche die Frau dem Manne gegenüber ihrer Meinung nach behaupten mußte, daß sie sich, unerbittlich entschlossen, nicht im Geringsten in dieser Beziehung nachzugeben, fragte, ob der Mann ihrer Wahl die bis dahin unerhörten Bedingungen, die sie ihm vorzuschreiben gedachte, annehmen würde.

Indem sie in ihr Gedächtniß die möglichen Freier zurückrief, die sie bis dahin in der Welt gesehen hatte, erinnerte sie sich zugleich des leider sehr wahren, von Rodin mit einer kaustischen Begeisterung in Beziehung auf Heirathscandidaten entworfenen, Gemäldes. Sie erinnerte sich auch, nicht ohne einen gewissen Stolz, der Ermuthigungen, die ihr dieser Mann gegeben hatte, wobei er ihr nicht schmeichelte, sondern sie nur aufforderte, die Erfüllung eines wahrhaft großen, edelmüthigen und schönen Planes zu verfolgen.

Der Lauf oder die Laune der Gedanken von Adrienne führte sie bald auf Dschalma.

Während sich Adrienne dazu beglückwünschte, daß es ihr vergönnt war, gegen diesen Verwandten von königlichem Blute die Pflichten einer königlichen Gast-

freundschaft zu üben, war sie weit entfernt, aus dem Prinzen den Helden ihrer Zukunft zu machen.

Vor Allem sagte sie sich nicht ohne Grund: dieses halb wilde Kind mit den, wenn nicht unbezähmbaren, doch wenigstens noch unbezähmten Leidenschaften, müßte, plötzlich in eine raffinirte Civilisation versetzt, unvermeidlich zu heftigen Prüfungen, zu ungestümen Umstaltungen bestimmt sein. Fräulein von Cardoville aber hatte in ihrem Charakter nichts Männliches, nichts Herrschsüchtiges und traute sich nicht, diesen jungen Wilden zu civilisiren. Trotz der Theilnahme oder vielmehr wegen der Theilnahme, die sie für den jungen Indianer hegte, war sie fest entschlossen, sich nicht vor zwei bis drei Monaten ihm bekannt werden zu lassen, fest entschlossen überdies, ihn nicht zu empfangen, wenn Dschalma durch einen Zufall erführe, sie wäre seine Verwandtin. Sie wünschte also, wenn nicht ihn zu prüfen, doch wenigstens ihm die Freiheit seiner Handlungen, seines Willens zu lassen, damit er das erste Feuer seiner guten oder schlechten Leidenschaften abwerfen könnte. Da sie ihn indessen nicht ohne Vertheidigungsmittel allen Gefahren des Pariser Lebens preisgeben wollte, so bat sie im Vertrauen den Grafen von Montbron, den Prinzen Dschalma in die beste Gesellschaft von Paris einzuführen und ihn mit den Rathschlägen seiner langjährigen Erfahrung zu unterstützen.

Herr von Montbron gewährte die Bitte von Fräulein von Cardoville mit dem größten Vergnügen; er machte sich, wie er sagte, ein Vergnügen daraus, seinen jungen königlichen Tiger in die Salons zu schleudern und ihn mit der Blüthe der eleganten Damen und der schönen Herren von Paris in Kampf zu setzen, wobei er sich erbot, Alles, was man wollte, für seinen wilden Mündel zu wetten und zu halten.

„Was mich betrifft," sprach Fräulein von Cardoville zu Herrn von Montbron mit ihrer gewöhnlichen

Offenherzigkeit, „mein Entschluß ist unerschütterlich. Sie haben mir selbst die Wirkung genannt, welche in der Welt die Erscheinung des Prinzen Dschalma, eines Indianers von neunzehn Jahren, von überraschender Schönheit, stolz und wild, wie ein junger, aus einem Walde kommender Löwe, hervorbringen wird; das ist außerordentlich, das ist neu," fügten Sie bei; „die civilisirenden Coquetterien werden ihn mit einer Anhänglichkeit verfolgen, über die ich für ihn erschrecke. Im Ernste gesprochen, mein lieber Graf, es kann mir nicht zusagen, zu scheinen, als wollte ich mit so vielen schönen Damen wetteifern, die sich unerschrocken den Klauen Ihres jungen Tigers aussetzen werden. Ich interessire mich sehr für ihn, weil er mein Vetter, weil er schön, weil er brav ist, besonders aber weil er nicht auf die abscheuliche europäische Weise gekleidet ist. Dies sind allerdings seltene Eigenschaften, aber sie genügen bis jetzt nicht, eine Aenderung in meinen Ansichten hervorzubringen. Auch hat mir der gute alte Philosoph, mein neuer Freund, in Beziehung auf unsern Indianer einen Rath gegeben, den Sie billigten, Sie, der Sie kein Philosoph sind, mein lieber Graf, den Rath, einige Zeit bei mir zu empfangen, aber zu Niemand zu gehen, was mich einmal vor der Unannehmlichkeit bewahren wird, meinem königlichen Vetter zu begegnen, und sodann mir gestattet, eine strenge Wahl selbst unter meiner gewöhnlichen Gesellschaft zu treffen. Da mein Haus vortrefflich, meine Stellung originell sein wird, da man alle mögliche abscheuliche Geheimnisse argwöhnen und bei mir zu enträthseln suchen wird, so kann es mir nicht an neugierigen Männern und Frauen fehlen, und dies wird mir zu großer Belustigung dienen."

Und als Herr von Montbron Adrienne fragte, ob die Verbannung des armen jungen Tigers lange dauern würde, so antwortete Adrienne:

„Da ich beinahe alle Personen der Gesellschaft

in der Sie ihn einführen, empfange, so wird es mir höchst pikant sein, verschiedene Urtheile über ihn zu hören. Wenn gewisse Männer viel Schönes, gewisse Frauen viel Schlimmes von ihm sagen, so habe ich gute Hoffnung... mit einem Worte, die Meinung, die ich mir von ihm bilde, indem ich das Wahre von dem Falschen ausscheide — trauen Sie in dieser Hinsicht meinem Scharfsinn — wird die Verbannung, wie Sie es nennen, meines königlichen Vetters abkürzen oder verlängern."

Dies waren noch die förmlichen Absichten von Fräulein von Cardoville in Beziehung auf Dschalma an demselben Tage, an welchem sie sich mit Florine in das Haus begeben sollte, das er bewohnte. Sie war fest entschlossen, sich ihm vor einigen Monaten nicht bekannt werden zu lassen.

. . . .

Nachdem Adrienne an diesem Morgen lange über die Wechselfälle nachgedacht hatte, welche die Zukunft den Bedürfnissen ihres Herzens bieten konnte, versank sie in eine neue und tiefe Träumerei.

Dieses reizende Geschöpf, voll Leben, Saft und Jugend, gab einen leichten Seufzer von sich, streckte ihre zwei reizenden Arme über ihrem mit dem Profil dem Hauptpfühl zugewendeten Kopfe aus und blieb einige Augenblicke wie vernichtet... So unbeweglich unter den weißen Geweben, die sie umhüllten, hätte man sie für eine bewunderungswürdige, halb aus einem Schneelager sich hervorhebende, Statue von Marmor halten sollen.

Plötzlich richtete sich Adrienne im Bette auf, fuhr mit der Hand über die Stirne und läutete ihren Frauen.

Bei dem ersten silbernen Klange des Glöckchens öffneten sich die zwei elfenbeinernen Thüren.

Georgette erschien auf der Schwelle des Toilette-zimmers, aus welchem Lutine, die kleine schwarz und

feuerfarbige Hündin mit dem goldenen Halsband freudig kläffend hervorsprang.

Hebe erschien auf der Schwelle des Badezimmers.

Im Hintergrunde dieses von oben erleuchteten Gemaches erblickte man auf einem Teppich von grünem Korduanleder mit goldenen Einsatzrosen eine weite krystallene Badewanne in Form einer verlängerten Muschel. Die drei einzigen Löthungen dieses kühnen Meisterwerks der Glasmacherkunst verschwanden unter der zierlichen Krümmung mehrerer großer silberner Röhren, die aus dem breiten Sockel der Badewanne hervorsprangen, der Kinder und Delphine darstellte, welche mitten unter Zweigen von natürlichen Korallen und azurnen Muscheln spielten. Nichts vermochte eine lachendere Wirkung hervorzubringen, als die Incrustation dieser purpurnen Zweige und dieser ultramarinen Muscheln auf dem matten Grunde der silbernen Ciselüren; der balsamische Dunst, der sich aus dem warmen, durchsichtigen, wohlriechenden Wasser erhob, mit dem die krystallene Wanne gefüllt war, verbreitete sich in dem Badezimmer und drang wie ein leichter Nebel in das Schlafgemach.

Als Adrienne Hebe in ihrer frischen, zierlichen Tracht auf einem ihrer nackten fleischigen Arme einen langen Morgenmantel hereinbringen sah, fragte sie dieselbe:

„Wo ist denn Florine, mein Kind?“

„Mein Fräulein, sie ist vor zwei Stunden hinabgegangen; man hat sie in einer sehr dringenden Angelegenheit rufen lassen.“

„Wer hat sie rufen lassen?“

„Die junge Person, welche dem Fräulein als Secretär dient:... sie ging diesen Morgen sehr frühzeitig aus; so bald sie zurückkehrte, ließ sie Florine rufen, welche seitdem nicht wieder gekommen ist.“

„Diese Abwesenheit bezieht sich ohne Zweifel auf irgend eine wichtige Angelegenheit meines engelischen

Ministers der Almosen und Unterstützungen," sprach Adrienne lächelnd und an die Mayeux denkend.

Dann hieß sie Hebe durch ein Zeichen sich ihrem Bette nähern.

. . . .

Ungefähr zwei Stunden, nachdem sie aufgestanden war, ließ sich Adrienne wie gewöhnlich mit seltener Eleganz kleiden, schickte ihre Frauen weg und verlangte nach der Mayeux, welche sie mit großer Auszeichnung behandelte und stets allein empfing.

Die junge Arbeiterin trat hastig, bewegt, das Gesicht bleich, ein und sagte mit zitternder Stimme:

„Ah, mein Fräulein ... meine Ahnungen waren gegründet, man verräth Sie ...."

„Von welchen Ahnungen sprechen Sie?" fragte Adrienne erstaunt, „und wer verräth mich?"

„Herr Rodin," antwortete die Mayeux.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Zweifel.

Als Fräulein von Cardoville die von der Mayeux gegen Rodin vorgebrachte Anschuldigung hörte, schaute sie das junge Mädchen mit neuem Erstaunen an.

Ehe wir diese Scene weiter verfolgen, bemerken wir, daß die Mayeux ihren alten armseligen Anzug abgelegt und sich mit ebenso viel Einfachheit, als Geschmack schwarz gekleidet hatte. Diese düstere Farbe schien ihre Verzichtleistung auf jede menschliche Eitelkeit, die ewige Trauer ihres Herzens und die strengen Pflichten zu bezeichnen, welche ihr von ihrer Hingebung für jedes Unglück auferlegt wurden. Mit diesem schwarzen Kleide trug die Mayeux einen breiten zurückgeschlagenen Kragen, weiß und zierlich wie ihr Gaze-

häubchen mit grauen Bändern, das zwei Streifen ihrer schönen braunen Haare hervorsehen ließ und ihr bleiches, schwermüthiges Antlitz mit den sanften Augen umrahmte. Durch Handschuhe vor der Kälte geschützt, waren ihre Hände nicht mehr, wie kurz zuvor, violett und gemarmort, sondern von einer beinahe durchsichtigen Weiße.

Die verstörten Züge der Mayeux drückten eine lebhafte Unruhe aus. Im höchsten Maße verwundert, rief Fräulein von Cardoville: „Was sagen Sie?"

„Herr Rodin verräth Sie, mein Fräulein?"

„Er! .... das ist unmöglich! ...."

„Ah, mein Fräulein, meine Ahnungen hatten mich nicht getäuscht."

„Ihre Ahnungen?"

„Als ich das erste Mal Herrn Rodin gegenüber stand, fühlte ich mich unwillkürlich von Angst ergriffen. Mein Herz schnürte sich schmerzhaft zusammen und ich fürchtete .... für Sie .... mein Fräulein ...."

„Für mich?" sagte Adrienne. „Und warum fürchteten Sie nicht für Sie, meine arme Freundin?"

„Ich weiß nicht, mein Fräulein, aber dies war meine erste Regung, und diese Furcht war so unüberwindlich, daß Herr Rodin trotz seines Wohlwollens gegen meine Schwester mich fortwährend mit Schrecken erfüllte."

„Das ist seltsam .... Besser als irgend Jemand begreife ich den beinahe unwiderstehlichen Einfluß von Sympathien und Abneigungen; aber unter diesen Umständen .... Nun ...." sprach Adrienne nach einem Augenblick des Ueberlegens ... „gleichviel; wie, es hat sich heute Ihr Verdacht in Gewißheit verwandelt?"

„Gestern ging ich zu meiner Schwester Cephyse, um ihr die Unterstützung zu bringen, welche mir Herr Rodin im Namen einer wohlthätigen Person für sie gegeben hatte. .... Ich fand Cephyse nicht bei der Freundin, von der sie aufgenommen worden war, und

hat die Portière des Hauses, meiner Schwester zu sagen, ich werde diesen Morgen wieder kommen. ... Dies habe ich auch gethan. Doch verzeihen Sie, mein Fräulein, daß ich alle diese Einzelheiten anführe."

„Sprechen Sie, sprechen Sie, meine Freundin."

„Die junge Person, welche meine Schwester bei sich aufgenommen hat," sprach die arme Mayeur, sehr verlegen die Augen niederschlagend und erröthend, „führt kein ganz geordnetes Leben. ... Ein Mensch, mit dem sie einige Vergnügungspartien machte, Herr Dumoulin, hatte ihr den wahren Namen von Herrn Rodin genannt, der sich in diesem Hause, wo er ein Absteigquartier besitzt, Herr Charlemagne nennen ließ."

„Dies hat er uns bei Herrn Baleinier gesagt; vorgestern kam er wieder auf denselben Gegenstand zu sprechen und erklärte mir die Nothwendigkeit, in der er sich befand, aus gewissen Ursachen diese bescheidene Wohnung in dem entfernten Quartiere zu haben. ... Ich konnte seine Erklärung nur billigen."

„Nun wohl, gestern hat Herr Rodin den Herrn Abbé d'Aigrigny bei sich empfangen."

„Den Herrn Abbé d'Aigrigny!" rief Fräulein von Cardoville.

„Ja, mein Fräulein, er ist zwei Stunden mit Herrn Rodin eingeschlossen geblieben."

„Mein Kind, man wird Sie getäuscht haben."

„Hören Sie, was ich weiß, mein Fräulein: Der Abbé d'Aigrigny kam am Morgen, um Herrn Rodin zu besuchen. Da er ihn nicht fand, ließ er seinen Namen, mit dem Beisatze: in zwei Stunden werde ich wieder kommen, auf ein Papier geschrieben, bei der Portière zurück. Die junge Person, von der ich vorhin sprach, mein Fräulein, hat das Papier gesehen. Da Alles, was Herrn Rodin betrifft, sehr geheimnißvoll zu sein scheint, so hatte sie die Neugierde, auf den Herrn Abbé d'Aigrigny bei der Portière zu warten, um ihn eintreten zu sehen, und er kam in der That

nach zwei Stunden wieder und fand Herrn Rodin zu Hause."

„Nein, nein ...." sprach Adrienne bebend, „das ist ein Irrthum, das ist unmöglich!"

„Ich glaube nicht, mein Fräulein; denn da ich wußte, wie wichtig diese Entdeckung war, so bat ich die junge Person, mir das Porträt des Abbé d'Aigrigny zu entwerfen."

„Nun?"

„„Der Abbé d'Aigrigny,"" sagte sie mir, „„mag vierzig Jahre alt sein. Er ist von hoher, schlanker Gestalt, einfach, aber sorgfältig gekleidet. Seine Augen sind grau, sehr groß und sehr durchdringend. Seine Augbraunen sind dick, seine Haare kastanienbraun; sein Gesicht ist vollkommen glatt rasirt und seine Tournure sehr entschieden.""

„Das ist wahr ..." sprach Adrienne, welche gar nicht an das glauben konnte, was sie hörte; „dieses Signalement ist sehr pünktlich."

„Da ich so viel als möglich einzelne Umstände in Erfahrung bringen wollte," fuhr die Mayeux fort, „so fragte ich die Portière, ob Herr Rodin und der Abbé d'Aigrigny gegen einander aufgebracht geschienen, als sie dieselben habe aus dem Hause gehen sehen; sie verneinte dies; der Abbé habe nur zu Herrn Rodin, als er ihn bei der Hausthüre verließ, gesagt: „„Morgen werde ich Ihnen schreiben .... das ist abgemacht."" "

Mein Gott, ist es denn ein Traum!" rief Adrienne und fuhr mit beiden Händen über ihre Stirne, „ich kann nicht an Ihren Worten zweifeln, meine arme Freundin, und doch ist es Herr Rodin gewesen, der Sie in jenes Haus geschickt hat, um Ihrer Schwester Unterstützung zu bringen. Er hätte sich also auf diese Art der Gefahr ausgesetzt, durch Sie seine geheimen Zusammenkünfte mit dem Abbé d'Aigrigny erforschen

zu lassen! Für einen Verräther wäre dies sehr ungeschickt."

„Es ist wahr, ich habe diesen Gedanken auch gehabt .... und dennoch erschien mir das Zusammentreffen mit diesem Menschen so bedrohlich für Sie, mein Fräulein, daß ich mit großem Schrecken zurückgekehrt bin."

Charaktere von ausserordentlicher Rechtschaffenheit ergeben sich nur schwer darein, an Verräthereien zu glauben; je schändlicher diese sind, desto mehr zweifeln sie daran. Der Charakter von Adrienne gehörte zu dieser Zahl, und obgleich die Erzählung der Mayeux einen lebhaften Eindruck auf sie hervorbrachte, versetzte sie doch:

„Hören Sie, meine Freundin, erschrecken wir nicht mit Unrecht, glauben wir nicht zu schnell an das Böse .... suchen wir Beide uns durch vernünftiges Ueberlegen zu erleuchten ... rufen wir uns die Thatsachen in das Gedächtniß zurück. Herr Rodin hat mir die Thüren des Hauses von Herrn Baleinier geöffnet; er hat in meiner Gegenwart Klage gegen den Abbé d'Aigrigny geführt; er hat durch seine Drohungen die Superiorin des Klosters gezwungen, ihm die Töchter des Marschall Simon zurückzugeben; es ist ihm gelungen, den Aufenthaltsort des Prinzen Dschalma zu entdecken; er hat getreulich meine Absichten in Beziehung auf meinen jungen Anverwandten in das Werk gesetzt; gestern noch ertheilte er mir die nützlichsten Rathschläge .... Alles dies ist gründliche Wahrheit, nicht so?"

„Allerdings, mein Fräulein."

„Herr Rodin mag nun, wenn wir den schlimmsten Fall setzen, einen Hintergedanken haben, er mag auf eine großmüthige Belohnung von unserer Seite hoffen; bis jetzt aber hat er vollkommen uneigennützig gehandelt. ...."

„Das ist abermals wahr, mein Fräulein!" sprach

die arme Mayeur, wie Adrienne genöthigt, die Unwiderlegbarkeit vollendeter Thatsachen anzuerkennen.

„Untersuchen wir jetzt die Möglichkeit eines Verraths. Eine Vereinigung mit dem Abbé d'Aigrigny, um mich zu verrathen? Mich verrathen: wo? wie? worin? was habe ich zu befürchten? Werden nicht vielmehr der Abbé d'Aigrigny und Frau von Saint-Dizier den Gerichten eine ärgerliche Rechenschaft über das Böse ablegen müssen, das sie mir zugefügt haben?"

„Aber, mein Fräulein, wie soll man dann die Zusammenkunft von zwei Menschen erklären, welche so viele Gründe der Abneigung und der Entfernung haben? ... Verbirgt dies nicht einen finstern Plan? und dann, mein Fräulein, habe ich nicht allein diese Ansicht ...."

„Wie so?"

„Als ich diesen Morgen zurückkehrte, war ich so bewegt, daß mich Mademoiselle Florine nach der Ursache meiner Unruhe fragte. Ich weiß, mein Fräulein, wie sehr dieselbe an Ihre Person anhänglich ist."

„Man kann mir nicht wohl ergebener sein. Kürzlich erst haben Sie mir den wichtigen Dienst mitgetheilt, den sie mir während meiner Einsperrung bei Herrn Baleinier leistete."

„Nun wohl, mein Fräulein, diesen Morgen bei meiner Rückkehr hielt ich es für nothwendig, Sie so bald als möglich in Kenntniß setzen zu lassen, und sagte Mademoiselle Florine Alles. Wie ich, oder vielleicht mehr noch, als ich, war sie erschrocken über die Annäherung von Rodin und Herrn d'Aigrigny. Nach kurzem Ueberlegen sprach sie zu mir: „„Es ist, glaube ich, unnöthig, das Fräulein zu wecken; ob es von diesem Verrathe zwei oder drei Stunden früher oder später unterrichtet wird, daran ist wenig gelegen. Während dieser drei Stunden kann ich vielleicht etwas entdecken. Ich habe einen Gedanken, der mir gut zu sein scheint. Entschuldigen Sie mich bei dem Fräulein,

ich komme bald zurück.“" Dann ließ Mademoiselle Florine einen Wagen kommen und fuhr weg.“

„Florine ist ein vortreffliches Mädchen,“ sprach Fräulein von Cardoville lächelnd, denn die Ueberlegung beruhigte sie völlig. „Aber ich glaube, daß bei diesem Umstande ihr Eifer und ihr gutes Herz dieselbe, wie Sie, meine Freundin, verwirrt haben. Wissen Sie, daß wir beide Alberne sind, Sie und ich; denn wir dachten an Eines nicht, was uns sogleich beruhigt haben müßte.“

„Wie so, mein Fräulein?“

„Der Abbé d'Aigrigny fürchtet Herrn Rodin jetzt ungemein. Er wird ihn bis in seinem geheimen Winkel aufgesucht haben, um Vergebung von ihm zu erbitten. Erscheint Ihnen diese Erklärung nicht, wie mir, nicht nur befriedigend, sondern auch als die einzige vernünftige?“

„Vielleicht, mein Fräulein,“ sprach die Mayeur, nachdem sie einen Augenblick nachgedacht hatte, „ja, das ist möglich ...“ Dann aber, nach einem abermaligen Stillschweigen und als hätte sie einer über alle mögliche Betrachtungen erhabenen Ueberzeugung nachgegeben, rief sie: „und dennoch, nein, nein, glauben Sie mir, mein Fräulein, man täuscht Sie, ich fühle es ... aller Anschein ist gegen das, was ich behaupte; aber glauben Sie mir, diese Ahnungen sind zu lebhaft, um nicht wahr zu sein..... Und dann, errathen Sie nicht zu gut die geheimsten Instinkte meines Herzens, daß ich nicht meinerseits die Gefahren errathen sollte, von denen Sie bedroht werden.“

„Was sagen Sie? was habe ich denn errathen?“ versetzte Fräulein von Cordoville, unwillkürlich erregt und betroffen durch den überzeugten, erschütterten Ton der Mayeur, welche mit folgenden Worten fortfuhr:

„Was Sie errathen haben? Ach! alle finstere Empfindlichkeiten eines unglücklichen Geschöpfes, dem das Schicksal ein besonderes Leben bestimmt hat; und

Sie müssen wohl wissen, daß, wenn ich bis jetzt geschwiegen habe, dies nicht aus Unwissenheit dessen geschah, was ich Ihnen verdanke; denn wer hat Ihnen gesagt, mein Fräulein, daß das einzige Mittel, mich zu bewegen, Ihre Wohlthaten ohne zu erröthen anzunehmen, darin bestünde, daß damit Dienstleistungen verbunden wären, welche mich nützlich und hülfreich bei dem Unglück machen würden, das ich so lange Zeit getheilt habe. Wer hat Ihnen gesagt, als Sie mich fortan an Ihrem Tische sitzen lassen wollten, wie Ihre Freundin, mich die Arme, in der Sie die Arbeit, die Resignation und die Rechtschaffenheit verherrlichen wollten, wer hat Ihnen gesagt, als ich Ihnen mit Thränen der Dankbarkeit und des Bedauerns antwortete, es wäre nicht falsche Bescheidenheit, sondern das Bewußtsein meiner lächerlichen Mißstaltung, was mich veranlaßte, Ihren Antrag auszuschlagen, wer hat Ihnen gesagt, daß ich ohne dieses mit Stolz im Namen meiner Schwestern aus dem Volke eingewilligt hätte, denn Sie antworteten mir mit den rührenden Worten: „„Ich begreife Ihre Weigerung, es ist keine falsche Bescheidenheit, die Ihnen dieselbe eingibt, sondern ein Gefühl der Würde, das ich liebe und ehre.““ Wer hat Ihnen ferner gesagt,“ sprach die Mayeux mit wachsender Lebhaftigkeit, „daß ich sehr glücklich wäre, wenn ich einen einsamen Winkel in diesem prächtigen Hause finden würde, dessen Glanz mich blendet? Wer hat Ihnen dies gesagt, da Sie die Güte hatten, eine immer noch zu schöne Wohnung für mich auszusuchen? Wer hat Ihnen gesagt, daß ich ohne die Eleganz der reizenden Geschöpfe Ihrer Umgebung zu beneiden, welche ich liebe, weil dieselben Sie lieben, mich beständig durch eine unwillkürliche Vergleichung verlegen, beschämt vor ihnen fühlen würde? Wer hat Ihnen dies gesagt, da Sie stets daran dachten, sie zu entfernen, wann Sie mich zu sich riefen, mein Fräulein... Wer hat Ihnen endlich alle die peinlichen und

geheimen Empfindlichkeiten einer ausnahmsweisen Lage enthüllt, wie die meinige ist? Wer hat sie Ihnen enthüllt? Gott ohne Zweifel, er, der in seiner unendlichen Größe Fürsorge trägt für die Erschaffung der Welten und sich dabei väterlich mit dem armen im Grase verborgenen Insekte beschäftigt... Und die Dankbarkeit soll nicht ein Herz, das Sie so gut errathen, ebenfalls bis zur Ahnung dessen erheben, was Ihnen schaden kann? Nein, nein, mein Fräulein, die Einen haben den Instinkt ihrer eigenen Erhaltung, glücklicher noch haben Andere den Instinkt der Erhaltung derjenigen, welche sie lieben... Diesen Instinkt hat Gott in mich gepflanzt. Man verräth Sie, sage ich Ihnen,... man verräth Sie!"

Das Auge belebt, die Wangen leicht gefärbt von der Aufregung betonte die Mayeux diese letzten Worte so energisch, begleitete dieselben mit einer so überzeugenden Geberde, daß Fräulein von Cardoville, bereits erschüttert durch die warme Rede des Mädchens, die von ihr ausgesprochenen Befürchtungen zu theilen anfing. Obgleich sie bereits im Stande gewesen war, den erhabenen Verstand, den merkwürdigen Geist dieses Kindes aus dem Volke zu schätzen, so hatte doch Fräulein von Cardoville die Mayeux sich nie mit so viel Beredsamkeit ausdrücken hören, nie mit einer so rührenden Beredsamkeit, die aus dem edelsten Gefühle entsprang. Dieser Umstand vermehrte noch den Eindruck, welcher sich Adrienne's bemächtigte. In dem Augenblicke, wo sie der Mayeux zu antworten im Begriffe war, klopfte man an die Thüre des Salon, wo diese Scene vorfiel, und Florine trat ein.

Als Fräulein von Cardoville die bestürzten Gesichtszüge ihrer Kammerfrau gewahr wurde, sagte sie lebhaft:

„Nun Florine, woher kommst Du? was gibt es Neues, mein Kind?"

„Ich komme vom Hotel Saint-Dizier, mein Fräulein."

„Und warum bist Du dahin gegangen?" fragte Fräulein von Cardoville erstaunt.

„Mademoiselle, (Florine bezeichnete hiebei die Mayeux) vertraute mir diesen Morgen ihren Verdacht, ihre Unruhe; ich theilte ihre Befürchtungen. Der Besuch des Herrn Abbé d'Aigrigny bei Herrn Rodin erschien mir bereits als eine sehr ernste Sache. Ich dachte, wenn Herr Rodin sich seit einigen Tagen in das Hotel Saint-Dizier begeben hätte, so könnte man nicht mehr an seinen Verrath zweifeln."

„In der That," sprach Adrienne, immer mehr beunruhigt, „und dann?"

„Mein gnädiges Fräulein, Sie hatten mich mit der Beaufsichtigung des Auszugs aus dem Pavillon beauftragt; es waren verschiedene Gegenstände darin geblieben; um mir die Wohnung öffnen zu lassen, mußte ich mich an Madame Grivois wenden; ich hatte also einen Vorwand, in das Hotel zurückzukehren.

„Weiter, Florine, weiter?"

„Ich suchte Madame Grivois über Herrn Rodin sprechen zu machen, aber vergebens."

„Sie mißtraute Ihnen, Mademoiselle?" sagte die Mayeux, „das ließ sich erwarten."

„Ich fragte sie," fuhr Florine fort, „ob man Herrn Rodin seit einiger Zeit im Hotel gesehen hätte. Sie antwortete mir ausweichend. Da ich jede Hoffnung verlor, irgend etwas zu erfahren, so verließ ich Madame Grivois und begab mich, damit mein Besuch keinen Verdacht einflößte, nach dem Pavillon. Als ich aus einer Allee hervortrat, wen sah ich einige Schritte von mir sich nach der kleinen Gartenthüre wenden?... Herrn Rodin, der sich ohne Zweifel auf diese Art geheimer entfernen zu können glaubte."

„Mein Fräulein, Sie hören es," rief die Mayeux

mit flehender Miene und die Hände faltend, „weichen Sie der Wahrheit unwiderlegbarer Thatsachen."

„Er!... bei der Prinzessin von Saint-Dizier!" rief Fräulein von Cardoville, deren sonst so sanfter Blick von heftiger Entrüstung erglänzte. Dann fügte sie mit leicht bebender Stimme bei: „Fahre fort, Florine."

„Bei dem Anblick von Rodin," sprach Florine, „blieb ich zuerst stille stehen, dann wich ich zurück, erreichte den Pavillon, ohne gesehen zu werden, und trat schnell in den kleinen Vestibule an der Straße. Seine Fenster gehen nach der Gartenthüre. Ich öffne sie, lasse dabei aber die Läden geschlossen... ich sehe einen Fiacre. Er wartet auf Herrn Rodin, denn einige Augenblicke hernach steigt er in den Wagen und sagt zu dem Kutscher: „Rue Blanche, Nro. 39."

„Zu dem Prinzen!" rief Fräulein von Cardoville.

„Ja, mein Fräulein."

„In der That, Herr Rodin sollte ihn heute besuchen," sprach Adrienne nachdenkend.

„Es unterliegt keinem Zweifel, er verräth Sie, mein Fräulein,... er verräth auch den Prinzen,... der viel leichter, als Sie, sein Opfer werden wird."

„Schändlich! schändlich! schändlich!" rief plötzlich Fräulein von Cardoville sich erhebend, die Züge von schmerzhaftem Grimme zusammengezogen, „ein solcher Verrath! Ah, man möchte an Allem, man möchte an sich selbst zweifeln!"

„Oh! mein Fräulein, das ist schrecklich," sagte die Mayeux bebend.

„Aber warum dann mich retten, mich und die Meinigen? warum den Abbé d'Aigrigny angeben?" versetzte Fräulein von Cardoville. „In der That die Vernunft verwirrt sich... Das ist ein Abgrund... Oh! der Zweifel ist etwas Furchtbares!"

„Während ich zurückkehrte," sprach Florine und

warf dabei einen gerührten und ergebenen Blick auf ihre Gebieterin, „dachte ich an ein Mittel, das dem Fräulein gestatten würde, sich vollkommene Gewißheit in dieser Sache zu verschaffen;... aber man hätte keinen Augenblick zu verlieren."

„Was willst Du damit sagen?" fragte Adrienne und schaute Florine erstaunt an.

„Herr Rodin wird bald mit dem Prinzen allein sein," erwiederte Florine.

„Ohne Zweifel," sagte Adrienne.

„Der Prinz hält sich beständig in dem kleinen Salon auf, der sich nach dem Treibhause öffnet... dort wird er Herrn Rodin empfangen."

„Und dann?" sprach Adrienne.

„Dieses Treibhaus, das ich nach den Befehlen des Fräuleins anordnen ließ, hat nur einen einzigen Ausgang durch eine kleine Thüre, welche nach einer schmalen Gasse geht. Durch diese Thüre geht der Gärtner jeden Morgen hinein, um nicht den Weg durch die Zimmer zu machen ... Sobald sein Dienst vorbei ist, kehrt er den Tag über nicht mehr zurück."

„Was willst Du damit sagen? was ist Dein Plan?" versetzte Adrienne immer mehr erstaunt.

„Die Pflanzengruppen sind so angelegt, daß man meines Erachtens selbst wenn der Vorhang, welcher das Spiegelglas verbergen kann, das den Salon von dem Treibhause trennt, nicht herabgelassen wäre, ohne gesehen zu werden, sich hinreichend nähern könnte, um zu hören, was in dem Zimmer gesprochen wird. Ich bin immer durch die Thüre des Treibhauses in den letzten Tagen eingetreten, um die Anordnung zu beaufsichtigen. Der Gärtner hatte einen Schlüssel, ich hatte einen andern. Glücklicher Weise gab ich ihm denselben bis jetzt noch nicht zurück ... Vor einer Stunde, mein Fräulein, können Sie wissen, woran Sie sich in Beziehung auf Herrn Rodin zu halten haben, denn wenn er den Prinzen verräth, so verräth er Sie ebenfalls."

„Was sagst Du?“ rief Fräulein von Cardoville.

„Das Fräulein fährt sogleich mit mir dahin ... wir gelangen an die Thüre zunächst der Gasse; zu größerer Vorsicht trete ich allein ein, und wenn mir die Gelegenheit günstig erscheint, kehre ich zurück.“

„Spioniren,“ sprach Fräulein von Cardoville, Florine stolz unterbrechend, „Du denkst nicht daran.“

„Um Vergebung, mein Fräulein,“ antwortete das Mädchen und schlug die Augen mit verwirrter, betrübter Miene nieder. „Sie hatten einen Verdacht, dieses Mittel schien mir das einzige, das denselben zu bestätigen oder zu zerstreuen vermöchte.“

„Soll ich mich dazu erniedrigen, eine Unterredung zu belauschen? Nie!“ versetzte Adrienne.

„Mein Fräulein,“ sagte plötzlich die Mayeux, welche seit einiger Zeit in Gedanken versunken war, „erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, Mademoiselle Florine hat Recht. Das Mittel ist peinlich, aber es ist das einzige, das Ihnen vielleicht für immer eine bestimmte Meinung über Herrn Rodin zu verschaffen vermag. Und dann... trotz der Unwiderlegbarkeit der Thatsachen, trotz der beinahe völligen Gewißheit meiner Ahnungen kann der mächtigste Anschein trügerisch sein. Ich habe zuerst Herrn Rodin bei Ihnen angeklagt, nie in meinem Leben würde ich mir vergeben, hätte ich ihn mit Unrecht des Verraths beschuldigt... Allerdings ist es, wie Sie sagen, mein Fräulein, peinlich ... zu spioniren ... eine Unterredung zu belauschen ...“

Dann fügte die Mayeux bei, indem sie eine heftige und schmerzliche Anstrengung gegen sich selbst machte und die Thränen zurückzuhalten suchte, die ihre Augen verschleierten:

„Da es sich vielleicht darum handelt, Sie zu retten, mein Fräulein, denn wenn dies ein Verrath ist, muß die Zukunft furchtbar sein... so werde ich... wenn Sie wollen... an Ihrer Stelle gehen... um...“

„Kein Wort mehr, ich bitte Sie," rief Fräulein von Cardoville die Mayeux unterbrechend; „ich sollte Sie, meine arme Freundin, und zwar in meinem alleinigen Interesse das thun lassen, was mir herabwürdigend erscheint... nie!..."

Dann sich an Florine wendend:

„Gehe und bitte Herrn von Bonneville, sogleich meinen Wagen anspannen zu lassen."

„Sie willigen ein!" rief Florine, die Hände faltend, ohne daß sie ihre Freude zurückzuhalten vermochte, und ihre Augen wurden thränenfeucht.

„Ja, ich willige ein," antwortete Adrienne mit bewegter Stimme; „wenn man einen Krieg, einen erbitterten Krieg mit mir anfangen will, so muß ich mich darauf vorbereiten; und es wäre im Ganzen Albernheit und Schwäche, nicht auf seiner Hut zu sein. Allerdings widerstrebt mir dieser Schritt, allerdings kostet er mich Ueberwindung, aber es ist dies das einzige Mittel, mit dem Verdachte, der eine beständige Plage für mich wäre, zu Ende zu kommen, vielleicht großen Uebeln entgegen zu treten. Sodann kann aus sehr wichtigen Gründen diese Unterredung von Rodin mit dem Prinzen Dschalma für mich doppelt entscheidend sein, was das Vertrauen oder den unerbittlichen Haß betrifft, womit ich in Zukunft für Herrn Rodin erfüllt sein werde. Also geschwinde, Florine, meinen Mantel, meinen Hut und meinen Wagen... Du wirst mich begleiten... Sie, meine Freundin, erwarten Sie mich hier, ich bitte Sie," fügte Adrienne, sich an die Mayeux wendend, bei.

. . . .

Eine halbe Stunde nach diesem Gespräche hielt der Wagen von Adrienne, wie man gesehen hat, an der kleinen Thüre des Gartens der Rue Blanche.

Florine trat in das Treibhaus, kehrte sogleich wieder zurück und sagte zu ihrer Gebieterin:

„Der Vorhang ist herabgelassen, mein Fräulein,

Herr Rodin ist in den Salon eingetreten, in welchem sich der Prinz befindet."

Fräulein von Cardoville wohnte also unsichtbar nachfolgender Scene bei, welche zwischen Rodin und Dschalma vorfiel.

Sechzehntes Kapitel.

Der Brief.

Einige Augenblicke, ehe Fräulein von Cardoville in das Treibhaus kam, wurde Rodin durch Faringhea bei dem Prinzen eingeführt, der, noch unter der Herrschaft der leidenschaftlichen Begeisterung, in welche ihn die Worte des Mestizen versetzt hatten, die Ankunft des Jesuiten nicht zu bemerken schien.

Erstaunt über die Belebtheit der Züge von Dschalma, über sein beinahe irres Aussehen, richtete Rodin ein fragendes Zeichen an Faringhea. Dieser antwortete ebenfalls verstohlen und auf die symbolische Weise, wie folgt: Nachdem er seinen Zeigefinger auf sein Herz und auf seine Stirne gelegt hatte, deutete er auf die Gluth im Kamine. Diese Pantomime bedeutete: der Kopf und das Herz von Dschalma stehen in Flammen.

Rodin verstand ohne Zweifel, denn ein unmerkliches Zeichen der Befriedigung schwebte über seine bleifarbigen Lippen hin; dann sagte er ganz laut zu Faringhea:

„Ich wünsche mit dem Prinzen allein zu sein; lassen Sie den Vorhang herab und wachen Sie darüber, daß wir nicht gestört werden."

Der Mestize verbeugte sich, berührte eine neben dem Spiegelglase ohne Folie angebrachte Feder und

dieses schob sich in die Mauer zurück, während der Vorhang herabfiel. Sich abermals verbeugend, verließ der Mestize den Salon. Kurze Zeit also, nachdem er abgegangen war, gelangten Fräulein von Cardoville und Florine in das Treibhaus, das von dem Zimmer, in welchem sich Dschalma befand, nur durch den durchsichtigen Vorhang von weißer Seide getrennt wurde, worauf große farbige Vögel gestickt waren.

Das Geräusch der Thüre, welche Faringhea bei seinem Abgange schloß, schien den jungen Indianer zu sich selbst zurückzurufen. Seine noch etwas belebten Züge hatten indessen ihren gewöhnlichen Ausdruck von Ruhe und Sanftmuth wieder angenommen. Er schauerte leicht, fuhr mit der Hand über die Stirne, schaute um sich her, als ob er aus einer tiefen Träumerei erwachte, ging dann mit einer zugleich ehrfurchtsvollen und verwirrten Miene auf Rodin zu und sagte zu ihm, indem er sich der herkömmlichen Benennung seiner Landsleute gegen Greise bediente:

„Um Vergebung, mein Vater ...."

Und ebenfalls nach der ehrfurchtsvollen Gewohnheit junger Leute gegen Greise wollte er die Hand von Rodin ergreifen, um sie an seine Lippen zu drücken, eine Huldigung, welche der Jesuit, einen Schritt zurücktretend, anzunehmen sich weigerte.

„Und worüber bitten Sie mich um Vergebung, mein lieber Prinz?" sprach er zu Dschalma.

„Als Sie eintraten, träumte ich; ich bin Ihnen nicht sogleich entgegen gekommen. Noch einmal, um Vergebung, mein Vater."

„Und ich vergebe Ihnen abermals, mein lieber Prinz... Aber plaudern wir, wenn es Ihnen beliebt; nehmen Sie wieder Ihren Platz auf diesem Canapé, und auch Ihre Pfeife wieder, wenn es Ihnen zusagt."

Aber statt der Aufforderung von Rodin zu folgen und sich seiner Gewohnheit gemäß auf dem Sopha

auszustrecken, setzte sich Dschalma in ein Fauteuil, trotz der inständigen Bitten des Greises mit dem guten Herzen, wie er den Jesuiten nannte.

„In der That, Ihre Förmlichkeiten bringen mich in Verzweiflung, mein lieber Prinz," sagte Rodin zu ihm. „Sie sind hier zu Hause, mitten in Indien, oder wir wünschen wenigstens, Sie möchten glauben daselbst zu sein."

„Viele Dinge erinnern mich hier an mein Vaterland," sprach Dschalma mit sanftem, ernstem Tone. „Ihre Güte erinnert mich an meinen Vater und an denjenigen, welcher ihn bei mir ersetzt hat," fügte der Indianer im Gedanken an den Marschall Simon bei, über dessen Ankunft man ihn bisher absichtlich in Unwissenheit gelassen hatte.

Nach kurzem Stillschweigen sprach Dschalma voll Hingebung, indem er Rodin seine Hand reichte:

„Sie sind hier, ich bin glücklich."

„Ich begreife Ihre Freude, mein lieber Prinz, denn ich komme, um Sie aus Ihrem Kerker zu befreien, Ihren Käfig zu öffnen. Ich hatte Sie einzig und allein in Ihrem Interesse gebeten, sich dieser kleinen, freiwilligen Einschließung zu unterziehen."

„Kann ich mich morgen von hier entfernen?"

„Schon heute, mein lieber Prinz."

Der junge Indianer dachte einen Augenblick nach und versetzte:

„Ich habe Freunde, da ich hier in diesem Palaste bin, der nicht mir gehört?"

„In der That... Sie haben Freunde... vortreffliche Freunde..." antwortete Rodin.

Bei diesen Worten schien sich das Antlitz von Dschalma noch mehr zu verschönern. Die edelsten Gefühle traten plötzlich auf diesem beweglichen, reizenden Gesichte hervor; seine großen schwarzen Augen befeuchteten sich leicht; nach einem abermaligen Still-

schweigen stand er auf und sagte mit bewegter Stimme zu Rodin:

„Kommen Sie.“

„Wohin, lieber Prinz?“ fragte der Andere sehr erstaunt.

„Meinen Freunden danken... ich habe drei Tage gewartet... das ist lange.“

„Erlauben Sie, lieber Prinz... erlauben Sie... ich habe Ihnen in dieser Beziehung Vielerlei mitzutheilen. Wollen Sie sich setzen?“

Dschalma setzte sich gehorsam wieder in sein Fauteuil.

Rodin fuhr fort:

„Es ist wahr, Sie haben Freunde, oder vielmehr Sie haben einen Freund; die Freunde sind selten.“

„Aber Sie?“

„Das ist richtig... Sie haben also zwei Freunde, mein lieber Prinz: mich.... den Sie kennen, und einen andern, den Sie nicht kennen.... und der Ihnen unbekannt zu sein wünscht.“

„Warum?“

„Warum?“ erwiederte Rodin einen Augenblick verlegen, „weil das Glück, welches er darin findet, daß er Ihnen Beweise seiner Freundschaft gibt, weil seine Ruhe... von diesem Geheimniß abhängt.“

„Warum sich verbergen, wenn man Gutes thut?“

„Zuweilen, um das Gute zu verbergen, das man thut, mein lieber Prinz.“

„Ich benütze diese Freundschaft; warum sich vor mir verbergen?“

Die wiederholten Warum des jungen Indianers schienen Rodin etwas aus dem Geleise zu bringen, er antwortete jedoch:

„Ich habe Ihnen gesagt, lieber Prinz, Ihr geheimer Freund würde vielleicht seine Ruhe gefährdet sehen, wenn er bekannt wäre.“

„Wenn er bekannt wäre?... als mein Freund?“

„Allerdings, lieber Prinz.“

Die Züge von Dschalma nahmen alsbald einen Ausdruck trauriger Würde an; er hob stolz das Haupt empor und sprach ernst im Tone des Selbstbewußtseins:

„Da dieser Freund sich verbirgt, so geschieht es, weil er über mich erröthen oder weil ich über ihn erröthen muß... ich nehme Gastfreundschaft nur von Leuten an, deren ich würdig bin oder die meiner würdig sind... ich verlasse dieses Haus.“

Nach diesen Worten erhob sich Dschalma so entschlossen, daß Rodin ausrief:

„Aber hören Sie mich doch, mein lieber Prinz. Sie sind, erlauben Sie mir dies Ihnen zu bemerken, von einer unglaublichen Empfindlichkeit. Obgleich wir bemüht waren, Sie an Ihr schönes Vaterland zu erinnern, leben wir doch hier mitten in Europa, mitten in Frankreich, mitten in Paris. Diese Betrachtung muß einigermaßen Ihre Art und Weise, die Dinge anzusehen, verändern; ich beschwöre Sie, hören Sie mich an.“

Trotz seiner völligen Unwissenheit in gewissen gesellschaftlichen Conventionen, hatte Dschalma zu viel gesunden Verstand, zu viel geraden Sinn, um sich nicht in die Vernunft zu fügen, wenn sie ihm... vernünftig schien. Die Worte von Rodin beruhigten ihn. Mit jener offenherzigen Bescheidenheit, womit Naturen voll Kraft und Edelmuth beinahe immer ausgestattet sind, antwortete er sanft:

„Mein Vater, Sie haben Recht, ich bin nicht mehr in meinem Lande. Hier herrschen andere Gewohnheiten... ich will nachdenken.“

Bei all' seiner Schlauheit und Geschmeidigkeit fand sich Rodin zuweilen durch das wilde Wesen und das Unvorhergesehene der Gedanken des jungen Indianers aus der Bahn geworfen.... So sah er ihn zu seinem großen Erstaunen einige Minuten in Nachdenken ver-

sunken, wonach Dschalma mit ruhigem, aber fest überzeugtem Tone sprach:

„Ich habe Ihnen gehorcht, ich habe überlegt, mein Vater.“

„Nun, mein lieber Prinz?“

„In keinem Lande der Welt, unter keinem Vorwande darf ein Mensch von Ehre, welcher Freundschaft für einen andern Menschen von Ehre hegt, diese verbergen.“

„Wenn er sich aber dadurch gefährdet, daß er diese Freundschaft zugesteht...“ sagte Rodin, sehr unruhig über die Wendung, welche das Gespräch nahm.

Dschalma schaute den Jesuiten mit verächtlichem Erstaunen an und antwortete nicht.

„Ich begreife Ihr Stillschweigen, mein lieber Prinz, ein muthiger Mensch soll der Gefahr trotzen; aber wenn die Gefahr Sie bedrohte, falls diese Freundschaft entdeckt würde, wäre dieser Mensch von Ehre nicht entschuldbar, ja sogar lobenswerth, daß er unbekannt bleiben wollte?“

„Ich nehme nichts von einem Freunde an, der mich für fähig hält, ihn aus Feigheit zu verleugnen.“

„Lieber Prinz, hören Sie mich.“

„Leben Sie wohl, mein Vater.“

„Bedenken Sie. ...“

„Ich habe es gesagt,“ sprach Dschalma mit kurzem, beinahe gebietendem Tone und ging nach der Thüre.

„Ei, mein Gott! wenn es sich um eine Frau handelte!“ rief Rodin fortgerissen und auf ihn zu laufend, denn er befürchtete wirklich, Dschalma das Haus verlassen und damit seine Pläne gänzlich umstürzen zu sehen.

Bei den letzten Worten von Rodin blieb der Indianer ungestüm stille stehen.

„Eine Frau?“ sagte er bebend und erröthend, „es handelt sich um eine Frau?“

„Nun wohl, ja! Wenn es sich um eine Frau han-

delte," versetzte Rodin, „würden Sie dann die Zurückhaltung, das Geheimniß begreifen, womit sie die Beweise von Zuneigung, die sie Ihnen zu geben wünscht, zu umhüllen genöthigt ist?"

„Eine Frau?" wiederholte Dschalma mit zitternder Stimme und legte seine Hände mit Andacht zusammen.

Und sein bezauberndes Antlitz drückte eine tiefe, unbeschreibliche Ergriffenheit aus.

„Eine Frau?" sagte er abermals, „eine Pariserin?"

„Ja, mein lieber Prinz; da Sie mich zu dieser Indiscretion zwingen, so muß ich gestehen, es handelt sich um eine ... achtungswerthe Pariserin, um eine würdige Matrone voll Tugend, deren hohes Alter jede Ehrerbietung von Ihrer Seite heischt."

„Ist sie sehr alt?" rief der arme Dschalma, dessen reizender Traum plötzlich verschwand.

„Sie wird einige Jahre älter sein, als ich," antwortete Rodin mit einem ironischen Lächeln, denn er erwartete den jungen Mann eine Art von komischem Trotz oder von zornigem Bedauern ausdrücken zu sehen.

Auf den verliebten, leidenschaftlichen Enthusiasmus, der einen Augenblick auf den Zügen des Prinzen hervorgetreten war, folgte ein ehrfurchtsvoller, rührender Ausdruck. Er schaute Rodin zärtlich an und sagte mit bewegter Stimme zu ihm:

„Diese Frau ist also für mich ... eine Mutter?"

Es läßt sich nicht beschreiben, mit welchem zugleich frommen, schwermüthigen und zärtlichen Zauber der Indianer das Wort eine Mutter betonte.

„Sie haben es gesagt, mein lieber Prinz, diese ehrwürdige Dame, will eine Mutter für Sie sein ... Aber ich kann Ihnen die Ursache ihrer Zuneigung für Sie nicht enthüllen ... Nur glauben Sie mir, diese Zuneigung ist aufrichtig, die Ursache ist ehrenvoll. Wenn ich Ihnen das Geheimniß nicht nenne, so geschieht es, weil bei uns die Geheimnisse der Frauen, der jungen wie der alten, geheiligt sind."

„Das ist richtig, und ihr Geheimniß soll auch heilig für mich sein; ohne sie zu sehen, werde ich sie ehrfurchtsvoll lieben, wie man Gott liebt, ohne ihn zu sehen.“

„Nun, mein lieber Prinz, lassen Sie mich Ihnen sagen, was die Absichten Ihrer mütterlichen Freundin sind ... Dieses Haus wird stets Ihrer Verfügung überlassen bleiben, wenn Sie sich darin gefallen. Französische Bedienten, ein Wagen und Pferde stehen zu Befehl; man wird für die Rechnungen Ihres Hauses Sorge tragen. Da ein Königssohn königlich leben muß, so ließ ich in das anstoßende Zimmer eine Cassette mit fünfhundert Louis d'or bringen. Jeden Monat wird man Ihnen eine ähnliche Summe ausbezahlen; genügt sie nicht für das, was wir Ihre kleinen Vergnügungen nennen, so sagen Sie es mir, und man wird sie vermehren. ...“

Auf eine Bewegung von Dschalma fügte Rodin eiligst bei:

„Ich muß Ihnen sogleich sagen, mein lieber Prinz, daß Ihr Zartgefühl völlig ruhig sein kann. Einmal ... nimmt man von einer Mutter Alles an... und dann, da Sie in ungefähr drei Monaten in den Besitz einer ungeheuren Erbschaft gesetzt werden, so ist es Ihnen ein Leichtes, wenn diese Verbindlichkeit Sie drückt (die Summe wird sich im schlimmsten Falle auf vier bis fünftausend Louisdor belaufen), dann ist es Ihnen ein Leichtes, sage ich, diese Vorschüsse zurückzubezahlen; sparen Sie also in keiner Beziehung, befriedigen Sie jede Ihrer Phantasien ... man wünscht, daß Sie in der großen Welt von Paris erscheinen, wie der Sohn eines Königs, genannt der Vater des Edelmüthigen, erscheinen soll. Also noch einmal, ich beschwöre Sie, lassen Sie sich nicht durch ein falsches Ehrgefühl zurückhalten; ... wenn diese Summe Ihnen nicht genügt ...“

„So werde ich mehr verlangen; meine Mutter hat Recht ... ein Königssohn muß als König leben."

Dies war die Antwort, die der Indianer mit der höchsten Einfachheit und ohne im Geringsten über diese pomphaften Anerbietungen erstaunt zu scheinen, gab; und das war natürlich: Dschalma hätte ebenfalls gethan, was man für ihn that; denn man kennt die Ueberlieferungen von der verschwenderischen Pracht und der glänzenden Gastfreundschaft der indischen Fürsten. Dschalma war eben so bewegt, als dankbar gewesen, da er erfuhr, daß ihn eine Frau mit mütterlicher Zuneigung liebte... Den Luxus, mit welchem sie ihn umgeben wollte, nahm er ohne Erstaunen und ohne Bedenken an.

Diese Resignation war ein weiterer störender Zwischenfall für Rodin, welcher mehrere vortreffliche Beweisgründe bereit gehalten hatte, um den Indianer zur Annahme zu bewegen.

„Dies ist also abgemacht, mein lieber Prinz," versetzte der Jesuit. „Da Sie nun die Welt sehen und, wie wir zu sagen pflegen, durch die beste Thüre in dieselbe eintreten sollen, so wird einer von den Freunden Ihrer mütterlichen Beschützerin, der Herr Graf von Montbron, ein Greis voll Erfahrung und der höchsten Gesellschaft angehörend, Sie in der Elite der Häuser von Paris vorstellen."

„Warum stellen Sie mich nicht selbst vor, mein Vater?"

„Ach, mein lieber Prinz, schauen Sie mich doch an. Sagen Sie mir, ob dies meine Rolle wäre. ... Nein, nein, ich lebe allein und zurückgezogen. Und dann," fügte Rodin nach kurzem Stillschweigen bei, indem er auf den jungen Prinzen einen durchdringenden, neugierigen, aufmerksamen Blick heftete, als wollte er ihn durch die nachfolgenden Worte einer gewissen Prüfung unterwerfen, „und dann sehen Sie, Herr von Montbron wird besser als ich im Stande sein, in der Welt,

die er besucht, Ihnen Licht über die Fallen zu geben, die man Ihnen stellen dürfte; denn wenn Sie Freunde haben, so haben Sie auch Feinde ... Sie wissen, feige Feinde, welche auf eine schändliche Weise Ihr Vertrauen mißbrauchten, Ihrer spotteten ... Und da leider ihre Macht ihrer Bosheit gleichkommt, so wäre es vielleicht viel klüger von Ihnen, wenn Sie dieselben zu vermeiden, ... zu fliehen suchen, statt ihnen offen Widerstand leisten würden."

In Erinnerung an seine Feinde, bei dem Gedanken sie zu fliehen, bebte Dschalma am ganzen Leibe. Sein Antlitz wurde plötzlich leichenblaß. Seine übermäßig geöffneten Augen, bei denen der weiße Kreis weit hervortrat, funkelten in einem düsteren Feuer; nie waren der Haß, die Verachtung, der Rachedurst furchtbarer auf einem menschlichen Antlitz ausgeprägt. Seine blutrothe Oberlippe zog sich krampfhaft empor, ließ seine kleinen, weißen Zähne sehen und gab seinen kaum zuvor noch so reizenden Zügen einen Ausdruck so thierischer Wildheit, daß Rodin von seinem Stuhle aufstand und ausrief:

„Was haben Sie, Prinz? ... Sie erschrecken mich."

Dschalma antwortete nicht; über seinen Sitz gebeugt, seine beiden Hände durch die Wuth zusammengezogen, schien er sich an einem von den Armen seines Lehnstuhles anzuklammern, aus Furcht, von einem Anfalle gräßlichen Grimmes überwältigt zu werden. ... In diesem Augenblick wollte es der Zufall, daß die Bernsteinspitze seines Hukarohres unter seinen Fuß rollte. Die heftige Spannung, welche alle Nerven des Indianers zusammenzog, war so mächtig, er besaß trotz seiner Jugend und seiner weichen äußeren Formen eine solche Kraft, daß er mit einer ungestümen Bewegung die Bernsteinspitze trotz ihrer außerordentlichen Härte in Staub zermalmte.

„Aber in des Himmels Namen, was haben Sie, Prinz?" rief Rodin.

„So werde ich meine feigen Feinde zermalmen!“ rief Dschalma mit drohendem, entflammtem Blicke.

Dann, als hätten diese Worte seine Wuth bis auf den höchsten Grad gesteigert, sprang er von seinem Stuhle auf und lief einige Secunden in allen Richtungen im Zimmer umher, als suchte er eine Waffe, wobei er von Zeit zu Zeit ein rauhes Geschrei ausstieß, das er immer wieder zu ersticken suchte, indem er seine beiden geballten Fäuste an den Mund drückte, während seine Kinnbacken krampfhaft zuckten. Es war die ohnmächtige Wuth des blutgierigen Raubthieres.

Der junge Indianer strahlte von einer großen, wilden Schönheit. Man fühlte, daß diese göttlichen Instinkte voll blutiger Gierde und blinder Unerschrockenheit, jetzt bis auf diesen Grad durch den Abscheu vor dem Verrath, vor der Feigheit gesteigert, sobald sie auf den Krieg oder auf die riesigen Jagden Indiens, welche noch mörderischer sind, als die Schlacht, angewendet würden, aus Dschalma das machen müßten, was er war, einen Held.

Rodin betrachtete mit finsterer, tiefer Freude das aufbrausende Ungestüm der Leidenschaften dieses jungen Indianers, welche unter gegebenen Umständen zu furchtbaren Ausbrüchen kommen mußten. Plötzlich und zum großen Erstaunen des Jesuiten legte sich dieser Sturm. Die Wuth von Dschalma besänftigte sich beinahe auf einmal, denn die Ueberlegung zeigte ihm bald die Eitelkeit derselben. Sich dieser knabenhaften Aufwallung schämend, schlug er nun die Augen nieder. Sein Antlitz blieb bleich und düster; mit einer kalten Ruhe, welche noch furchtbarer war, als die Heftigkeit, von der er sich kurz zuvor hatte fortreißen lassen, sagte er zu Rodin:

„Mein Vater, Sie werden mich heute meinen Feinden vor das Angesicht führen.“

„In welcher Absicht, mein Prinz? . . . Was wollen Sie?“

„Die Feigen tödten."

„Sie tödten! Sie denken nicht daran!"

„Faringhea wird mir helfen."

„Noch einmal, bedenken Sie doch, daß Sie hier nicht an den Ufern des Ganges sind, wo man seinen Feind tödtet, wie den Tiger auf der Jagd."

„Man schlägt sich mit einem redlichen Feinde, man tödtet einen Verräther, wie einen verfluchten Hund!" versetzte Dschalma mit eben so viel Ueberzeugung, als Ruhe.

„Ah! Prinz... Sie, dessen Vater man den Vater des Edelmüthigen nannte," sprach Rodin mit ernstem Tone, „welche Freude würden Sie dabei finden, eben so feige, als boshafte Menschen niederzuschlagen?"

„Das Gefährliche zu zerstören, ist eine Pflicht."

„Also, Prinz... die Rache..."

„Ich räche mich nicht an einer Schlange," sagte der Indianer mit bitterem Stolze, „ich trete sie nieder."

„Aber, mein lieber Prinz, hier entledigt man sich seiner Feinde nicht auf diese Weise. Wenn man sich zu beklagen hat..."

„Die Frauen und die Kinder beklagen sich," sprach Dschalma, Rodin unterbrechend, „die Männer schlagen."

„Immerhin an den Ufern des Ganges, mein lieber Prinz, aber hier nicht... Hier nimmt sich die Gesellschaft Ihrer Sache an, untersucht, urtheilt und straft, wenn Grund dazu vorhanden ist."

„Bei der mir widerfahrenen Beleidigung bin ich Richter und Vollstrecker des Urtheils."

„Ich bitte, hören Sie mich. Sie sind den gehässigen Fallen Ihrer Feinde entgangen, nicht wahr? Nun wohl, nehmen Sie an, es sei dies durch die Aufopferung der ehrwürdigen Frau geschehen, welche für Sie die Zärtlichkeit einer Mutter hegt... Wenn sie von Ihnen ihre Begnadigung erbitten würde, sie, die Sie gerettet hat... was würden Sie thun?"

Der Indianer neigte das Haupt und verharrte einige Augenblicke so, ohne zu antworten.

Sein Zögern benützend, fuhr Rodin fort:

„Ich könnte Ihnen sagen, Prinz, ich kenne Ihre Feinde; aber aus Furcht, Sie irgend eine Unklugheit begehen zu sehen, werde ich ihre Namen für immer vor Ihnen verbergen. Doch nein, ich schwöre Ihnen, wenn die achtungswerthe Frau, die Sie liebt, wie einen Sohn, es gerecht und nützlich findet, daß ich Ihnen diese Namen nenne... so werde ich sie Ihnen nennen; aber bis zu ihrem Ausspruch schweige ich."

Dschalma schaute Rodin mit düsterer, zorniger Miene an.

In diesem Augenblick trat Faringhea ein und sprach zu Rodin:

„Ein Mann, der Ueberbringer eines Briefes, ist in Ihre Wohnung gegangen; man hat ihm gesagt ... Sie wären hier... er ist gekommen... soll ich den Brief annehmen? Er sagt, er sei von dem Herrn Abbé d'Aigrigny..."

„Gewiß," erwiederte Rodin; dann fügte er bei: „wenn es der Prinz erlaubt."

Dschalma machte ein Zeichen mit dem Kopf. Faringhea trat ab.

„Sie vergeben, mein lieber Prinz, ich erwartete diesen Morgen einen sehr wichtigen Brief. Da er so lange nicht kam, und ich es nicht versäumen wollte, Sie zu besuchen, so gab ich in meiner Wohnung Befehl, mir diesen Brief hieher zu schicken."

Nach einigen Augenblicken kam Faringhea mit einem Briefe zurück, den er Rodin zustellte, wonach sich der Mestize wieder entfernte.

Siebzehntes Kapitel.
Adrienne und Dschalma.

Als Faringhea den Salon verlassen hatte, nahm Rodin den Brief des Abbé d'Aigrigny mit einer Hand und schien mit der andern etwas zu suchen, zuerst in der Seitentasche seines Oberrocks, dann in der Hintertasche, dann in seinem Hosensacke. Als er nichts fand, legte er den Brief auf das geflickte Knie seines schwarzen Beinkleides und betastete sich überall mit beiden Händen, wobei er äußerst unruhig aussah.

Die verschiedenen Bewegungen dieser gut gespielten Pantomime schloßen mit dem Ausrufe:

„Ah, mein Gott! das ist zum Verzweifeln!"

„Was haben Sie?" fragte Dschalma, aus dem düsteren Stillschweigen erwachend, in das er seit einigen Augenblicken versunken war.

„Ach, mein Prinz," versetzte Rodin, „es widerfährt mir etwas ganz Gewöhnliches, ganz Kindisches, was darum doch höchst ärgerlich für mich ist: ich habe meine Brille vergessen oder verloren; bei diesem Halblichte aber und besonders wegen des abscheulichen Gesichtes, das mir die Arbeit und das Alter gemacht haben, ist es mir durchaus unmöglich, diesen für mich äußerst wichtigen Brief zu lesen, denn man erwartet von mir eine sehr schleunige, sehr einfache und sehr kategorische Antwort... ein Ja oder ein Nein... Die Stunde drängt... das ist zum Verzweifeln. Wenn nur," fügte Rodin bei, indem er einen besondern Nachdruck auf diese Worte legte, ohne Dschalma anzuschauen, jedoch so, daß sie ihm auffallen mußten, „wenn nur Jemand mir den Gefallen erweisen würde, für mich zu lesen... aber nein... Niemand... Niemand..."

„Mein Vater," sprach Dschalma zuvorkommend, „soll ich Ihnen den Brief vorlesen? Ist die Lesung vorüber, so habe ich den Inhalt auch wieder vergessen."

„Sie?“ rief Rodin, als ob ihm der Vorschlag des Indianers zugleich seltsam und gefährlich vorkäme. „Das ist unmöglich Prinz Sie ... diesen Brief lesen ...“

„Dann entschuldigen Sie meine Bitte,“ sprach Dschalma mit sanftem Tone.

„Aber im Ganzen,“ versetzte Rodin nach kurzem Nachdenken und mit sich selbst sprechend, „warum nicht?“

Und er fügte, sich an Dschalma wendend, bei:

„Würden Sie wirklich diese Gefälligkeit haben, mein lieber Prinz? Ich hätte es nicht gewagt, Sie darum zu bitten.“

Hierauf übergab Rodin den Brief dem Prinzen, welcher denselben mit lauter Stimme vorlas.

Dieser Brief war also abgefaßt:

„„Ihr Besuch an diesem Morgen im Hotel Saint-Dizier muß nach dem, was mir berichtet worden ist, als ein neuer Angriff von Ihrer Seite betrachtet werden.

„„Hören Sie den letzten Vorschlag, den man Ihnen macht; vielleicht ist er eben so fruchtlos, als der Schritt, den ich gestern wohlwollend versuchte, indem ich mich nach der Rue Clovis begab.

„„Nach dieser langen und peinlichen Erklärung sagte ich Ihnen, ich werde Ihnen schreiben. Ich halte mein Versprechen; es folgt hier mein Ultimatum.

„„Zuvor noch eine Bemerkung:

„„Nehmen Sie sich in Acht ... Wenn Sie hartnäckig darauf bestehen, einen ungleichen Kampf auszuhalten, so werden Sie sogar dem Hasse derjenigen ausgesetzt sein, die Sie toller Weise beschützen wollen. Man hat tausend Mittel, Sie bei ihnen zu Grunde zu richten, indem man dieselben über Ihre Pläne aufklärt. Man wird ihnen beweisen, daß Sie Antheil an dem Komplotte genommen haben, welches Sie jetzt zu enthüllen beabsichtigen, und dies nicht aus Edelmuth, sondern aus Habgier.““

Obgleich Dschalma bei seinem vollkommenen Zartgefühle wohl einsah, daß die geringste Frage an Rodin in Beziehung auf diesen Brief eine schwere Indiscretion wäre, so konnte er doch nicht umhin den Kopf lebhaft nach dem Jesuiten umzuwenden, als er diese Stelle las.

„Mein Gott, ja, es handelt sich von mir... von mir selbst. So wie Sie mich hier sehen, mein lieber Prinz," fügte er, auf seine schmutzigen Kleider anspielend, bei, „klagt man mich der Habgier an."

„Und wer sind die Leute, welche Sie beschützen?"

„Meine Schützlinge?" sprach Rodin und heuchelte ein Zögern, als wäre er um eine Antwort verlegen. „Wer meine Schützlinge sind?... Hm, hm... ich will es Ihnen sagen... es sind... arme Teufel ohne Mittel... Leute ohne Besitz, aber rechtschaffene Leute, welche nur ihr gutes Recht haben... in einem Prozesse, den sie führen. Sie sind bedroht, von mächtigen, sehr mächtigen Leuten niedergetreten zu werden... Zum Glücke kenne ich diese hinreichend, um im Stande zu sein, sie zu Gunsten meiner Schützlinge zu entlarven ... Was wollen Sie?... Arm und gebrechlich, stelle ich mich natürlich auf die Seite der Armen und Gebrechlichen... Aber fahren Sie fort, ich bitte Sie."

Dschalma fuhr fort:

„„Sie haben also Alles zu befürchten, wenn Sie sich fortwährend feindselig gegen uns benehmen, und nichts zu gewinnen, wenn Sie für die Partei derjenigen kämpfen, welche Sie Ihre Freunde nennen; sie würden richtiger Ihre Bethörten genannt, denn Ihre Uneigennützigkeit, wenn sie aufrichtig wäre, ließe sich nicht erklären... Sie muß also verbergen und verbirgt — ich wiederhole es — Hintergedanken der Habgier.

„„Nun, auch in dieser Beziehung kann man Ihnen eine reiche Entschädigung bieten, nur mit dem Unterschiede, daß Ihre Hoffnungen einzig und allein auf die wahrscheinliche Dankbarkeit Ihrer Freunde, auf

eine sehr zweifelhafte Eventualität gegründet sind, während unsere Anerbietungen sich sogleich verwirklichen werden. Hören Sie, kurz gesprochen, was man von Ihnen verlangt: Noch diesen Abend, und zwar ohne eine Fristverlängerung vor Mitternacht, werden Sie Paris verlassen haben, und Sie machen sich anheischig, vor sechs Monaten nicht mehr dahin zurückzukehren."

Dschalma konnte eine Bewegung des Erstaunens nicht unterdrücken und schaute Rodin an.

„Das ist ganz einfach," sprach dieser; der Prozeß meiner armen Schützlinge wird vor dieser Zeit entschieden sein, und wenn man mich entfernt, hält man mich ab, über ihnen zu wachen; Sie begreifen, mein lieber Prinz," fügte Rodin mit bitterer Entrüstung bei. „Wollen Sie fortfahren und mich entschuldigen, daß ich Sie unterbrochen habe; aber so viel Unverschämtheit empört mich."

Dschalma fuhr fort:

„„Damit wir die Gewißheit haben, daß Sie sich sechs Monate lang von Paris entfernt halten, begeben Sie sich zu einem unserer Freunde in Deutschland. Sie empfangen bei ihm eine großmüthige Gastfreundschaft, müssen aber nothwendig bis zu Ablauf der Frist daselbst bleiben.""

„Ja, ein freiwilliges Gefängniß," sagte Rodin.

„„Unter diesen Bedingungen erhalten Sie eine Pension von tausend Franken monatlich von der Zeit Ihrer Abreise von Paris, zehntausend Franken baares Geld und zwanzigtausend Franken nach Ablauf der sechs Monate. Das Ganze wird Ihnen hinreichend garantirt. Nach Ablauf der sechs Monate sichert man Ihnen eine eben so ehrenvolle, als unabhängige Stellung.""

Als Dschalma hier mit einer Geberde unwillkürlicher Entrüstung innehielt, sagte Rodin zu ihm:

„Fahren Sie fort, ich bitte Sie, mein lieber Prinz, lesen Sie bis zum Ende, das wird Ihnen ein Begriff

von dem geben, was inmitten unserer Civilisation vorgeht."

Dschalma fuhr fort:

„„Sie kennen hinreichend den Gang der Dinge und das, was wir sind, um zu wissen, daß wir, indem wir Sie entfernen, uns nur eines wenig gefährlichen, aber sehr lästigen Feindes entledigen wollen. Lassen Sie sich nicht durch Ihren ersten Sieg blenden. Die Folgen Ihrer Angeberei werden unterdrückt werden, weil sie verleumderisch ist. Der Richter, welcher dieselbe aufgenommen hat, soll seine gehässige Parteilichkeit grausam bereuen. Sie können von diesem Brief jeden Gebrauch machen, den Sie wollen. Wir wissen, was wir schreiben, an wen wir schreiben und wie wir schreiben. Sie empfangen diesen Brief um drei Uhr. Wenn wir um vier Uhr nicht eine vollständige Annahme von Ihrer Hand unten an diesem Briefe erhalten haben, so beginnt der Krieg ... nicht morgen, sondern heute.""

Nachdem Dschalma den Brief gelesen hatte, schaute er Rodin an, welcher zu ihm sagte:

,Erlauben Sie mir, Faringhea zu rufen:

Und er schlug an eine Glocke.

Der Mestize erschien.

Rodin empfing den Brief aus den Händen von Dschalma, zerriß ihn in zwei Stücke, knitterte ihn so zusammen, daß eine Art von Kugel daraus wurde, und übergab ihn dem Mestizen mit den Worten:

„Sie händigen diesen Fetzen Papier der Person ein, welche wartet, und sagen ihr, dies sei meine Antwort auf diesen unwürdigen, unverschämten Brief, verstehen Sie wohl... auf diesen unwürdigen, unverschämten Brief."

„Ich verstehe wohl," sprach der Mestize und entfernte sich.

„Das ist vielleicht ein gefährlicher Krieg für Sie, mein Vater," sagte der Indianer theilnehmend.

„Ja, lieber Prinz, vielleicht gefährlich . . . aber ich mache es nicht, wie Sie . . . ich will meine Feinde nicht tödten, weil sie feig und boshaft sind. . . . Ich bekämpfe sie, . . . unter der Aegide des Gesetzes; ahmen Sie mein Beispiel nach. . . .“ Dann, als er sah, daß die Züge von Dschalma sich wieder verdüsterten, fügte Rodin bei: „Ich habe Unrecht; . . . ich werde Ihnen keinen Rath mehr in dieser Hinsicht geben, wir wollen nur dahin übereinkommen, daß wir diese Frage einzig und allein dem Urtheile Ihrer mütterlichen Beschützerin anheimstellen. Morgen werde ich sie sehen; willigt sie ein, so sage ich Ihnen den Namen Ihrer Feinde; wenn nicht . . . nicht.

„Und diese Frau . . . diese zweite Mutter . . .“ sprach Dschalma, „besitzt sie einen Charakter, daß ich mich Ihrem Urtheile unterwerfen kann?“

„Sie?“ rief Rodin die Hände faltend und fuhr dann mit wachsender Begeisterung fort, „Sie . . . es ist das Edelste, das Hochherzigste, das Muthigste auf Erden! . . . Sie . . . Ihre Beschützerin . . . wenn Sie wirklich ihr Sohn wären, wenn sie Sie mit aller Heftigkeit mütterlicher Liebe liebte, und es handelte sich für Sie darum, zwischen einer Feigheit und dem Tode zu wählen, sie würde Ihnen sagen: stirb, ich sterbe mit Dir.“

„O edle Frau! . . . so war meine Mutter!“ rief Dschalma voll Feuer.

„Sie,“ versetzte Rodin mit wachsendem Enthusiasmus, indem er sich dem durch den Vorhang verborgenen Fenster näherte, auf das er einen schiefen, unruhigen Blick warf, „Ihre Beschützerin! . . . stellen Sie sich den Muth, die Rechtschaffenheit, die Loyalität in Person vor. Oh! loyal vor Allem! . . . Ja, es ist die ritterliche Freimüthigkeit des Mannes von großem Herzen verbunden mit der stolzen Würde einer Frau, die ihr ganzes Leben, hören Sie wohl, ihr ganzes Leben nicht nur nie gelogen . . . nicht nur nie einen von ihren

Gedanken verborgen hat, sondern eher sterben, als dem geringsten von den kleinen Gefühlen von List, Heuchelei oder Verschmitzheit nachgeben würde, wozu die gewöhnlichen Frauen durch ihre Lage gezwungen werden."

Die Bewunderung, welche auf dem Antlitz von Dschalma hervortrat, als er das von Rodin entworfene Porträt hörte, läßt sich nicht wohl wiedergeben. Seine Augen funkelten, seine Wangen färbten sich, sein Herz bebte von Begeisterung.

Gut, gut, edles Herz," sprach Rodin, indem er abermals sich nach dem Vorhange bewegte, ich sehe so gerne Ihre schöne Seele in Ihren herrlichen Zügen erglänzen, wenn Sie mich von Ihrer unbekannten Beschützerin sprechen hören. Ah! sie ist der heiligen Anbetung würdig, welche edle Herzen, große Charaktere einflößen."

„Oh! ich glaube Ihnen," rief Dschalma voll Exaltation; „mein Herz ist erfüllt von Bewunderung und zugleich von Staunen; denn meine Mutter ist nicht mehr, und es lebt eine solche Frau?"

„Oh ja, zum Troste der Bekümmerten lebt sie, ja, zum Stolze ihres Geschlechtes lebt sie, ja, um die Wahrheit anbeten, die Lüge verfluchen zu machen, lebt sie. . . . Die Lüge, die Heuchelei besonders haben nie diese Loyalität getrübt, welche so glänzend und heldenmüthig erscheint, wie das Schwert eines Ritters. . . . Erst vor wenigen Tagen sagte mir diese edle Frau die bewunderungswürdigen Worte, welche ich nie vergessen werde: „„So bald ich einen Verdacht gegen irgend Jemand habe, den ich liebe oder achte. . . .""

Rodin vollendete nicht.

So heftig von außen geschüttelt, daß die Feder brach, hob sich der Vorhang zum großen Erstaunen von Dschalma, welcher plötzlich Fräulein von Cardoville vor seinen Augen erscheinen sah.

Der Mantel von Adrienne war von ihren Schultern geglitten und bei der heftigen Bewegung, die

sie machte, indem sie sich dem Vorhang näherte, war auch ihr Hut, dessen Bänder sich gelöst hatten, herabgefallen.

Da sie, schnell von Hause sich entfernend, nur Zeit gehabt hatte, einen Mantel über die pittoreske, reizende Tracht zu werfen, in welche sie sich oft aus Laune in ihren Gemächern kleidete, so erschien sie mitten unter diesen Blumen und Blättern so strahlend von Schönheit in den geblendeten Augen von Dschalma, daß der Indianer einen Augenblick zu träumen glaubte.

Die Hände gefalten, die großen Augen geöffnet, den Körper leicht vorgebeugt, als wollte er beten, schien Dschalma versteinert vor Bewunderung.

Bewegt, das Antlitz leicht gefärbt von Aufregung blieb Fräulein von Cardoville auf der Thürschwelle des Treibhauses stehen.

Alles dieses ereignete sich in kürzerer Zeit, als wir brauchen, um es niederzuschreiben. Kaum hatte sich der Vorhang gehoben, als Rodin Erstaunen heuchelnd ausrief:

„Sie hier . . . mein Fräulein?“

„Ja, mein Herr,“ sprach Adrienne mit bebender Stimme, „ich will den Satz vollenden, den Sie angefangen haben. Ich hatte Ihnen gesagt, wenn sich ein Verdacht in meinem Innern regte, so würde ich es laut der Person bekennen, die mir denselben einflößte. Ich gestehe, daß ich mich gegen diese redliche Denkungsart verfehlt habe. Ich war gekommen, um Sie in demselben Augenblicke zu bespähen, wo mir Ihre Antwort an den Abbé d'Aigrigny ein neues Pfand Ihrer Anhänglichkeit und Aufrichtigkeit gab. Ich zweifelte an der Redlichkeit Ihres Charakters in dem Augenblick, wo Sie Zeugschaft leisteten für meine Offenherzigkeit... Zum ersten Male in meinem Leben habe ich mich bis zur List erniedrigt. . . . Diese Schwäche verdient eine Bestrafung, . . . ich unterziehe mich derselben; sie verdient eine Genugthuung; . . . ich gebe

sie Ihnen; Entschuldigungen ... ich bringe Ihnen dieselbe hiemit."

Dann sich an Dschalma wendend, fügte sie bei:

„Nun, Prinz, ist das Geheimniß nicht mehr gestattet; ich bin Ihre Verwandtin, Fräulein von Cardoville, und ich hoffe, daß Sie von einer Schwester die Gastfreundschaft annehmen werden, die Sie von einer Mutter annahmen."

Dschalma antwortete nicht.

Vor dieser plötzlichen Erscheinung, welche die tollsten, die blendendsten Visionen seiner Träume übertraf, in eine begeisterte Betrachtung versunken, fühlte er eine Art von Trunkenheit, welche, den Gedanken, die Ueberlegung in ihm lähmend, die ganze Macht seines Wesens in denn Gesichtssinn zusammendrängte; ... und wie man vergebens einen unlöschbaren Durst zu stillen sucht... so zog der Blick des Indianers gleichsam mit einer verzehrenden Gierde alle die seltamen Vollkommenheiten Adrienne's ein.

Es waren gewiß nie zwei göttlichere Musterbilder einander gegenüber gestanden. Adrienne und Dschalma boten das Ideal der Schönheit des Mannes und der Schönheit des Weibes. Es schien etwas Providentielles in der Annäherung dieser so jungen und so lebhaften, so edlen und so leidenschaftlichen, so heldenmüthigen und so stolzen Naturen zu liegen, welche seltsamer Weise, ohne daß sie sich gesehen hatten, ihren ganzen moralischen Werth kannten; denn wenn Dschalma bei den Worten von Rodin in seinem Herzen eine rasche, lebhafte Bewunderung für die muthigen, edlen Eigenschaften der unbekannten Wohlthäterin erwachen fühlte, in welcher er nun Fräulein von Cardoville wiederfand, so war diese abwechselnd bewegt, gerührt oder erschrocken gewesen, während sie die Unterredung von Rodin und Dschalma hörte, je nach dem er den Adel seiner Seele, die zarte Güte seines Herzens oder das furchtbare Aufbrausen seines Charakters kundgab. Dann

hatte sie eine Bewegung des Erstaunens, beinahe der Bewunderung bei dem Anblicke der überraschenden Schönheit des Prinzen nicht zurückhalten können, und bald darauf erschütterte ein seltsames, schmerzliches Gefühl, eine Art von elektrischem Schlage, ihr ganzes Sein, als ihre Augen denen von Dschalma begegneten.

Grausam beunruhigt und leidend unter eben dieser Unruhe, die sie verwünschte, versuchte es Adrienne, den tiefen Eindruck zu verbergen, der sich ihrer bemächtigte, indem sie sich bei Rodin wegen des Verdachtes entschuldigte, den sie gegen ihn gehabt hatte. . . . Aber das hartnäckige Stillschweigen, das der Indianer beobachtete, verdoppelte die tödtliche Verlegenheit des Mädchens.

Abermals gegen den Prinzen aufschauend, um ihn zu einer Antwort auf ihr schwesterliches Anerbieten zu bewegen, begegnete Adrienne zum zweiten Male seinem wilden, starren, glühenden Blicke, und sie senkte ihre Augen wieder mit einer Mischung von Schrecken, Traurigkeit und verletztem Stolze. Sie beglückwünschte sich darüber, daß sie die unerbittliche Nothwendigkeit, sich fortan von Dschalma enfernt zu halten, errathen hatte, so viel Furcht flößte ihr bereits diese heiße überwallende Natur ein. Um ihrer peinlichen Lage ein Ende zu machen, sagte sie mit leiser, zitternder Stimme zu Rodin:

„Ich bitte, mein Herr, sprechen Sie mit dem Prinzen, wiederholen Sie ihm meine Anerbietungen; ich kann nicht länger hier bleiben.“

Nach diesen Worten machte Adrienne einen Schritt, um zu Florine zurückzukehren.

Bei der ersten Bewegung von Adrienne stürzte Dschalma mit einem Sprunge auf diese zu, wie der Tiger auf die Beute, die man ihm rauben will. Erschrocken über den Ausdruck wilder Gluth, welche die Züge des Indianers entflammte, warf sich das junge Mädchen zurück und stieß einen gewaltigen Schrei aus.

Bei diesem Schrei kam Dschalma zu sich. Er erinnerte sich Alles dessen, was sich so eben zugetragen hatte; bleich vor Bedauern und Scham, zitternd, die Augen in Thränen gebadet, die Züge verstört von der rührendsten Verzweiflung fiel er vor Adrienne auf die Kniee und sprach, die gefaltenen Hände gegen sie erhebend, mit weicher, flehender, schüchterner Stimme:

„Oh! bleiben Sie ... bleiben Sie ... verlassen Sie mich nicht ... seit langer Zeit ... erwarte ich Sie."

Auf diese Bitte, welche er mit der furchtsamen Treuherzigkeit eines Kindes, mit einer Resignation vorbrachte, welche seltsam mit der wilden Aufwallung contrastirte, durch die Adrienne kurz zuvor so sehr in Schrecken versetzt worden war, antwortete diese, während sie Florine durch ein Zeichen andeutete, sie möge sich zum Abgange bereit halten:

„Prinz ... es ist mir unmöglich, länger hier zu bleiben."

„Aber, Sie werden wieder kommen?" sprach Dschalma, seine Thränen zurückdrängend, „ich werde Sie wiedersehen?"

„Oh! nein, nie!... nie!"... sagte Fräulein von Cardoville mit erlöschender Stimme; und die Erschütterung benützend, welche sich Dschalmas bei dieser Antwort bemächtigte, verschwand Adrienne sodann hinter einer von den Pflanzengruppen des Treibhauses.

In dem Augenblicke, wo Florine, ihrer Gebieterin nacheilend, an Rodin vorüberging, sagte dieser mit leiser Stimme zu ihr:

„Morgen muß mit der Mayeux ein Ende gemacht werden."

Florine bebte am ganzen Leibe und verschwand, ohne zu antworten, wie Adrienne hinter einer Pflanzengruppe.

Das Haupt auf die Brust gesenkt, war Dschalma gelähmt, vernichtet auf den Knieen geblieben; sein reizendes Antlitz drückte weder Zorn, noch aufbrausende

Hitze, sondern ein peinliches Staunen aus; er weinte still. Als er Rodin auf sich zukommen sah, stand er auf, aber er zitterte so stark, daß er kaum den Divan erreichen konnte, auf den er, sein Gesicht in den Händen verbergend, zurückfiel.

Rodin trat ganz nahe zu ihm und sagte mit süßlichem Tone:

„Ach! ich befürchtete, was jetzt geschieht; nach meinem Wunsche sollten Sie Ihre Wohlthäterin nicht kennen lernen, und ich sagte Ihnen sogar, sie wäre alt; wissen Sie, warum, lieber Prinz?"

Dschalma ließ, ohne zu antworten, seine Hände auf seinen Schooß fallen und wandte sein noch von Thränen überströmtes Gesicht Rodin zu.

„Ich wußte, wie reizend Fräulein von Cardoville ist; ich wußte, daß man sich in Ihrem Alter leicht verliebt," fuhr Rodin fort, „und ich wollte Ihnen diese unselige Marter ersparen, mein theurer Prinz, denn Ihre schöne Beschützerin liebt mit aller Macht ihrer Seele einen hübschen jungen Mann dieser Stadt."

Bei diesen Worten fuhr Dschalma lebhaft mit beiden Händen nach seinem Herzen, als ob er einen Stich erhalten hätte, und stieß einen Schrei wilden Schmerzes aus; sein Kopf sank zurück und er fiel ohnmächtig auf den Divan.

Rodin schaute ihn kalt prüfend einige Secunden lang an und sagte, indem er, mit den Ellenbogen seinen alten Hut bürstend, sich entfernte:

„Gut ... das beißt ... das beißt ..."

Achtzehntes Kapitel.

Rathschläge.

Es ist Nacht. So eben hat es neun Uhr geschlagen.

Was wir hier erzählen, ereignete sich am Abend des Tages, an welchem sich Fräulein von Cardoville zum ersten Male Dschalma gegenüber befunden hatte. Bleich, zitternd, ist Florine, einen Leuchter in der Hand, in ein zwar einfach, aber äußerst bequem eingerichtetes Schlafzimmer getreten.

Dieses Zimmer gehört zur Wohnung der Mayeur bei Adrienne; sie liegt im Erdgeschosse und hat zwei Eingänge. Der eine geht nach dem Garten, der andere nach dem Hofe. Von dieser Seite kommen die Personen, welche sich an die Mayeur wenden, um Unterstützung zu erhalten. Ein Vorzimmer, wo man wartet, ein Salon, in welchem sie die Bitten empfängt, dies sind die von der Mayeur bewohnten Zimmer nebst einem Schlafgemach, in welches Florine mit unruhiger Miene, kaum den Teppich mit ihren Atlaßschuhen berührend, den Athem zurückhaltend und auf das geringste Geräusch horchend, eingetreten ist.

Die Kammerfrau stellte ihren Leuchter auf den Kamin und ging, nachdem sie rasch im Zimmer umhergeschaut hatte, auf ein Bureau von Mahagoniholz zu, über welchem man eine ausgesuchte kleine Bibliothek erblickte. Der Schlüssel stack in den Schubladen dieses Geräthes; alle drei wurden von Florine durchsucht. Sie enthielten verschiedene Bittschriften um Unterstützung und einige Noten von der Hand der Mayeur geschrieben. Das war nicht das, was Florine suchte. Ein Aufsatz, worin sich drei Cartons befanden, trennte die Tafel von der kleinen Bibliothek. Diese Cartons wurden ebenfalls vergebens durchforscht. Florine machte eine Geberde trotzigen Aergers, schaute noch einmal um sich her, horchte abermals ängstlich, gewahrte eine Com-

mode und stellte in dieser neue fruchtlose Untersuchungen an.

Unten am Bett war eine kleine Thüre, welche nach einem Toilettezimmer führte. Florine ging in dieses und suchte zuerst in einem großen Schranke, in welchem mehrere vor Kurzem erst auf Befehl von Fräulein von Cardoville gemachte Kleider hingen. Sie erblickte unten und im Hintergrunde dieses Schrankes, halb unter einem Mantel verborgen, einen schlechten kleinen Koffer. Rasch öffnete sie diesen, und fand ... sorgfältig zusammengewickelt die armseligen Lumpen, in welche die Mayeux bei ihrem Eintritte in dieses reiche Haus gekleidet gewesen war.

Florine bebte; eine unwillkürliche Bewegung zog ihr Antlitz zusammen; aber sie bedachte, daß es nicht ihre Aufgabe war, sich rühren zu lassen, sondern den unbeugsamen Befehlen von Rodin zu gehorchen, schloß rasch den Koffer und den Schrank, verließ das Ankleidezimmer und kehrte in das Schlafgemach zurück.

Nachdem sie das Bureau abermals durchsucht hatte, kam ihr ein Gedanke. Nicht damit zufrieden, die Cartons noch einmal zu durchsuchen, zog sie rasch den ersten aus dem Aufsatze, in der Hoffnung, vielleicht zwischen dem Rücken dieses Carton und dem Hintergrunde des Geräthes das zu finden, was sie suchte. Sie fand wirklich ein dickes Heft. Florine machte eine Bewegung des Erstaunens, denn sie erwartete etwas Anderes; dennoch nahm sie das Manuscript, öffnete es und blätterte rasch darin. Nachdem sie mehrere Seiten durchlaufen hatte, gab sie ihre Zufriedenheit kund und schickte sich an, das Heft in die Tasche zu stecken; aber nach kurzer Ueberlegung warf sie es wieder dahin, wo es von Anfang an war, brachte Alles in Ordnung, nahm ihren Leuchter in die Hand und verließ das Zimmer, ohne überrascht worden zu sein, wie sie dies erwartet hatte, denn sie wußte, daß

die Mayeux einige Stunden bei Fräulein von Cardoville verweilen würde.

. . . .

Am Tage nach den Nachsuchungen von Florine saß die Mayeux allein in ihrem Schlafzimmer in einem Lehnstuhle vor dem Kamine, in welchem ein gutes Feuer brannte. Ein dicker Teppich bedeckte den Boden. Durch die Fenstervorhänge erblickte man den Grund eines großen Gartens. Das tiefe Stillschweigen wurde nur durch das regelmäßige Geräusch des Pendels einer Uhr und durch das Knistern der Flamme unterbrochen.

Die beiden Hände auf die Arme des Lehnstuhles gestützt, überließ sich die Mayeux einem Gefühle von Glück, das sie nie so gekostet hatte, seitdem sie dieses Hotel bewohnte. Für sie, die seit langer Zeit an grausame Prüfungen gewohnt war, lag ein unbeschreiblicher Reiz in der Ruhe dieses Ortes, in dem lachenden Anblick des Gartens und besonders in dem Bewußtsein, daß der Wohlstand, den sie genoß, ihr durch die Resignation und die Energie zugeflossen war, die sie mitten unter so harten, nun glücklich überstandenen, Prüfungen an den Tag gelegt hatte.

Eine betagte Frau von sanftem, gutmüthigem Aussehen, welche nach dem ausdrücklichen Willen von Adrienne für den Dienst der Mayeux bestimmt worden war, trat ein und sagte zu ihr:

„Mademoiselle, es ist ein junger Mensch da, der Sie sogleich in einer sehr dringenden Angelegenheit zu sprechen wünscht ... er nennt sich Agricol Baudoin.“

Bei diesem Namen stieß die Mayeux einen leichten Schrei der Freude und der Verwunderung aus, stand auf und lief nach der Thüre, welche in den Salon führte, in dem sich Agricol befand.

„Guten Morgen, meine gute Mayeux,“ sprach der Grobschmied und umarmte herzlich das gute junge Mäd-

chen, dessen Wangen brennend und hochroth unter seinen brüderlichen Küssen wurden.

„Ah, mein Gott!“ rief plötzlich die Arbeiterin und schaute Agricol ängstlich an; „die schwarze Binde, die Du an der Stirne hast? ... Du bist verwundet worden?“

„Es ist nichts,“ erwiederte der Grobschmied, „durchaus nichts ... denke nicht daran. ... Ich werde Dir sogleich erzählen, wie das gekommen ist; ... vorher aber habe ich wichtigere Dinge Dir anzuvertrauen.“

„So komm' in mein Zimmer, wir werden dort allein sein,“ sprach die Mayeux und ging Agricol voraus.

Trotz der großen Unruhe, welche auf den Zügen von Agricol ausgeprägt war, konnte er nicht umhin, vor Zufriedenheit zu lächeln, als er in das Zimmer der Arbeiterin eintrat und um sich her schaute.

„Das ist schön, meine arme Mayeux, eine solche Wohnung hätte ich Dir immer gewünscht. Darin erkenne ich Fräulein von Cardoville. Welches Herz, welche Seele! Du weißt noch nicht ... sie hat mir vorgestern geschrieben, um mir für das zu danken, was ich für sie gethan habe. Dabei schickte sie mir eine sehr einfache goldene Nadel, die ich annehmen könnte, wie sie sagte, denn sie hätte keinen andern Werth, als daß sie von ihrer Mutter getragen worden wäre. ... Wenn Du wüßtest, wie gerührt ich war über die Zartheit dieser Gabe!“

„Bei einem Herzen, wie das ihrige ist, darf man über nichts staunen,“ erwiederte die Mayeux .... „Aber Deine Wunde ... Deine Wunde?“ ...

„Sogleich, meine gute Mayeux... ich habe Dir so Vieles mitzutheilen!... Wir wollen mit dem Dringenderen anfangen, denn Du sollst mir in einem sehr wichtigen Falle einen guten Rath geben... Du weißt, wie groß mein Vertrauen zu Deinem vortrefflichen Herzen und Deinem richtigen Urtheil ist... Und dann werde

ich Dich um eine Gefälligkeit bitten... oh ja, um einen großen Dienst," fügte der Grobschmied mit einem beinahe feierlichen Tone bei, der die Mayeux in Erstaunen setzte. „Aber fangen wir bei dem an, was mich persönlich betrifft."

„Sprich geschwinde."

„Seitdem meine Mutter mit Gabriel abgereist ist, um sich nach der kleinen Landpfarre zu begeben, die er erhalten hat, und seitdem mein Vater mit dem Herrn Marschall Simon und seinen Töchtern zusammen wohnt, habe ich mein Quartier in der Fabrik von Herrn Hardy mit meinen Kameraden in dem gemeinschaftlichen Hause genommen. Diesen Morgen nun... oh, ich muß Dir sagen, daß Herr Hardy, vor Kurzem nach einer langen Reise, die er gemacht hat, wieder zurückgekehrt, abermals vor einigen Tagen in Geschäften abgereist ist. Diesen Morgen also war ich zur Frühstücksstunde etwas nach dem letzten Glockenschlage bei der Arbeit zurückgeblieben. Ich verließ die Fabrikgebäude, um in unsern Speisesaal zu gehen, als ich in den Hof eine Frau eintreten sah, welche aus einem Fiacre gestiegen war. Sie geht rasch auf mich zu; ich bemerke, obgleich ihr Schleier halb herabgelassen war, daß sie blond, von eben so sanfter, als schöner Gesichtsbildung, und wie eine Person von ausgezeichnetem Stande gekleidet ist. Von ihrer Bläße, von ihrer unruhigen, erschrockenen Miene betroffen, frage ich sie, was sie wünsche. „„Mein Herr,"" erwiederte sie mir mit zitternder Stimme und, wie es schien, mit einer Anstrengung gegen sich selbst, „„sind Sie einer von den Arbeitern dieser Fabrik?"" „„Ja, Madame."" „Ist Herr Hardy in Gefahr?"" rief sie. „„Herr Hardy? Er ist noch nicht in die Fabrik zurückgekehrt."" „„Wie!"" versetzte sie, „„Herr Hardy ist gestern Abend nicht zurückgekehrt? Er ist nicht von einer Maschine in einer seiner Fabriken gefährlich verwundet worden?"" Als die junge Dame diese Worte sprach,

zitterten ihre Lippen gewaltig und ich sah schwere Thränen ihren Augen entstürzen.

„„Gott sei Dank, Madame, nichts ist so unwahr, als diese ganze Geschichte,““ sagte ich zu ihr; „„denn Herr Hardy ist noch nicht zurückgekehrt und man meldet seine Ankunft erst auf morgen oder übermorgen.““ „„Sie sprechen also die Wahrheit, mein Herr, Herr Hardy ist noch nicht zurück? er ist nicht verwundet?““ versetzte die hübsche Dame, ihre Augen trocknend. „„Ich sage Ihnen die Wahrheit, Madame. Wenn Herr Hardy in Gefahr wäre, so würde ich nicht so ruhig von ihm sprechen.““ „„Ah! Dank, mein Gott, Dank!““ rief die Dame. Dann drückte sie mir ihre Erkenntlichkeit mit so erschütterter, so glücklicher Miene aus, daß ich dadurch tief gerührt wurde; aber plötzlich, als schämte sie sich des Schrittes, den sie gethan, schlug sie ihren Schleier nieder, verließ mich rasch, ging aus dem Hofe und stieg wieder in den Fiacre, der sie gebracht hatte. Ich sagte mir: das ist eine Dame, welche sich für Herrn Hardy interessirt und durch ein falsches Gerücht beunruhigt worden sein wird.“

„Sie liebt ihn ohne Zweifel,“ sprach die Mayeur gerührt, „und in ihrer Unruhe wird sie eine Unklugheit begangen haben, indem sie in die Fabrik kam, um sich nach ihm zu erkundigen.“

„Du sprichst nur zu wahr. Ich sehe sie mit Theilnahme wieder in den Wagen steigen, denn ihre Aufregung hatte mich für sie gewonnen. Der Fiacre fährt fort. Aber was erblicke ich einige Augenblicke nachher? Ein Miethcabriolet, das die junge Dame nicht hatte bemerken können, weil es durch die Ecke einer Mauer verborgen war; und in dem Augenblick, wo es umwendet, unterscheide ich vollkommen einen Mann, der neben dem Kutscher sitzt und ihm durch ein Zeichen bedentet, er solle denselben Weg einschlagen, wie der Fiacre.“

„Diese arme, junge Dame wurde verfolgt,“ sagte die Mayeur unruhig.

„Ohne Zweifel; ich stürze dem Fiacre nach, ich erreiche ihn, und neben dem Kutschenschlage herlaufend sage ich durch die herabgelassenen Vorhänge zu der jungen Dame: „„Nehmen Sie sich in Acht, Madame, Sie werden von einem Cabriolet verfolgt.““

„Gut, gut, Agricol... hat sie Dir geantwortet?“

„Ich höre sie mit einem herzzerreißenden Ausdrucke: „„Großer Gott!““ rufen. Der Fiacre fährt weiter. Bald kommt das Cabriolet an mir vorüber, und ich sehe neben dem Kutscher einen dicken, langen Mann mit rothem Gesichte, der, da er mich dem Fiacre hatte nachlaufen sehen, wohl etwas vermuthete, denn er schaute mich mit unruhiger Miene an.“

„Und wann kommt Herr Hardy zurück?“ versetzte die Mayeux.

„Morgen oder übermorgen. Nun, meine gute Mayeux, rathe mir. Diese junge Dame liebt Herrn Hardy, das ist offenbar. Sie ist ohne Zweifel verheirathet, da sie so verlegen aussah, als sie mit mir sprach, und einen Schrei des Schreckens ausstieß, da ich ihr sagte, daß man sie verfolge... Was soll ich thun? Ich hatte Lust, den Vater Simon um Rath zu fragen, aber er ist so streng... und dann in seinem Alter... eine Liebesgeschichte!... indeß Du, meine gute Mayeux, die Du so gefühlvoll, so zart bist, dies begreifen wirst.“

Das junge Mädchen bebte und lächelte bitter. Agricol bemerkte es nicht und fuhr fort:

„Auch sagte ich mir: nur die Mayeux kann mir rathen. Gesetzt, Herr Hardy kommt morgen zurück, soll ich ihm sagen, was vorgefallen ist, oder nicht?“

„Warte doch!...“ rief die Mayeux, Agricol unterbrechend, indem sie ihre Erinnerungen zu sammeln schien. „Als ich in das Sainte=Marie Kloster ging, um mir von der Superiorin Arbeit zu erbitten, machte sie mir den Antrag, als Arbeiterin im Tagelohn in ein Haus einzutreten, wo ich überwachen oder, genauer gesagt... spioniren sollte.“

„Die Elende!“

„Und weißt Du,“ sprach die Mayeur, „bei wem ich eintreten sollte, um dieses unwürdige Handwerk zu treiben? Bei einer Frau von… Fremont oder Bremont… ich kann mich nicht mehr genau erinnern… bei einer sehr religiösen Frau, deren Tochter jedoch, eine noch nicht lange verheirathete junge Dame, die ich hauptsächlich bespähen sollte, wie mir die Superiorin sagte, beständig Besuche von einem Fabrikanten empfinge.“

„Was sagst Du?“ rief Agricol, „dieser Fabrikant wäre…“

„Herr Hardy… Ich hatte zu viele Gründe, um den Namen, welchen die Superiorin aussprach, zu behalten… Seit diesem Tage sind so viele Ereignisse vorgefallen, daß ich diesen Umstand völlig vergessen hatte. Es scheint demnach wahrscheinlich, daß die junge Dame diejenige ist, von welcher in dem Kloster die Rede war.“

„Welches Interesse hatte die Superiorin bei dieser Späherei?“ fragte der Grobschmied.

„Ich weiß es nicht; aber Du siehst, das Interesse, welches sie zu ihrer Handlungsweise veranlaßte, waltet noch ob, da diese junge Dame von Spionen verfolgt worden ist, und vielleicht hat man sie zu dieser Stunde bereits angezeigt… entehrt… Ah, das ist furchtbar!“

Und da sie Agricol beben sah, fügte die Mayeur bei: „Aber was hast Du denn?“

„Und warum nicht?“ sagte der Schmied mit sich sprechend, „wenn dies Alles von derselben Quelle ausginge! Die Superiorin eines Klosters kann sich wohl mit einem Abbé verständigen… Aber dann… in welcher Absicht?“

„Erkläre Dich doch, Agricol,“ versetzte die Mayeur, „und wie ist es mit Deiner Wunde? Wie hast Du sie erhalten? Ich beschwöre Dich, beruhige mich!“

„Gerade von meiner Wunde will ich mit Dir spre-

chen.... denn in der That, je mehr ich es mir überlege, desto mehr scheint mir das Abenteuer dieser jungen Dame mit andern Umständen in Verbindung zu stehen."

„Was sagst Du?"

„Denke Dir, daß seit einigen Tagen seltsame Dinge in der Umgegend unserer Fabrik vorgehen: vor Allem, da wir uns jetzt in der Fastenzeit befinden, ist ein Abbé von Paris, ein schöner, großer Mann, wie man sagt, in das Dorf Villiers gekommen, das nur eine Viertelmeile von unserer Werkstätte entfernt liegt. Dieser Abbé hat Gelegenheit gefunden, in seiner Predigt Herrn Hardy anzugreifen und zu verleumden."

„Wie dies?"

„Herr Hardy hat eine Art von gedruckter Ordnung in Beziehung auf unsere Arbeit und auf unsern Antheil an der Einnahme, den er uns bewilligt, gemacht. Dieser Ordnung sind mehre eben so edle, als einfache Grundsätze und ein paar gemein verständliche Lehren der Brüderlichkeit, Auszüge aus verschiedenen Religionen und verschiedenen Philosophen, angehängt. Aus dem, was Herr Hardy unter den allerreinsten religiösen Vorschriften auswählte, schloß der Herr Abbé, Herr Hardy hätte keine Religion, und von diesem Thema ging er aus, nicht nur, um ihn auf der Kanzel anzugreifen, sondern auch um unsere Fabrik als einen Herd des Verderbens und der Verdammniß zu bezeichnen, weil, statt seine Predigten zu hören oder in die Schenke zu gehen, unsere Kameraden, ihre Frauen und ihre Kinder den Sonntag damit zubringen, daß sie ihre kleinen Gärten anbauen, vorlesen, im Chor singen oder in Familie in unserem gemeinschaftlichen Hause tanzen. Der Abbé ging sogar so weit, daß er behauptete, die Nachbarschaft eines solchen Haufens von Atheisten — so nannte er uns — könnte den Zorn des Himmels auf ein Land herabziehen. Man spreche viel von der Cholera, welche rasch vorrücke, und es wäre möglich, daß in Folge un-

serer gottlosen Nähe die ganze Nachbarschaft von dieser Rachegeißel getroffen würde."

„Aber unwissenden Leuten dergleichen Dinge sagen," rief die Mayeur, „heißt gleichsam, sie zu unseligen Handlungen aufreizen."

„Das war es gerade, was der Abbé wollte."

„Was sagst Du?"

„Die Bewohner der Gegend, ohne Zweifel angereizt durch einige Aufwiegler, zeigen sich feindselig gegen die Arbeiter der Fabrik. Man hat, wenn nicht ihren Haß, doch wenigstens ihren Neid ausgebeutet... Während sie uns gemeinschaftlich leben, gut quartiert, gut genährt, gut erwärmt, gut gekleidet, thätig, heiter und arbeitsam sahen, wurde ihre Eifersucht noch aufgestachelt durch die Predigten des Abbé und durch die dumpfen Ränke einiger schlechter Bursche, in denen ich die schlimmsten Arbeiter von Herrn Tripeaud, unserem Concurrenten, erkannte. Alle diese Aufreizungen fangen an, ihre Früchte zu tragen. Es haben bereits mehrere Streitigkeiten zwischen uns und den Bewohnern der Umgegend stattgefunden... Bei einem von diesen Händeln erhielt ich einen Steinwurf an den Kopf."

„Ist es gewiß von keiner Bedeutung?" fragte die Mayeur unruhig.

„Durchaus nicht, sage ich Dir; aber die Feinde von Herrn Hardy haben sich nicht auf Predigten beschränkt: sie setzten etwas noch viel Gefährlicheres in das Werk."

„Und was denn?"

„Ich und beinahe alle meine Kameraden haben im Juli tüchtig geschossen; aber für jetzt und aus gewissen Gründen kommt es uns nicht zu, die Waffen zu ergreifen. Das mag nicht die Meinung der ganzen Welt sein. Wir tadeln darüber Niemand, doch wir haben unsere eigenen Gedanken und der Vater Simon, der so brav ist, wie sein Sohn, und ein besserer Patriot, wie irgend Jemand in der Welt, billigt unser

Verfahren und leitet uns. Seit einigen Tagen findet man nun um die Fabrik her, im Garten, in den Höfen, gedruckte Zettel, worin man uns sagt: „„Ihr seid Feige, Selbstsüchtler; weil Euch der Zufall einen guten Herrn gegeben hat, bleibt Ihr gleichgültig bei dem Unglücke Eurer Brüder und gegen die Mittel, sie zu emancipiren. Der materielle Wohlstand entnervt Euch!““

„Mein Gott, Agricol, welche furchtbare Hartnäckigkeit im Bösen!...“

„Ja... und leider haben diese Ränke angefangen, einigen Einfluß auf mehrere von unseren jüngeren Kameraden auszuüben; da man sich im Ganzen an edle und stolze Gefühle wandte, so fand sich auch ein Echo.. bereits haben sich einige Keime der Spaltung in unseren einst so brüderlich vereinigten Werkstätten entwickelt; man fühlt, daß hier eine dumpfe Gährung herrscht; ein kaltes Mißtrauen nimmt bei Einigen die Stelle der gewöhnlichen Herzlichkeit ein... Wenn ich Dir nun sage, daß die über die Mauern der Fabrik geworfenen Zettel, welche unter uns zur Uneinigkeit Anlaß gegeben haben, von Emissären des Prediger Abbé verbreitet worden sind, findest Du dann nicht auch, daß Alles dies, im Zusammenhang mit dem, was diesen Morgen der jungen Dame begegnet ist, beweist, daß Herr Hardy seit Kurzem zahlreiche Feinde hat?“

„Ich finde das furchtbar, wie Du, Agricol,“ erwiederte die Mayeux, „und die ganze Sache kommt mir so ernst vor, daß nur Herr Hardy allein über diesen Gegenstand entscheiden kann. In Beziehung auf das, was diesen Morgen der jungen Dame begegnet ist, bin ich der Ansicht, daß Du, sobald Herr Hardy zurückgekehrt sein wird, Dir eine Unterredung von ihm erbitten und, so zarter Natur eine solche Mittheilung auch sein mag, ihm Alles sagen mußt, was vorgefallen ist.“

„Das setzt mich sehr in Verlegenheit... Fürchtest

Du nicht, ich bekomme den Anschein, als wollte ich in seine Geheimnisse eindringen?"

„Wenn die junge Dame nicht verfolgt worden wäre, würde ich Deine Bedenklichkeiten theilen. Aber man hat sie bespäht... sie läuft irgend eine Gefahr... es ist Deine Pflicht, Herrn Hardy davon in Kenntniß zu setzen... Nimm an, diese Dame, was sehr wahrscheinlich ist, sei verheirathet... ist es dann aus tausend Gründen nicht besser, wenn Herr Hardy von dem Vorfalle unterrichtet wird?"

„Das ist richtig, meine gute Mayeux... ich werde Deinen Rath befolgen, Herr Hardy soll Alles erfahren... Da wir nun von den Anderen gesprochen haben, sprechen wir auch von mir... ja von mir... denn es handelt sich um eine Sache, von der das Glück meines Lebens abhängen kann," fügte Agricol mit ernstem Tone bei.

„Du weißt," sprach der Grobschmied nach kurzem Stillschweigen, „daß ich Dir seit meiner Kindheit nichts verborgen, daß ich Dir Alles, durchaus Alles gesagt habe."

„Ich weiß es, Agricol, ich weiß es," sagte die Mayeux und reichte dem Schmied die weiße, magere Hand, die dieser herzlich drückte, wonach er also fortfuhr:

„Wenn ich Dir sage, ich habe Dir nichts verborgen, so täusche ich mich; ich habe Dir meine kleinen Liebschaften verborgen, und zwar, weil, wenn man einer Schwester auch Alles sagen kann... es doch Dinge gibt, von denen man mit einem würdigen, ehrlichen Mädchen, wie Du bist, nicht sprechen soll."

„Ich danke Dir, Agricol... ich habe Deine Zurückhaltung in dieser Hinsicht wahrgenommen," antwortete die Mayeux die Augen niederschlagend und heldenmüthig den Schmerz überwindend, der ihr Inneres zerriß, „ich danke Dir dafür."

„Aber gerade, weil ich es mir zur Pflicht gemacht

hatte, nie von meinen kleinen Liebschaften zu sprechen, sagte ich zu mir:... wenn mir etwas Wichtiges begegnet... eine Liebe, die mich an eine Heirath denken lassen würde... oh! dann... wie man zuerst seiner Schwester anvertraut, was man hernach seinem Vater und seiner Mutter vorlegt, dann soll meine gute Mayeux zuerst unterrichtet werden."

„Du bist sehr gut, Agricol..."

„Nun, das Wichtige hat sich ereignet, ich bin wahnsinnig verliebt und denke an eine Heirath."

Bei diesen Worten von Agricol fühlte sich die Mayeux einen Augenblick völlig gelähmt, es kam ihr vor, als stockte ihr Blut und würde zu Eis in ihren Adern... sie glaubte zu sterben... ihr Herz hörte auf zu schlagen; sie fühlte, nicht, wie es brach, sondern wie es zerschmolz, zu nichte wurde. Dann, nachdem diese niederschmetternde Bewegung vorüber war, fand das unglückliche Mädchen, wie die Märtyrer in der übermäßigen Aufregung eines heftigen Schmerzes die furchtbare Kraft fanden, welche sie mitten unter den Qualen lächeln machte, in der Furcht, das Geheimniß ihrer lächerlichen, unseligen Liebe durchdringen zu lassen, eine unglaubliche Macht; sie hob das Haupt empor, schaute den Grobschmied ruhig, beinahe heiter an und sagte mit sicherer Stimme zu ihm:

„Ah! Du liebst Jemand... im Ernste?"

„Das heißt, meine gute Mayeux, seit vier Tagen lebe ich nicht mehr... oder vielmehr, ich lebe nur von dieser Liebe."

„Erst seit vier Tagen bist Du verliebt?"

„Nicht länger, aber die Zeit thut nichts zur Sache."

„Und... sie ist hübsch?"

„Brünett... ein Nymphenwuchs... weiß, wie eine Lilie... blaue Augen, groß wie diese und eben so sanft ... eben so gut, wie die Deinigen..."

„Du schmeichelst mir, Agricol."

„Nein, nein, ich schmeichle Angele... denn so heißt sie... Was für ein schöner Name!... nicht wahr, meine gute Mayeur?"

„Das ist ein reizender Name," sprach die Arme und verglich in ihrem Inneren mit bitterem Schmerze diesen lieblichen Namen mit dem Spottnamen die Mayeur, den ihr der brave Agricol gab, ohne daran zu denken.

Sie wiederholte mit einer furchtbaren Ruhe:

„Angele... ja, das ist ein reizender Name."

„Nun so denke Dir, dieser Name sei das Bild, nicht nur ihres Antlitzes, sondern auch ihres Herzens... Mit einem Worte, es ist ein Herz, das, wie ich glaube, beinahe auf einer Höhe mit dem Deinigen steht."

„Sie hat meine Augen ... sie hat mein Herz," sprach die Mayeur lächelnd, „es ist sonderbar, wie wir uns gleichen."

Agricol bemerkte die verzweifelte Ironie nicht, welche diese Worte verbargen, und er fuhr mit einer eben so aufrichtigen, als unerbittlichen Zärtlichkeit fort:

„Glaubst Du, meine gute Mayeur, ich hätte mich von einer ernstlichen Liebe erfassen lassen, wenn nicht in dem Charakter, in dem Geiste, in dem Herzen derjenigen, welche ich liebe, viel von Dir gewesen wäre?"

„Stille, mein Bruder," sprach die Unglückliche lächelnd,... „ja, sie hatte den Muth, sie hatte die Kraft zu lächelnd; „Du scheinst heute ganz im Zuge der Galanterie zu sein;... und wo hast Du die hübsche Person kennen gelernt?"

„Es ist ganz einfach die Schwester von einem meiner Kameraden; seine Mutter ist Vorsteherin der gemeinschaftlichen Wäscherei der Arbeiter; sie bedurfte eine Gehülfin, und da man nach der Gewohnheit der Association vorzugsweise die Verwandten der Gesellschaftsmitglieder anstellt,... so ließ Madame Bertin,

dies ist der Name der Mutter meines Kameraden, aus Lille ihre Tochter kommen, welche daselbst bei einer von ihren Muhmen lebte, und seit fünf Tagen ist sie nun bei der Wäscherei beschäftigt... Am ersten Tage, wo ich sie sah, plauderte ich, als es Feierabend geworden war, drei Stunden mit ihr, mit ihrer Mutter und ihrem Bruder; ich fühlte mich im Innersten meines Herzens ergriffen; am andern Tage, am zweiten Tage vermehrte sich dies noch... und jetzt bin ich wie toll verliebt... und entschlossen, sie zu heirathen, je nach dem, was Du sagen wirst."

„Ich begreife Dich nicht, Agricol."

„Du kennst mein unbeschränktes Vertrauen zu dem unglaublichen Instinkte Deines Herzens; oft hast Du mir gesagt: Agricol mißtraue Jenem, liebe Diesen, baue auf einen Dritten... nie hast Du Dich getäuscht. Du mußt mir nun denselben Dienst leisten... Du bittest Fräulein von Cardoville um einen kurzen Urlaub; ich führe Dich in die Fabrik; ich habe mit Madame Bertin und ihrer Tochter von Dir als von meiner geliebten Schwester gesprochen; und nach dem Eindruck, den Du fühlst, wenn Du Angele gesehen hast, erkläre ich mich oder erkläre ich mich nicht. Es ist, wenn Du willst, eine Kinderei, ein Aberglaube von meiner Seite, aber ich bin so..."

„Es sei," sprach die Mayeux heldenmüthig; „ich werde Mademoiselle Angele sehen; ich werde Dir sagen, was ich von ihr denke, und zwar, hörst Du wohl, ganz aufrichtig."

„Ich weiß es.... Und wann wirst Du kommen?"

„Ich muß Fräulein von Cardoville fragen, an welchem Tage sie meiner nicht bedarf; ich werde es Dir dann zu wissen thun."

„Ich danke, meine gute Mayeux," sprach Agricol voll Freude, und er fügte lächelnd bei: „nimm Dein bestes Urtheil, Dein Festtagsurtheil mit."

„Scherze nicht, Bruder," erwiederte die Mayeux

mit sanftem, traurigem Tone; „die Sache ist ernst, es handelt sich um das Glück Deines ganzen Lebens."

In diesem Augenblick klopfte man bescheiden an die Thüre.

„Herein," rief die Mayeux.

Florine erschien.

„Das Fräulein bittet Sie, sogleich hinauf kommen zu wollen, wenn Sie nicht beschäftigt sind," sprach Florine zu der Mayeux.

Diese stand auf und sagte, sich an Agricol wendend:

„Willst Du einen Augenblick warten? Ich frage Fräulein von Cardoville, über welchen Tag ich verfügen darf, und komme sogleich zurück, um es Dir zu sagen."

Hienach entfernte sich das Mädchen und ließ Agricol mit Florine allein.

„Ich hätte sehr gewünscht, Fräulein von Cardoville heute danken zu können," sagte Agricol, „aber ich befürchtete, unbescheiden zu sein."

„Das Fräulein ist heute etwas leidend," erwiederte Florine, „aber ich bin überzeugt, daß sich meine Gebieterin ein Vergnügen daraus machen wird, Sie zu sehen, sobald es ihr etwas besser geht."

Die Mayeux kehrte zurück und sagte zu Agricol:

„Wenn Du mich morgen um drei Uhr abholen willst, um nicht Deinen ganzen Tag zu verlieren, so gehen wir mit einander in die Fabrik, und Du führst mich dann am Abend wieder nach Hause."

„Morgen also, um drei Uhr, meine gute Mayeux."

„Morgen um drei Uhr, Agricol."

. . . .

Am Abend desselben Tages, als Alles ruhig im Hotel war, kehrte die Mayeux, welche bis zehn Uhr bei Fräulein von Cardoville geblieben war, in ihr Schlafzimmer zurück und verschloß die Thüre; nun,

da sie sich allein, frei und ohne Zwang sah, warf sie sich vor einem Lehnstuhle auf die Kniee und zerfloß in Thränen.

Die arme weinte lange... sehr lange.

Als sie keine Thränen mehr hatte, trocknete sie ihre Augen, näherte sich ihrem Bureau, zog den Carton aus dem Aufsatze, nahm aus dem Versteck das Manuscript, welches Florine am Abend vorher durchblättert hatte und schrieb einen Theil der Nacht in das Heft.

Neunzehntes Kapitel.

Das Tagebuch der Mayeur.

Die Mayeur schrieb, wie gesagt, einen Theil der Nacht in ein Heft, welches am Tage zuvor Florine entdeckt und durchlaufen hatte, ohne daß sie es wagte, dasselbe zu entwenden, bevor sie die Personen, welche sie zu ihrer Handlungsweise antrieben, befragt und ihre letzten Befehle in dieser Hinsicht eingeholt hätte.

Wir wollen das Bestehen dieses Manuscriptes erklären, ehe wir es vor dem Leser öffnen.

An dem Tage, wo die Mayeur ihre Liebe für Agricol entdeckte, wurde das erste Wort dieses Manuscriptes geschrieben.

Die Mayeur war mit einem wesentlich ausdehnbaren Charakter begabt, fühlte sich dabei aber immer durch die Furcht vor der Lächerlichkeit niedergedrückt, durch eine Furcht, deren schmerzliche Uebertreibung ihre einzige Schwäche war... Wem hätte die Unglückliche unter diesen Umständen das Geheimniß ihrer traurigen Leidenschaft anvertrauen sollen, wenn nicht dem Papier, diesem stummen Vertrauten in den Schatten gestellter oder verwundeter Gemüther, diesem geduldigen, stillschweigenden, kalten Freunde, de

wenn er nicht auf herzzerreißende Klagen antwortet, doch wenigstens stets hört, stets sich erinnert!

Wenn ihr Herz von bald traurigen und süßen, bald bittern und tief einschneidenden Bewegungen überströmte, fand die arme Arbeiterin einen schwermüthigen Reiz in diesen stummen und einsamen Ergießungen, die sich einmal in eine einfache und rührende poetische Form kleideten, ein andermal in naiver Prosa niedergeschrieben wurden, und so gewöhnte sie sich allmälig daran, diese Vertraulichkeiten nicht auf das zu beschränken, was Agricol berührte. Obgleich er immer im Hintergrunde aller ihrer Gedanken lag, so trugen doch gewisse Reflexionen, welche in ihrem Inneren durch den Anblick der Schönheit, der glücklichen Liebe, der Mütterlichkeit, des Reichthums und des Mißgeschicks hervorgerufen wurden, gleichsam zu sehr das innige Gepräge ihrer ausnahmsweisen Persönlichkeit an sich, als daß sie es gewagt hätte, dieselben auch nur Agricol mitzutheilen.

Dies war also das Tagebuch eines armen, gebrechlichen, mißstalteten Mädchens aus dem Volke, welches jedoch ein engelisches Gemüth und einen schönen, durch die Lecture, durch das Nachsinnen, durch die Einsamkeit entwickelten Verstand besaß. Dies waren die unbekannten Zeilen, welche indessen scharfe und tiefe Wahrnehmungen über Menschen und Dinge aufgefaßt aus dem Gesichtspunkte enthielten, in welchen das Geschick diese Unglückliche gestellt hatte.

Folgende Worte da und dort unterbrochen oder von Thränen befleckt, je nach dem Gange der Gemüthsbewegungen, welche sich der Mayeux bemächtigt hatten, als sie am Abend zuvor die tiefe Liebe Agricols für Angele erfuhr, bildeten die letzten Zeilen dieses Tagebuchs.

Freitag den 3. März 1832.

„..... Meine Nacht war durch keinen peinlichen Traum bewegt gewesen. Diesen Morgen stand ich ohne eine traurige Ahnung auf.

„Ich war ruhig, voll inneren Friedens, als Agricol erschien.

„Er kam mir nicht aufgeregt vor; er war wie immer, einfach, herzlich. Zuerst sprach er mit mir von einem Ereigniß, das Herrn Hardy betrifft, und dann sagte er ohne Uebergang, ohne Zögern:

„„Seit vier Tagen bin ich wahnsinnig verliebt .... dieses Gefühl ist so ernster Natur, daß ich mich zu verheirathen gedenke.... Ich komme, um Dich um Rath zu fragen."

„Auf diese Art wurde die für mich so niederschmetternde Mittheilung gemacht ... natürlich, herzlich ... ich auf der einen Seite des Kamins, Agricol auf der andern, als ob wir über gleichgültige Dinge plauderten.

„Es bedarf indessen nicht mehr, um einem das Herz zu brechen. .... Es tritt Einer ein, umarmt Euch brüderlich, setzt sich .... spricht mit Euch .... und dann ....

„Oh mein Gott, ... mein Gott! mein Kopf verwirrt sich ...."

. . . .

„Ich fühle mich ruhiger. Auf, Muth gefaßt, armes Herz! ... Muth, wenn eines Tags das Unglück mich abermals niederbeugt, so lese ich diese Zeilen, geschrieben unter dem Eindrucke des grausamsten Schmerzes, den ich je empfinden werde, und sage mir: Was ist der gegenwärtige Kummer im Vergleich mit dem vergangenen?

„Mein Schmerz ist ein grausamer Schmerz!.... Er ist ungerecht, lächerlich, schmählich ... ich würde es nie wagen, ihn zu gestehen ... nicht einmal der zärtlichsten, der nachsichtigsten der Mütter.

„Ach! es gibt gräßliche Leiden, welche jedoch machen, daß man mit Fug und Recht dabei aus Mitleid oder aus Verachtung die Achseln zuckt. Ach! .... das ist das verbotene Unglück ....

„Agricol hat mich gebeten, morgen das Mädchen zu sehen, das er so leidenschaftlich liebt und das er heirathen wird, wenn ihm der Instinkt meines Herzens zu dieser Heirath räth. ... Dieser Gedanke ist der schmerzlichste von allen denjenigen, welche mich martern, seitdem er mir so unbarmherzig seine Liebe angekündigt hat.

„Unbarmherzig. ... Nein, Agricol, nein, nein, Bruder, vergib diesen ungerechten Schrei meines Leidens! ... Weißt Du ... kannst Du nur vermuthen, daß ich Dich stärker liebe, als Du liebst und als Du je dieses reizende Geschöpf lieben wirst.

„„Brünett, ein Nymphenwuchs ... weiß, wie eine Lilie, und blaue Augen ... groß wie diese .... und beinahe so sanft, wie die Deinigen ...““ sagte er zu mir, als er mir ihr Porträt entwarf.

„Armer Agricol, mein Gott, wie würde er gelitten haben, wenn er gewußt hätte, daß mir jedes seiner Worte das Herz zerriß!

„Nie habe ich besser, als in diesem Augenblick, das tiefe, zärtliche Mitleid gefühlt, welches einem Menschen ein liebevolles, gutes Wesen einflößt, das ihn in seiner aufrichtigen Unwissenheit auf den Tod verwundet und ihm dabei zulächelt.

„Man tadelt es auch nicht ... nein .... man beklagt dieses Wesen wegen des großen Schmerzes, den dasselbe bei der Entdeckung des von ihm verursachten Uebels fühlen würde.

„Seltsamer Weise war mir Agricol nie schöner vorgekommen, als an diesem Morgen. ... Wie war sein Gesicht so sanft erregt, als er von der Unruhe der jungen hübschen Frau sprach! Während er mir von

der Angst einer Frau erzählte, welche es wagt, sich für den Mann zu Grunde zu richten, den sie liebt, fühlte ich, wie mein Herz gewaltig bebte ... wie meine Hände brannten und ein sanftes Schmachten sich meiner bemächtigte ... Lächerlichkeit und Spott!!! habe ich das Recht, so bewegt zu werden?

. . . .

„Ich erinnere mich, im Verlauf des Gespräches warf ich einen raschen Blick in den Spiegel. Ich war stolz darauf, so gut gekleidet zu sein. Er schien es nicht einmal zu bemerken. Gleichviel, es kam mir vor, meine Haube stünde mir gut, meine Haare wären glänzend, mein Blick sanft.

„Ich fand Agricol so schön ... daß es mir gelang, mich weniger häßlich zu finden, als gewöhnlich!! ohne Zweifel, um mich in meinen eigenen Augen zu entschuldigen, daß ich ihn zu lieben wagte.

„Im Ganzen mußte das, was heute geschieht, früher oder später einmal geschehen. ...

„Ja, und das ist tröstlich wie der Gedanke ... für diejenigen, welche das Leben lieben, daß der Tod nichts ist, weil er früher oder später einmal eintreten muß.

„Was mich stets vor dem Selbstmorde bewahrt hat ..... vor diesem letzten Worte des Unglücklichen, welcher lieber Gott entgegengehen, als unter seinen Geschöpfen bleiben will ... das ist das Pflichtgefühl .... Man darf nicht nur an sich allein denken.

„Und ich sagte mir auch: Gott ist gut, stets gut, denn die entblößtesten Menschen finden immer noch die Fähigkeit, in sich, zu lieben .... sich aufzuopfern. Wie kommt es, daß mir, der Schwachen, der Gebrechlichen, stets vergönnt war, irgend Jemand hülfreich oder nützlich zu sein.

„So war ich heute sehr versucht, mit dem Leben zu endigen, weder Agricol, noch seine Mutter bedürfen mehr meiner ..... ja, ... aber die Unglücklichen,

zu deren Vorsehung mich Fräulein von Cardoville gemacht hat! .... Meine Wohlthäterin selbst ... obgleich sie mich liebevoll getadelt hat wegen der Hartnäckigkeit meines Argwohns in Beziehung auf diesen Menschen? Mehr als je fürchte ich für sie ... mehr als je fühle ich sie bedroht .... mehr als je baue ich auf den Nutzen meiner Anwesenheit bei ihr ....

„Ich muß also leben ....

„Leben, um morgen das Mädchen zu sehen, das Agricol so heiß liebt.

„Mein Gott! ... warum habe ich denn immer den Schmerz und nie den Haß gekannt? ... Es muß ein bitterer Genuß in dem Hasse liegen .... So viele Leute hassen! .... vielleicht werde ich sie hassen, diese Angele ... wie er sie nannte, als er naiv zu mir sagte:

„„Ein reizender Name ... Angele ... nicht wahr, Mayeux?““

„Diesen Namen, welcher an einen anmuthreichen Gedanken erinnert, mit dem Spottnamen, mit dem ironischen Symbol meiner Mißstaltung vergleichen! ...

„Armer Agricol! .... armer Bruder! sage mir, die Güte ist also zuweilen ebenso unbarmherzig blind, als die Bosheit! ...

„Ich, dieses junge Mädchen hassen? ... und warum? hat mir Angele die Schönheit geraubt, welche Agricol verführt? Darf ich ihr grollen, weil sie schön ist?

„Als ich noch nicht an die Folgen meiner Häßlichkeit gewöhnt war, fragte ich mich mit bitterer Neugierde, warum der Schöpfer seine Geschöpfe so ungleichmäßig ausgestattet hätte? ... Die Gewohnheit gewisser Schmerzen hat es zugelassen, daß ich ruhiger nachdachte. Ich überzeugte mich endlich und glaube, daß mit der Häßlichkeit und der Schönheit die zwei edelsten Gemüthsbewegungen, die Bewunderung und das Mitleid, verbunden sind.

„Diejenigen, welche sind, wie ich, bewundern die

Schönen, wie Angele, wie Agricol, und diese fühlen ihrerseits ein rührendes Mitleid mit denjenigen, welche mir gleichen.

„Man hegt zuweilen so unsinnige Hoffnungen .... in Folge davon, daß Agricol in einem Gefühle der Schicklichkeit nie mit mir von seinen kleinen Liebschaften sprach, wie er es nannte, überredete ich mich manchmal, er hätte keine ... er liebte mich, aber für ihn wäre, wie für mich, die Lächerlichkeit ein unübersteigliches Hinderniß. Ja, ich habe sogar Verse über diesen Gegenstand gemacht. Dies sind, wie ich glaube, von allen die am wenigsten schlechten.

„Meine Lage ist höchst seltsam!... Wenn ich liebe, bin ich lächerlich, wenn man mich liebt,... so ist man noch viel lächerlicher.

„Wie konnte ich dies so sehr vergessen, daß ich litt, daß ich leide, wie ich heute leide? Aber gesegnet sei dieses Leiden, weil es nicht den Haß erzeugt. Nein, nein, ich werde dieses junge Mädchen nicht hassen; ich werde meine Schwesterpflicht bis zum Ende erfüllen... ich werde mein Herz hören, ich habe den Instinkt der Erhaltung Anderer ... er soll mich leiten, erleuchten.

„Ich fürchte nur, daß ich beim Anblick dieses Mädchens in Thränen zerfließen und nicht im Stande sein werde, meine Aufregung zu überwinden... Aber mein Gott, welche Entdeckung wird Agricol in meinen Thränen machen! Er ... die tolle Liebe entdecken, die er mir einflößte ... o nie! Der Tag, an welchem er sie erfahren würde, wäre der letzte meines Lebens. Es gäbe dann für mich etwas über meiner Pflicht, den Willen der Schmach, einer unheilbaren Schmach zu entgehen, die in meinem Innern beständig brennen würde, wie ein glühendes Eisen.

„Nein, nein, ich werde ruhig sein... Habe ich denn nicht oft muthig in seiner Gegenwart eine furchtbare Prüfung ausgehalten? Ich werde ruhig sein... mein

Persönlichkeit darf überdieß jenes zweite Gesicht nicht verdunkeln, das so klar sieht für diejenigen, welche ich liebe.

„Oh! peinliche . . . peinliche Aufgabe! denn die Furcht, unwillkürlich einem schlimmen Gefühle zu weichen, darf mich auch nicht zu nachsichtig für dieses junge Mädchen machen. Ich könnte auf diese Art die Zukunft von Agricol gefährden, weil, wie er sagt, meine Entscheidung allein ihn führen soll.

„Ich armes Geschöpf! . . . wie ich mich selbst täusche. Agricol verlangt meinen Rath, weil er glaubt, ich werde nicht den traurigen Muth haben, seiner Leidenschaft entgegen zu treten, oder er wird mir sagen: Gleichviel... ich liebe... und trotze der Zukunft. Aber wenn der Instinkt meines Herzens, wenn mein Rath ihn nicht führen sollen, wenn sein Entschluß vorher gefaßt ist, wozu dann morgen der für mich so grausame Auftrag?

„Wozu? um ihm zu gehorchen? Hat er mir denn nicht gesagt: Komm!

„Wie oft, wenn ich an meine Anhänglichkeit an ihn dachte, fragte ich mich in der tiefsten Tiefe meines Herzens, ob ihm je der Gedanke gekommen sei, mich anders zu lieben, als wie eine Schwester? ob er sich je gesagt habe, was für eine ergebene Frau er an mir hätte?

„Und warum sollte er sich dies gesagt haben? So lange er gewollt hat, so lange er es wollen wird, bin ich für ihn gewesen und werde sein... eben so ergeben, als wäre ich seine Frau, seine Schwester, seine Mutter. Warum sollte ihm dieser Gedanke gekommen sein? Denkt man je daran, sich das zu wünschen, was man besitzt?

„Ich mit ihm verheirathet? Mein Gott!... dieser eben so unsinnige als unaussprechliche Traum... diese Gedanken voll himmlischer Sanftheit, welche alle Gefühle, von dem der Liebe bis zu dem der Mütterlichkeit,

umfassen... sind mir diese Gedanken und diese Gefühle nicht verboten, will ich nicht eben so lächerlich werden, als trüge ich Kleider und Schmucksachen, welche mir meine Häßlichkeit und meine Mißstaltung verbieten?

„Ich möchte doch wissen, ob ich, als ich noch in die grausamste Armuth versunken war, bei der Mittheilung der bevorstehenden Heirath von Agricol mehr gelitten hätte, als ich heute leide. Hätten der Hunger, die Kälte, das Elend mich von diesem brennenden Schmerze abgezogen, oder hätte mich vielmehr dieser brennende Schmerz von dem Hunger, der Kälte und dem Elend abgezogen?...

„Nein, nein, diese Ironie ist zu bitter; es ist nicht gut von mir, daß ich so spreche. Warum dieser so tiefe Schmerz? worin haben sich die Zuneigung, die Achtung, die Werthschätzung Agricols für mich verändert? Ich beklage mich... und was wäre es, großer Gott! wenn ich, wie dies leider nur zu oft geschieht, schön wäre und zärtlich liebte, und er mich einer minder schönen, minder liebevollen vorzöge!... Wäre ich dann nicht noch tausendmal unglücklicher, denn ich könnte, ich müßte ihn tadeln, während ich ihm nicht grollen kann, weil er nie an eine, der Lächerlichkeit wegen unmögliche, Verbindung gedacht hat.

„Und hätte er sie auch gewollt, würde ich wohl je so selbstsüchtig gewesen sein, meine Einwilligung zu geben?... Ich habe viele Zeilen dieses Tagebuchs so zu schreiben angefangen, wie ich diese hier schrieb... das Herz in Bitterkeit getaucht, und beinahe immer beruhigte sich mein Gemüth, je mehr ich dem Papier sagte, was ich nie einem Menschen zu sagen gewagt hätte. Dann kam die Resignation... die Resignation, meine Heilige, welche, die Augen in Thränen gebadet, lächelt, leidet, liebt und nie hofft!..."

. . . .

Diese Worte waren die letzten des Tagebuchs.

Man sah an den zahlreichen Thränen, daß die Unglückliche oft in ein Weinen ausgebrochen war.

Gelähmt durch so große Gemüthsbewegungen hatte die Mayeux am Ende der Nacht das Heft wieder hinter den Carton gelegt. Sie glaubte es hier nicht mehr in Sicherheit, als irgendwo sonst (denn sie konnte nicht entfernt einen Mißbrauch des Vertrauens ahnen), sondern minder den Blicken ausgesetzt, als in einer von den Schubladen ihres Bureau, die sie häufig vor Aller Augen öffnete.

Wie es sich die Muthige gelobt hatte, wollte sie würdig bis zum Ende ihre Aufgabe erfüllen; sie erwartete am andern Tage Agricol und begab sich, unwandelbar in ihrem heldenmüthigen Entschluß, mit dem Grobschmiede in die Fabrik von Herrn Hardy.

Von dem Abgange der Mayeux unterrichtet, aber einen Theil des Tags durch ihren Dienst bei Fräulein von Cardoville zurückgehalten, und weil sie es vorzog, die Nacht abzuwarten, um die neuen Befehle zu erfüllen, die sie sich erbeten und empfangen hatte, nachdem von ihr in einem Briefe der Inhalt des Tagebuchs der Mayeux gemeldet worden war, trat Florine, gewiß, nicht ertappt zu werden, erst bei völliger Nacht in das Zimmer der jungen Arbeiterin.

Da sie den Ort kannte, wo sie das Manuscript finden würde, so ging sie gerade auf das Bureau zu, zog den Carton heraus, nahm aus ihrer Tasche einen versiegelten Brief und schickte sich an, denselben an die Stelle des Manuscriptes zu legen, das sie entwenden sollte.

In diesem Augenblick zitterte sie so stark, daß sie sich einen Augenblick auf den Tisch stützen mußte.

Es war erwähntermaßen noch nicht jedes gute Gefühl in dem Herzen von Florine erloschen. Sie horchte unseliger Weise den Befehlen, die sie erhielt, sie empfand schmerzlich Alles, was Furchtbares Schändliches in ihrem Benehmen lag... Wenn es

sich einzig und allein um sie gehandelt hätte, so würde sie ohne Zweifel den Muth gehabt haben, eher Allem zu trotzen, als sich einer gehässigen Herrschaft zu unterziehen... Aber dem war leider nicht so und ihr Untergang hätte tödtliche Verzweiflung bei einer Person verursacht, welche sie mehr liebte, als ihr Leben. Sie fügte sich also nicht ohne grausame Pein in einen abscheulichen Verrath.

Obgleich sie beinahe immer nicht wußte, in welcher Absicht man sie handeln ließ, und dies besonders nicht hinsichtlich der Entwendung des Tagebuchs der Mayeux, so hatte sie doch eine unbestimmte Ahnung, daß die Vertauschung des versiegelten Briefes mit dem Manuscripte traurige Folgen für die Mayeux haben müßte, denn sie erinnerte sich der am Tage vorher von Rodin ausgesprochenen düsteren Worte:

„Man muß morgen mit der Mayeux ein Ende machen.“

Was verstand er unter diesen Worten? Wie trug der Brief, den sie an die Stelle des Tagebuchs zu legen beauftragt war, zu diesem Resultate bei?

Sie wußte es nicht, aber sie begriff, daß die so klar sehende Ergebenheit der Mayeux den Feinden von Fräulein von Cardoville einen gerechten Groll verursachte, und daß sie selbst, Florine, der Gefahr ausgesetzt war, ihre Treulosigkeiten von der jungen Arbeiterin entdeckt zu sehen.

Diese letztere Furcht machte dem Zögern von Florine ein Ende. Sie legte den Brief hinter den Carton, stellte diesen wieder an seinen Platz, verbarg das Manuscript unter ihrer Schürze und entfernte sich verstohlen aus dem Zimmer der Mayeux.

Zwanzigstes Kapitel.

Das Tagebuch der Mayeur.

Als Florine einige Stunden, nachdem sie das in der Wohnung der Mayeux entwendete Manuscript verborgen hatte, in ihr Zimmer zurückkehrte, wollte sie, ihrer Neugierde nachgebend, das Heft durchlaufen.

Bald fühlte sie in sich ein wachsendes Interesse, eine unwillkürliche Bewegung, indem sie diese innigen Vertraulichkeiten der jungen Arbeiterin las.

Unter mehreren Stücken in Versen, welche insgesammt eine leidenschaftliche Liebe für Agricol, eine so tiefe, so aufrichtige, so unschuldige Liebe athmeten, daß Florine davon gerührt wurde und die lächerliche Mißstaltung der Mayeux vergaß, unter mehreren Stücken in Versen, sagen wir, fanden sich verschiedene Bruchstücke, Gedanken oder Erzählungen, welche sich auf Thatsachen bezogen. Wir führen einige derselben an, um den tiefen Eindruck zu rechtfertigen, welchen das Lesen dieser Blätter auf Florine hervorbrachte.

Bruchstücke aus dem Tagebuch der Mayeux.

„Es war heute mein Namenstag. Bis zum Abend hegte ich eine tolle Hoffnung.“

„Ich war gestern zu Madame Baudoin hinabgegangen, um eine leichte Wunde zu verbinden, die sie am Beine hatte. Als ich eintrat, war Agricol da. Ohne Zweifel sprach er mit seiner Mutter von mir; denn

sie schwiegen plötzlich und tauschten ein Lächeln des Einverständnisses aus. Und dann bemerkte ich, als ich an der Commode vorüberging, eine hübsche Schachtel von Pappendeckel, auf welcher oben ein Nadelkissen angebracht war. Ich fühlte, wie ich vor Glück roth wurde; ich glaubte, dieses kleine Geschenk wäre für mich bestimmt; aber ich stellte mich, als gewahrte ich nichts.

„Während ich vor seiner Mutter kniete, entfernte sich Agricol. Ich bemerkte, daß er die hübsche Schachtel mitnahm. Nie war Madame Baudoin zärtlicher, mütterlicher gegen mich gewesen, als an diesem Abend. Es kam mir vor, als ob sie sich frühzeitiger, als gewöhnlich, zu Bette legte. Das geschieht, um mich schneller wegzuschicken, dachte ich, damit ich mich früher der Ueberraschung erfreue, welche mir Agricol bereitet hat.

„Wie schlug mein Herz, als ich geschwinde, geschwinde in mein Cabinet hinaufstieg! Ich verharrte einen Augenblick, ohne die Thüre zu öffnen, um mein Glück länger dauern zu lassen.

„Endlich trat ich ein, die Augen von Freudenthränen verschleiert. Ich schaute auf meinen Tisch, auf meinen Stuhl ... auf mein Bett ... nichts .... Die kleine Schachtel war nicht da. Mein Herz schnürte sich zusammen. Dann sagte ich mir, es wird für morgen sein, denn heute ist nur der Vorabend meines Festtages.

„Der Tag ist vorübergegangen, dieser Abend ist gekommen ... Nichts ... Die hübsche Schachtel war nicht für mich ... Auf dem Deckel war ein Nadelkissen angebracht, sie konnte folglich nur für eine Frau bestimmt sein. Wem hat sie Agricol gegeben? ...

„In diesem Augenblick leide ich sehr.

„Der Gedanke, welchen ich mit dem verband, was mir Agricol zu meinem Namenstage wünschen würde, ist kindisch. Ich schäme mich, es zu gestehen; aber es hätte mir bewiesen, daß er nicht vergessen, ich

besitze noch einen andern Namen, als den der Mayeur, welchen er mir beständig gibt.

„Meine Empfindlichkeit in dieser Beziehung ist so unglücklich, so hartnäckig, daß es mir ganz unmöglich dünkt, nicht einen Augenblick von Scham und Kummer ergriffen zu werden, so oft man mich die Mayeur nennt ... und dennoch habe ich seit meiner Kindheit keinen andern Namen gehabt.

„Darum wäre ich sehr glücklich gewesen, wenn Agricol die Gelegenheit meines Festtages benützt hätte, um mich ein einziges Mal bei meinem bescheidenen Namen Madeleine zu nennen.

. . . .

„Zum Glücke wird er nie etwas von diesem Wunsche und diesem Bedauern erfahren.“

Immer mehr ergriffen bei dem Lesen dieser Zeilen von so schmerzlicher Einfachheit wandte Florine einige Blätter um und fuhr fort:

„Ich habe so eben dem Begräbniß der armen kleinen Victoire Herbin, unserer Nachbarin, beigewohnt ... Ihr Vater, ein Tapeziergehülfe, arbeitet seit einiger Zeit ferne von Paris im Wochenlohne. Sie ist mit neunzehn Jahren ohne Verwandte in ihrer Umgebung gestorben. Ihr Todeskampf war nicht schmerzlich. Die brave Frau, welche ihr bis zum letzten Augenblick wartete, sagte uns, sie habe keine andere Worte gesprochen, als die:

„„Endlich ... endlich! ...““

„„Und dies wie mit Zufriedenheit,““ fügte die Alte bei.

„Liebe Kleine! sie ist sehr hinfällig geworden; aber mit fünfzehn Jahren war es eine Rosenknospe. . . . Und so hübsch . . . so frisch, blonde Haare, zart wie Seide. . . . Aber allmälig verwelkte sie. Ihre Beschäftigung als Matratzen-Wollkämmerin war die Ursache ihres Todes. Sie wurde gleichsam in der Länge der Zeit durch die Ausdünstungen der Wolle vergiftet, denn ihr Gewerbe war um so ungesunder und gefährlicher, da sie nur für arme Haushaltungen arbeitete, deren Bettzeug immer zum Ausschuß gehört.

„Sie hatte den Muth eines Löwen und die Resignation eines Engels. Sie sagte mir beständig mit ihrer schwachen, sanften Stimme, welche stellenweise von einem heftigen, trockenen Husten unterbrochen wurde: „„Laß gut sein, ich habe nicht mehr lange Vitriol und Kalkstaub den ganzen Tag einzuathmen; ich speie Blut aus und habe zuweilen Magenkrämpfe, die mir Ohnmachten bereiten.““

„„Aendere Dein Gewerbe,““ sagte ich zu ihr.

„„Woher die Zeit nehmen, um etwas Anderes zu lernen?““ antwortete sie mir, „„und dann ist es jetzt zu spät; es hat mich gepackt, ich fühle es wohl. Es ist nicht mein Fehler,““ fügte das gute Geschöpf bei; „„ich habe meinen Stand nicht gewählt, mein Vater wollte es so. Zum Glücke bedarf er meiner nicht . . . und dann, wenn man todt ist, bekümmert man sich um nichts mehr. Man fürchtet nicht ein gezwungenes Feiern.““

„Victoire sprach diese traurige Bemerkung ganz aufrichtig und mit einer Art von Freude aus. Sie starb auch mit den Worten: „„Endlich... endlich!““

„Es ist indessen sehr schmerzlich, denken zu müssen, daß die Arbeit, von der der Arme sein Brod zu fordern genöthigt ist, zuweilen zu einem langen Selbstmorde wird.

„Ich sagte dies eines Tags zu Agricol. Er antwortete mir, es gebe noch andere tödtliche Gewerbe

Die Arbeiter in Scheidewassern, in Mennig und in Bleiweiß bekommen unter andern vorhergesehene und unheilbare Krankheiten, an denen sie sterben.

„„Weißt Du,““ fügte Agricol bei, „„weißt Du, was sie sagen, wenn sie nach diesen mörderischen Werkstätten abgehen? Wir gehen auf die Schlachtbank!““

„Dieses Wort mit seiner furchtbaren Wahrheit machte mich beben.

„„Und dies geht in unsern Tagen vor,““ sagte ich mit blutendem Herzen zu ihm, „„und man weiß dies, und unter so vielen mächtigen Menschen denkt keiner an die Sterblichkeit, die seine Brüder decimirt, welche genöthigt sind, ein mörderisches Brod zu essen?““

„„Was willst Du, meine arme Mayeux,““ antwortete Agricol, „„so lange es sich darum handelt, das Volk in Regimenter zu stecken, um es im Kriege tödten zu lassen, bekümmert man sich nur zu sehr um dasselbe. Handelt es sich aber darum, dasselbe zu organisiren, um ihm Lebensunterhalt zu sichern, so denkt Niemand daran, außer Herrn Hardy, meinem Meister. Und man sagt: Bah! der Hunger, das Elend oder die Leiden der Arbeiter, was macht das? Das ist nicht Politik! Man täuscht sich,““ fügte Agricol bei; „„das ist mehr, als Politik!““

„. . . . . Da Victoire nichts hinterlassen hatte, womit man einen Gottesdienst hätte bezahlen können, so fand nur eine Erscheinung von Kirchendienern unter der Pforte statt, denn es wurde nicht einmal eine einfache Todtenmesse für die Arme gehalten, und dann, da man die achtzehn Franken für den Geistlichen nicht bezahlen konnte, so begleitete kein Priester den Armen-Karren zu dem gemeinsamen Grabe.

„Wenn so abgekürzte, verstümmelte, beschränkte Leichenbegängnisse, aus dem religiösen Gesichtspunkte betrachtet, genügen, warum erfindet man andere? Ge-

schieht dies aus Habgier? . . . Sind sie dagegen unzulänglich, warum macht man den Dürftigen allein zum Opfer dieser Unzulänglichkeit?

„Aber wozu nützt es, daß man sich um dieses Gepränge, um diesen Weihrauch, um diese Gesänge kümmert, womit man sich mehr oder minder verschwenderisch oder geizig zeigt? Wozu nützt es? Dies sind eitle, irdische Dinge, und um diese kümmert sich die Seele ebenfalls nichts, wenn sie strahlend zum Schöpfer aufsteigt.

„Gestern ließ mich Agricol einen Zeitungsartikel lesen, worin abwechselnd heftige Schmähung oder bittere, verächtliche Ironie angewendet sind, um das anzugreifen, was man das traurige Bestreben einiger Leute aus dem Volke nennt, welche sich unterrichten, schreiben, Dichter lesen und zuweilen Verse machen wollen.

„Die materiellen Genüsse sind uns durch die Armuth untersagt. Ist es menschlich, uns zum Vorwurf zu machen, daß wir Genüsse des Geistes suchen?

„Welches Uebel kann daraus entspringen, wenn ich mir nach einem arbeitsamen, jedes Vergnügens, jeder Zerstreuung entbehrenden, Tage am Abend darin gefalle, ohne daß es irgend Jemand weiß, einige Verse zu sammeln oder in dieses Tagebuch die guten und schlechten Eindrücke zu schreiben, die ich empfunden habe.

„Ist Agricol ein minder guter Arbeiter, weil er, zu seiner Mutter zurückgekehrt, seinen Sonntag dazu anwendet, einige von den Volksliedern zu dichten, welche die nährende Arbeit des Handwerksmannes verherrlichen und zu Allen sagen: Hoffnung und brüderliche Eintracht! Macht er nicht einen bessern Gebrauch von seiner Zeit, als wenn er sie in der Schenke zubrächte?

„Ah, diejenigen, welche uns tadeln wegen dieser unschuldigen, edeln Abwechselung, die wir in unsere Arbeiten und in unsere Leiden zu bringen suchen, täuschen sich, wenn sie glauben, je mehr der Geist sich erhebe und verfeinere, desto ungeduldiger ertrage man die Entbehrungen, die Armuth, und die Aufreizung gegen die Glücklichen der Welt nehme zu.

„Zugegeben, dies sei so, was aber nicht der Fall ist ... wäre es nicht besser, einen verständigen, erleuchteten Feind zu haben, an dessen Vernunft, an dessen Herz man sich wenden könnte, als einen albernen, wilden und unversöhnlichen?

„Aber nein, im Gegentheil, die Feindseligkeiten verwischen sich, je mehr der Geist sich entwickelt. Der Horizont des Mitleids erweitert sich. Man gelangt zum Verständniß der moralischen Schmerzen. Man erkennt, daß häufig auch die Reichen furchtbaren Leiden preisgegeben sind, und die Brüderschaft des Unglücks ist bereits eine sympathetische Gemeinschaft.

„Ach! auch sie verlieren und beweinen bitterlich abgöttisch geliebte Kinder, theure Geliebtinnen, anbetungswürdige Mütter. Auch bei ihnen gibt es, besonders unter den Frauen, mitten unter Luxus und Herrlichkeit viele gebrochene Herzen, viele leidende Seelen, viele insgeheim unterdrückte Thränen.

„Sie mögen also nicht erschrecken.

„Sich erleuchtend, ihres Gleichen im Verstande werdend, lernt das Volk die Reichen beklagen, wenn sie unglücklich und gut ... und sie noch mehr beklagen, wenn sie glücklich und boshaft sind.

„. . . . . . . Welch ein Glück! ... Welch ein schöner Tag! Ich bin außer mir vor Freude! Oh! ja, der Mensch ist gut, ist wohlthätig. Oh! ja, der

Schöpfer hat in ihn alle edelmüthige Instinkte gelegt . . . und wenn er nicht eine monstruose Ausnahme ist, thut er das Böse nie freiwillig.

„Folgendes habe ich so eben gesehen. Ich warte den Abend nicht ab, um es niederzuschreiben, denn es würde gleichsam in meinem Herrzen erkalten.

„Ich war ausgegangen, um dringende Arbeit fortzutragen. Ich ging über die Place du Temple. Einige Schritte vor mir führte ein Kind von höchstens zwölf Jahren, trotz der Kälte mit bloßem Kopfe und nackten Beinen, nur eine Hose und ein schlechtes zerlumptes Wamms auf dem Leibe, ein großes, plumpes Karrenpferd am Zügel, das ausgespannt war, aber sein Geschirr noch trug. Von Zeit zu Zeit hielt das Pferd plötzlich stille und weigerte sich, weiter zu gehen. Das Kind hatte keine Peitsche, um es vorwärts zu zwingen, vergebens zog es am Zaume; das Pferd blieb unbeweglich. Dann rief der arme Kleine: „„Oh, mein Gott! . . . mein Gott!““ weinte heiße Thränen, und schaute um sich her, um die Hülfe der Vorüber gehenden anzuflehen.

„Auf seinem lieben kleinen Gesichte war ein so peinlicher Schmerz ausgedrückt, daß ich, ohne mich zu bedenken, etwas unternahm, worüber ich jetzt zu lächeln nicht umhin kann, denn ich mußte ein wahrhaft groteskes Schauspiel bieten.

„Ich habe furchtbare Angst vor den Pferden, und fürchte mich noch viel mehr, mich den Blicken des Volkes preiszugeben. Gleichviel, ich waffnete mich mit Muth, ich hatte einen Regenschirm in der Hand . . . ich näherte mich dem Pferde und mit dem Ungestüm einer Ameise, welche einen großen Stein mit einem Strohhalm erschüttern wollte, schlug ich einmal mit meiner ganzen Kraft mit dem Regenschirm auf das Kreuz des widerspänstigen Thieres.

„„Ach, ich danke, meine gute Dame!““ rief das Kind, seine Thränen trocknend, „„haben Sie die Güte

schlagen Sie noch einmal, es wird dann vielleicht gehen.""

„Ich verdoppelte heldenmüthig meinen Schlag; aber ach! geschah es aus Bosheit oder aus Trägheit, das Pferd beugte die Kniee, legte sich nieder und wälzte sich auf dem Pflaster. Dann sich in sein Geschirr verwickelnd, zerriß es dieses und zerbrach sein großes hölzernes Kummet. Ich hatte mich rasch entfernt, aus Furcht, Fußtritte zu bekommen. Bei diesem neuen Mißgeschick konnte sich das Kind nur mitten auf der Straße auf die Kniee werfen; die Hände faltend und schluchzend rief es mit verzweifeltem Tone: „„zu Hülfe! zu Hülfe!""

„Dieses Geschrei wurde vernommen, mehrere Vorübergehende blieben stille stehen. Es wurde dem widerspänstigen Pferde eine wirksamere Correction ertheilt, es erhob sich, aber in welchem Zustande, großer Gott! es war völlig ohne Geschirr.

„„Mein Herr wird mich schlagen,"" rief das arme Kind mit verdoppeltem Schluchzen, „„ich bin bereits um zwei Stunden zurück; denn das Pferd wollte nicht gehen, und nun ist sein Geschirr völlig zerrissen. Mein Herr wird mich schlagen, wird mich fortjagen. Mein Gott, was soll aus mir werden? Ich habe weder Vater noch Mutter!""

„Bei diesem herzzerreißenden Ausrufe sprach eine brave Händlerin vom Temple, welche sich unter den Neugierigen befand, mit gerührter Miene:

„„Keinen Vater, keine Mutter!... Verzweifle nicht, lieber Kleiner. Es gibt Mittel im Temple. Man wird Dein Geschirr wieder zurecht machen, und wenn meine Gevatterinnen sind, wie ich, so gehst Du nicht mit nackten Beinen und bloßem Kopfe bei solchem Wetter.""

„Dieser Vorschlag wurde durch Zuruf angenommen. Man führte das Kind und das Pferd weg. Die Einen beschäftigten sich damit, das Geschirr zurecht zu

machen, dann lieferte die eine Händlerin eine Mütze, die andere ein Paar Strümpfe, diese Schuhe, jene ein gutes Wamms. In einer Viertelstunde war das Kind warm gekleidet und das Geschirr wiederhergestellt. Ein großer Bursche von achtzehn Jahren schwang eine Peitsche, die er dem Pferde als Ankündigung um die Ohren knallen ließ, und sagte zu dem Kinde, das abwechselnd seine guten Kleider und die Händlerinnen anschaute, und sich wohl für den Helden eines Feenmährchens hielt:

„„Wo wohnt Dein Herr, mein Junge?““

„„Quai du Canal-Saint-Martin, mein Herr,““ antwortete er mit bewegter, vor Freude zitternder Stimme.

„„Gut,““ sprach der junge Mann, „„ich will Dir helfen Dein Pferd zurückführen; es wird mit mir vorwärts marschiren, und ich sage Deinem Herrn, daß Dein längeres Ausbleiben von seinem Fehler herrührt. Man vertraut ein stätiges Pferd nicht einem Kinde von Deinem Alter an.““

„In dem Augenblick, wo er sich entfernen wollte, sagte der arme Kleine schüchtern zu der Händlerin, indem er seine Mütze abnahm:

„„Madame, erlauben Sie mir, daß ich Sie küsse.““

„Und seine Augen füllten sich mit Thränen der Dankbarkeit. Es war ein Herz in diesem Kinde.

„Diese Scene der Volkswohlthätigkeit hatte eine kostbare Bewegung in meinem Gemüthe hervorgebracht. So lange ich konnte, folgte ich mit den Augen dem großen jungen Manne und dem Kinde, das dießmal Mühe hatte, dem Schritte des Pferdes zu folgen, welches plötzlich durch die Furcht vor der Peitsche gelehrig geworden war.

„Nun wohl, ich wiederhole mit Stolz, das Geschöpf ist von Natur gut und hülfreich. Nichts konnte freiwilliger sein, als diese Bewegung des Mitleids,

der Zärtlichkeit bei dieser Menge, als der arme Junge ausrief: „„Was soll aus mir werden? Ich habe weder Vater, noch Mutter!““

„Unglückliches Kind! weder Vater noch Mutter! sagte ich zu mir selbst... Einem rohen Herrn preisgegeben, der den Knaben kaum mit Lumpen bedeckt und ihn mißhandelt. Ohne Zweifel muß er in dem Winkel irgend eines Stalles liegen. Armer Kleiner! er ist so sanft und gut, trotz des Elends, trotz des Unglücks! .. Ich habe es wohl gesehen, er war mehr dankbar, als erfreut über das Gute, das man ihm that. Aber vielleicht wird diese gute Natur, verlassen, ohne Stütze, ohne Rath, ohne Hülfe, erbittert durch die schlimme Behandlung, sich verfälschen, sich verschlimmern... Dann kommt das Alter der Leidenschaften, dann kommen die schlimmen Aufregungen.....

„Ah! bei dem jeder Erbschaft beraubten Armen ist die Tugend doppelt heilig und achtungswerth.

„Diesen Morgen, nachdem sie mich wie immer sanft darüber gezankt hatte, daß ich nicht in die Messe ging, sagte die Mutter von Agricol das in ihrem treuherzig glaubenden Munde so rührende Wort: „„Glücklicherweise bete ich mehr für Dich, als für mich, meine arme Mayeux. Der gute Gott wird mich hören und Du wirst hoffentlich nicht in das Fegfeuer wandern.““

„Gute Mutter, engelische Seele, sie sagte mir diese Worte mit einem so sanften Ernste, mit so reinem Glauben an den glücklichen Erfolg ihrer frommen Vermittelung, daß ich fühlte, wie meine Augen feucht wurden, und ich warf mich ihr um den Hals mit so aufrichtiger Dankbarkeit, als ob ich an das Fegfeuer geglaubt hätte.

„Dieser Tag ist ein glücklicher für mich gewesen; ich werde hoffentlich Arbeit finden, und ich verdanke dieses Glück einer jungen Person voll Gutmüthigkeit; sie soll mich morgen in das Saint-Marie Kloster führen, wo man mich, wie sie glaubt, verwenden wird."

Bereits tief erschüttert durch das Lesen dieses Tagebuchs, bebte Florine bei der Stelle, wo die Mayeux von ihr sprach, und sie fuhr fort:

„Nie werde ich vergessen, mit welch' rührender Theilnahme, mit welch' zartem Wohlwollen mich dieses junge Mädchen aufgenommen hat, mich, die Arme, Unglückliche. Es wundert mich nicht, sie war bei Fräulein von Cardoville. Sie mußte würdig sein, sich der Wohlthäterin von Agricol zu nähern. Stets wird es mir theuer und kostbar bleiben, mich ihres Namens zu erinnern; er ist anmuthig und hübsch, wie ihr Antlitz; sie heißt Florine. Ich bin nichts, ich besitze nichts, aber wenn die glühenden Wünsche eines von Dankbarkeit durchdrungenen Herzens gehört würden, so wäre Mademoiselle Florine glücklich, sehr glücklich.

„Ach! ich bin darauf beschränkt, Wünsche für sie zu thun ... nur Wünsche, denn ich vermag nichts, als mich ihrer zu erinnern und sie zu lieben."

Diese Zeilen, welche so einfach die aufrichtige Dankbarkeit der Mayeux aussprachen, brachten dem Zaudern von Florine den letzten Schlag bei; sie konnte der edelmüthigen Versuchung, welche sie ergriff, nicht länger widerstehen.

Je mehr sie in den verschiedenen Bruchstücken dieses Tagebuches las, desto mehr machten ihre Achtung, ihre Zuneigung für die Mayeux Fortschritte; inniger als je fühlte sie, wie schändlich es von ihr war, viel-

leicht den Sarkasmen der Verachtung, die geheimsten Gedanken dieser Unglücklichen auszuliefern.

Zum Glücke ist das Gute oft eben so ansteckend, als das Böse. Elektrisirt von Allem, was Warmes, Edles, Erhabenes in den so eben durchlesenen Zeilen lag, hatte sich die wankende Tugend von Florine in dieser belebenden, reinen Quelle wieder gestärkt, und einer von den guten Gemüthsbewegungen nachgebend, welche sie zuweilen fortrißen, entfernte sie sich aus ihrem Zimmer mit dem Manuscripte, fest entschlossen, wenn die Mayeux nicht zurückgekehrt wäre, es dahin zu legen, wo sie es genommen hatte, fest entschlossen auch, Rodin zu sagen, dieses zweite Mal seien ihre Forschungen nach dem Tagebuche fruchtlos gewesen, ohne Zweifel habe die Mayeux ihren ersten Entwendungsversuch wahrgenommen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sue, Eugène,

Der ewige Jude

Bd.: 13/15

Stuttgart (1845)

L.eleg.g. 16 t-1,7
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10572921-6